Georg Joachim Göschen

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Research Library, The Getty Research Institute

http://www.archive.org/details/daslebengeorgjoa02gosc

Elliott & Fry photo. Walker & Cockrell ph. sc.

Das Leben
Georg Joachim Göschens

von seinem Enkel

Viscount Goschen

Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe

übersetzt von

Th. A. Fischer

Zweiter Band

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1905

Alle Rechte vorbehalten.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhaltsangabe.

Band II.

		Seite
Kapitel XVII.	Göschen und Cotta	1—29
„ XVIII.	„Das große Unternehmen"	30—60
„ XIX.	Endlich Erfolg	61—92
„ XX.	Die Zeitlage und ihr Einfluß. — Iffland und Klopstock	92—120
„ XXI.	Ein origineller Korrektor	121—150
„ XXII.	Mitstreiter im Xenienkampf	151—171
„ XXIII.	Prachtwerke	172—193
„ XXIV.	Göschens spätere Beziehungen zu Schiller	194—211
„ XXV.	Letzte Verbindungen mit Schiller . . .	212—228
„ XXVI.	Wieland	229—248
„ XXVII.	Kriegszeiten	249—266
„ XXVIII.	Unter eiserner Faust	267—288
„ XXIX.	Grimma und Hohenstädt im Jahre 1813	289—306
„ XXX.	Bis zum Falle Napoleons	307—323
„ XXXI.	Die letzten Jahre	324—353
„ XXXII.	Göschen als Mann und Bürger . . .	354—377
Anhang. I.	Urteil des Leipziger Schöppengerichts . .	378—380
„ II.	Zum Seume-Kapitel	380—381
	Zwei ungedruckte Reisebriefe Seumes . .	382—387

Verzeichnis der Illustrationen.

Band II.

Seite

Viscount Goschen . . . . . Titelbild
Nach einer Photographie von Elliot & Fry.

Hohenstädt 28
Nach einem alten Stich.

Autographierter Brief von Wieland an Göschen, 1789 . . . 44

Wieland 60
Nach einem Kupferstich von M. Steinla (Porträt von F. Jagemann).

Wieland 82
Nach einem Kupferstich von J. F. Bause (Zeichnung von Graff). Titelkupfer zu Band I der Quartausgabe der Gesammelten Werke, 1794.

Illustrationen von Chodowiecki zu Ifflands Stück „Die Jäger" (1787) 100

Klopstock 108
Titelbild zu Band VII von Klopstocks Werken, Quartausgabe, 1798 bis 1809.

Siona 110
Kupfer zu Klopstocks Oden von Schnorr v. Carolsfeld.

Teutona 110
Kupfer zu Klopstocks Oden von Schnorr v. Carolsfeld.

J. G. Seume 120

Aussicht von Göschens Hause in Hohenstädt 144

Probe des griechischen Satzes der Oktavausgabe von Wolfs Homer, 1806 186

Probe des griechischen Satzes der Folioausgabe von Wolfs Homer, 1806 188

Fenster des von Schiller bewohnten Zimmers in Göschens Landhaus 202

Theodor Körner als Knabe 282
Nach einem Gemälde im Körner-Museum zu Dresden.

Druckerei in Grimma 286

Grimma 296
Nach einem alten Stich.

Theodor Körner als Lützower Jäger, 1813 300
Nach einem Gemälde von seiner Schwester, Emma Körner, im Körner-Museum zu Dresden.

Wilhelm Heinrich Göschen 308
Nach einem Gemälde von H. W. Phillips.

Autographierter Brief von Georg Joachim Göschen, 1810 . . 356

Siebzehntes Kapitel.

Göschen und Cotta.

1794—1798.

Ich komme jetzt zu einer sehr traurigen Episode im Leben meines Großvaters, zu der langen Entfremdung zwischen ihm und dem berühmtesten und geliebtesten seiner Dichterfreunde. Neue und hervorragende Autoren drängten sich zu seiner Firma, die so Glänzendes leistete. Er näherte sich schnell dem Zenith seiner Berühmtheit, typographischen Triumphen und einer staunenswerten Leistung auf dem Gebiete des Verlages. Aber während dreier Jahre in diesem überaus wichtigen Abschnitt seiner Laufbahn, als Schreiben der Anerkennung die man seiner Energie und seinem Erfolge zollte, von allen Seiten bei ihm einliefen, erreichte ihn kein Wort der Teilnahme oder des Glückwunsches von dem Manne, dessen Ermutigung ihm vor allen andern teuer gewesen sein würde. Wir müssen uns die Beziehungen beider Männer zueinander ins Gedächtnis zurückrufen zur Zeit, als Schiller nach Schwaben reiste, um den pathetischen Charakter dieses Bruches völlig zu verstehen. Bis dahin hatte keiner von beiden ein Wort des Vorwurfs geäußert.

Im Gegenteil hatte Schiller immer von neuem — trotz eines gelegentlichen Mißtons in seinen Briefen an Körner mit Bezug auf seine Unabhängigkeit von Göschen, falls der letztere auf seine Bedingungen nicht eingehen wolle — anerkannt, wie sehr er seinem freigiebigen Zahlmeister verpflichtet sei, der ihn durch seine freiwillig-großmütige Behandlungsweise manchmal „überrascht" hatte, und der ihm in

Zeiten des Druckes und der Krankheit stets zu Hilfe gekommen war, so ungünstig auch seine eigenen Finanzen standen. Er hatte mit den Ausdrücken inniger Dankbarkeit erklärt, daß er die Interessen des Verlegers als seine eigenen betrachten wolle, und daß er einer lebenslänglichen gemeinsamen Arbeit entgegensehe. Wir müssen ferner an die intimen persönlichen Beziehungen, an die Kameradschaft früherer Jahre zurückdenken, als beide, jeder in seinem Beruf, sich als Anfänger durch das Leben schlugen, an den Austausch freundlicher Besuche und an ihren herzlichen Verkehr als verheiratete Männer, während ihr Frauen die Bande engster Freundschaft noch fester zu knüpfen schienen. Und doch kam es zum Bruch! Warum?

Der unparteiische Leser wird in den Stand gesetzt werden, sich selbst ein Urteil zu bilden; die Geschichte aber muß zum allergrößten Teile aus dem Munde von Schiller und Cotta, meines Großvaters Widersacher in den kommenden Konflikte, erzählt werden; denn von Göschen selbst wurden nicht eher Briefe über diesen Gegenstand geschrieben, als bis nach einem langen und schmerzlichen Zwischenraum eine Versöhnung bereits eingeleitet worden war.

Frühere Biographen beider Männer haben sich weidlich bemüht, eine Erklärung für die Unterbrechung jener Intimität aufzufinden, und haben, da es ihnen an Beweisen gebrach, verschiedene Vermutungen aufgestellt. Es ist aber völlig nutzlos, jetzt noch nach weit hergeholten Erklärungen zu suchen; die früher unverständliche Ursache des Bruches ist durch die im Jahre 1876 von Dr. Vollmer veröffentlichte Korrespondenz von Schiller und Cotta vollständig aufgeklärt worden.

Nach der Ankunft Schillers in seinem Geburtslande war nichts natürlicher, als daß J. F. Cotta in Tübingen, der bedeutendste Verleger in jener Gegend, den Versuch machen sollte, die Bekanntschaft seines Landsmanns zu machen, und ihn für seinen Verlag zu gewinnen.

Ebenso eifrig und ehrgeizig wie Göschen ergriff er die Gelegenheit der Anwesenheit Schillers in seiner Nachbarschaft,

um sich ihm zu nähern, wobei er die Dienste eines gemeinsamen Freundes, J. C. Fr. Haug*), in Anspruch nahm. Der folgende Brief des Dichters an Haug zeigt, welchen Erfolg die Vorschläge Cottas hatten.

„Ludwigsburg, d. 30ten October 1793.

Recht verbindlichen Dank, lieber Freund, für die überschickten Schriften, und die freundschaftliche Mühe, die Sie meinetwegen übernommen haben. Wie sehr wünschte ich, auch schon Ihretwegen, HEn Cotta willfahren zu können, sey es durch welche Schrift es wolle. Aber ob ich gleich an Göschen nicht gebunden bin, so ist derselbe doch mein Freund, und hat ein freundschaftliches Recht wenigstens an die erste Anfrage von mir. Ich habe bereits wegen meiner Schrift über die Theorie des schönen Umgangs an ihn geschrieben, und wenn er solche auf Ostern nicht drucken kann, wie ich es haben will, so habe ich darüber freye Hand. Wenn meine Tragödie: die Johanniter zu Stande kommen sollte, so würde ich noch mehr freye Macht damit haben (denn die Schrift über den ästhetischen Umgang gehört eigentlich doch zu der über Anmut und Würde, als Pendant, sollte also billig gleichen Druck und Verleger haben) auch würde, wie ich glaube, HE. Cotta mit einem dramatischen Stück ein größerer Gefalle geschehen. Doch müßen Sie ihn preveniren, daß ich mit einer Tragödie, die mir 3 und 4 mal soviel Arbeit kostet, als die beste Schrift von historischem oder philosophischem Innhalt, etwas theuer bin. Unter 30 Carolin kann ich sie HEn. Cotta nicht laßen, und da muß er sehen, wie er mit den Nachdruckern zu recht kommt."**)

Aus diesem Briefe erhellt, daß Schiller zögerte, die erste Anfrage wegen irgend einer seiner Schriften an jemand

*) Geb. 1761; starb 1829 in Stuttgart, Freund Schillers und Matthisons; besonders hervorragend als Verfasser von witzigen Epigrammen.

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta von W. Vollmer, Stuttgart 1876, S. IX.

anders gelangen zu lassen als an Göschen, der „sein Freund war", und an den er bereits wegen seiner Schrift über den „schönen Umgang" geschrieben hatte. Auf der andern Seite fühlte er augenscheinlich die Neigung, sich eine zweite Tür offen zu halten, und benutzte deshalb die Gelegenheit, um Cotta von vornherein wissen zu lassen, er — Schiller — „sei etwas teuer." Immerhin war sein freundschaftliches Verhältnis zu Göschen bis dahin, trotz seiner sechsmonatlichen Abwesenheit unter neuen Freunden, nicht erschüttert, wie dies aus der Kritik einiger Schauspiele hervorgeht, die der Verleger seiner Beurteilung unterbreitet hatte, und die er mit folgenden freundlichen Worten schließt (d. 4ten Febr. 1794): „So bald nur irgend eine gute Laune zur Revision sich einstellt, vollende ich ‚Anmut und Würde'. Bisher fehlte es mir ganz an der Stimmung, die zu einem solcher Geschäft nötig ist. Unter den Pränumeranten zum Wieland notieren Sie mich auch für die Ausgabe im großen Octav. Alles befindet sich bei mir wohl, und ich bin seit etlichen Wochen auch um vieles erträglicher. Ihre Frau grüßen wir herzlich.*)

Im März desselben Jahres bei einem kurzen Besuch in Tübingen machte Schiller die persönliche Bekanntschaft Cottas. Was sich bei ihrer ersten Begegnung zutrug, ist nicht ersichtlich; kurz darauf aber scheint der Dichter an Cotta geschrieben zu haben, und zwar mit der Bitte um einen Vorschuß von 200 Talern gegen eine Anweisung auf Göschen. Dieser Brief ist uns nicht aufbewahrt, so daß die Bedingungen, unter denen der Vorschuß erfolgte, nicht bekannt geworden sind. Der Herausgeber des Schiller-Cottaschen Briefwechsels nimmt jedoch als selbstverständlich an, daß Schillers Schriften eine Art Unterpfand dafür bilden sollten. Es war bedauerlich, daß Göschen in dieser Sache mit einem konkurrierenden Verleger in Berührung kam: hier lag der Funke, der bald darauf zur Flamme angefacht werden sollte.

*) Siehe „Grenzboten" II, 1870, S. 385 f. Siehe auch Jonas, Schillers Briefe, Bd. II.

Von der Anweisung, die eine so wichtige Rolle in der nun folgenden Krisis spielen sollte, wurde Göschen von Schiller in einem Briefe unterrichtet, der ebenfalls verloren gegangen ist. Der folgende Brief jedoch wiederholt die Ankündigung und erklärt sie.

„Stuttgart, d. 4ten Mai 1794.

Meinen letzten Brief, lieber Freund, worin ich Sie bat, eine Assignation an Sie von 200 Rtl. auf die Mitte des Junius zahlbar, die Herr Cotta aus Tübingen Ihnen präsentieren wird, zu acceptiren, werden Sie hoffentlich erhalten haben. Wahrscheinlich läuft während dieser Zeit noch das Geld aus Coppenhagen ein, daß Sie diese 200 Rtl. davon abziehen können. Ich brauchte Geld, und wußte es nicht anders anzugreifen, wenn ich nicht meinen Callias an Cotta überlassen wollte.

Übermorgen werde ich meine Rückreise antreten und Ihnen also um fast vierzig Meilen näher seyn. Ich bin voller Erwartung wie es mit Wielands Schriften ergangen ist, denn das müssen Sie wohl jetzt schon wissen.

Herr Cotta wird Ihnen sagen, daß ich ihm zu einem dramatischen Stücke Hoffnung gemacht habe, aber ich habe mir und Ihnen das Recht reservirt solches einige Jahre später neu aufzulegen. Leben Sie wohl. Ganz der Ihrige

Schiller."*)

Was Göschen antwortete, ist mir nicht bekannt; aber hier war, wie gesagt, der Grund zu einer tiefgehenden Verstimmung gelegt. „Wenn ich nicht meinen Callias an Herrn Cotta überlassen wollte!" War es möglich, daß Göschen diese Schrift, die später als Schillers Hauptwerk über die Ästhetik angesehen werden sollte, ein Werk, mit dem er und der Verfasser „Ehre einzulegen" gedachten, zu verlieren im Begriff stand? Diese Anspielung auf den „Callias" war es, die bei Göschen den Verdacht erregte, daß Cotta Schiller

*) Siehe „Grenzboten" l. c. Auch Jonas, Schillerbriefe, Bd. II.

durch seine Vorschläge in sein Netz zu ziehen suche. „Callias" war ihm selber versprochen worden, und die bloße Idee, daß Schiller daran denken könne, ihn an Cotta zu überlassen, selbst als letzte Zuflucht, legte die Möglichkeit eines Vertrauensbruches nahe. Sein Zorn glomm zur Zeit noch unter der Asche und kam, was Schiller selbst betrifft, erst viel später zum Ausbruch.

Unterdessen erlaubte Schiller Cotta auch in das Gebiet des Verlegers Crusius überzugreifen und plante ein Vorgehen, wodurch seinem Kontrakte mit dem letzteren einigermaßen Gewalt angetan wurde.

Aus alle diesem geht zur Genüge hervor, daß Schiller begierig war, sich einen dritten Verleger für seine Werke außer Crusius und Göschen zu sichern, und nicht ganz ungeneigt, sein Verhältnis zu diesen beiden zugunsten seines Landsmannes Cotta zu lösen. Der letztere schien über beträchtliche Geldmittel zu verfügen; was konnte man dagegen von Göschen erwarten, dessen riesiges Unternehmen, vier Separatausgaben von Wielands Werken, eine Reihe von dreißig Bänden, gleichzeitig zu veröffentlichen, alle seine Kräfte in Anspruch nahm?

Es war daher Cotta, dem Schiller seinen Lieblingsplan einer großen Zeitschrift mit Beiträgen von aller möglichen Berühmtheiten zu gründen, vorzulegen beschloß, einen Plan, den er bereits im Jahre 1792 Körner und Göschen gegenüber erwähnt hatte. Während des Jahres 1793 blieb derselbe liegen, ein Jahr später jedoch hatte ihn Schiller wieder mit großem Eifer aufgenommen.

Cotta, welcher seinerseits seit einiger Zeit den Plan einer deutschen politischen Zeitung, nach dem Muster der besten, französischen und englischen Zeitungen ausgearbeitet hatte, war nur zu geneigt, auf Schillers Idee einzugehen, in der Hoffnung, daß der letztere ihn dann umgekehrt in seinen Plänen unterstützen würde. Am 4ten Mai machten Verleger und Dichter einen Ausflug nach Unter-Türkheim, und

das Resultat war die Zwillingsgeburt der berühmten Zeitschrift, die „Horen", und der „Allgemeinen Zeitung." Der Kontrakt wurde nach Schillers Rückkehr nach Jena förmlich unterzeichnet, doch beschloß der Dichter nach einer Beratung mit seinen Freunden die Stelle eines Herausgebers der Zeitung abzulehnen; dagegen drang er in Cotta, alle seine Energie aufzubieten, um den „Horen" zu einen glänzenden Erfolg zu verhelfen. Er hoffte, die besten Kräfte zur Mitarbeiterschaft zu gewinnen, und fügte in einem Briefe hinzu: „Was mich betrifft, so ist dieß der einzig mögliche Weg, daß Sie der Verleger aller meiner künftigen Schriften werden; denn sobald ich für ein Journal schreibe, heben sich alle anderen Verbindungen auf. Ließe ich aber meine Schriften einzeln drucken, so hätte Hr. Göschen immer das erste Recht an meine neuesten Arbeiten, indem ich sie ihm schon versprochen habe." *)

So deutete Schiller schon hier eine Methode an, wodurch der Tübinger Verleger sich alle seine künftigen Schriften sichern könne. Die Ansprüche des Leipziger Freundes traten rasch in den Hintergrund. Aber abgesehen hiervon, hält es schwer, Schillers eigentümliche Ansicht zu teilen, „daß, sobald er für ein Journal schreibe, alle anderen Verbindungen aufhörten"; ebenso wenig sieht man recht ein, warum angesichts seiner Beiträge zu der „Thalia" und dem „Mercur", seine Mitarbeiterschaft an den „Horen" alle andern Verbindlichkeiten aufheben sollte. Auf jeden Fall stand fest, daß Göschen diese Ansicht nicht teilen würde, insbesondere, da Abschnitte einer der Arbeiten, die Schiller ihm angeboten, bruchstückweise in den „Horen" veröffentlicht und dann zu einem besonderen Bande vereint, unter dem Titel „Ästhetische Briefe an den Herzog von Augustenburg" veröffentlicht werden sollten. Sie begannen in der ersten Nummer jener Zeitschrift vom Januar 1795.

So brachten die „Horen" Schiller und Cotta ganz natürlicher Weise in engere Verbindung, und endlich bat der letztere den

*) Siehe Vollmer, a. a. O., S. 15.

Dichter dringend, ihm zu erlauben, für alle künftige Zeit sein Verleger zu sein. Schiller antwortete unter dem 16ten März 1795:

„Da Sie Lust haben, auch meine übrigen Werke zu verlegen, so wollen wir das nächste Jahr, wenns irgend möglich ist, mit einer verbesserten Auflage meiner Schauspiele den Anfang machen, vorausgesetzt, daß Göschen des Carlos wegen darein willigt. Meine vermischten kleinen prosaischen Schriften und Gedichte hat Crusius schon, dem ich sie nicht nehmen kann; es bleiben also vor der Hand nur die Schauspiele, und in der Folge die ästhetischen Briefe übrig. Doch von allem diesem wird sich mündlich schon sprechen lassen."*)

Was war jetzt aus dem Gefühl geworden, daß Göschen „sein Freund sei, obgleich er nicht an ihn gebunden," und „daß er ein freundschaftliches Recht wenigstens an die erste Anfrage habe"? Widerwärtige und mächtige Einflüsse taten ihr Werk. Aber Göschen hatte eine Waffe in Händen: „Don Carlos" war sein unbestrittenes Eigentum, und ohne seine Einwilligung hätte die vorgeschlagene Ausgabe der gesammelten Schauspiele Schillers ohne dies beliebte Meisterstück erscheinen müssen. Man mußte sich daher an Göschen wenden, und hier erhob sich die Frage: war es wahrscheinlich, daß der Vorschuß Cottas und die verhängnisvolle Anspielung auf den „Callias" in den Briefen vom Mai 1794 so schnell vergessen sein würden?

Welche vorwurfsvolle Gedanken Göschens Gemüt um diese Zeit bewegten, läßt sich nur aus späteren Briefen schließen, denn die von ihm im Jahre 1794 geschriebenen sind uns nicht aufbehalten. Schiller aber war sich lange nicht bewußt Anstoß gegeben zu haben, denn die einzigen Briefe an Göschen aus diesem Jahre nach dem bereits zitierten vom 4. Mai 1794 waren in durchaus freundlichen

*) Siehe Vollmer, a. a. O., S. 76.

Ausdrücken abgefaßt. Am 16. Juni schrieb er von Jena aus, wohin er um diese Zeit zurückgekehrt war: „Ich habe gegenwärtig Lust und Zeit, mit „Anmuth und Würde" wichtige Abänderungen vorzunehmen, und einige Äußerungen Kants darüber in der 2ten Ausgabe seiner Religionslehre geben mir eine schöne Veranlaßung dazu. Lassen Sie mich wissen, ob Sie jetzt eine zweite Ausgabe davon veranstalten wollen."

„Wie viele Stücke Thalia sollen noch erscheinen? Ich bin dafür, daß wir außer dem welches in Arbeit ist . . allerhöchsten noch zwey nachliefern und dann die Thalia begraben. Der Abgang ist nicht so, daß Sie mehr dafür thun können, und mir trägt sie zu wenig Vortheile; besonders wenn ich eingesandte Stücke bezahlen und die meisten selbst machen muß.

„Hier übersende ich Ihnen auch das Werk meines Vaters über die Baumzucht, welches zuverläßig in dem Fache, worin es handelt, etwas vorzügliches ist. Können Sie es, 1 Carolin für den Bogen, brauchen, so steht es Ihnen zu Diensten. Lassen Sie mich bald Ihren Entschluß wissen. Immer der Ihrige

Schiller"*)

Wenn nun auch die Ankündigung, daß Göschen endlich eine zweite und revidierte Ausgabe von „Anmut und Würde" vorbereiten dürfe, diesem willkommen sein mußte, so konnte ihn doch die Aussicht, die „Thalia", jenes erste Bindeglied zwischen Schiller und Göschen, zu „begraben" nur mit tiefen Schmerz erfüllen. In Wahrheit wurde Schiller durch die Herausgabe der von Cotta verlegten „Horen" abgehalten, auch noch für Göschens „Thalia" zu arbeiten, und so verlor mein Großvater allmählich seinen berühmten Geschäftsfreund. Was das Manuskript über das Forstwesen anbetrifft, so wurde es abgelehnt, und diese Ablehnung hat man ebenfalls zur Erklärung der Reibung zwischen Dichter und Verleger angeführt. Der folgende auf das gleiche Manuskript bezügliche

*) Jonas, l. c. „Grenzboten", l. c.

Brief zeigt jedoch bis dahin noch keine unfreundlichen Gesinnungen auf Seiten Schillers:

„Jena, d. 10ten Nov. 1794.

„Seyen Sie doch so gut, lieber Freund, und lassen nachsehen ob nicht eine Handzeichnung, den Abriß einer Baumschule betreffend, bey Ihnen liegt. Ich schickte Ihnen solche voriges Frühjahr mit dem Manuscript meines Vaters und bekam sie nicht wieder zurück. Weil das Manuscript seit der Zeit nicht gebraucht wurde, so wurde daran nicht mehr gedacht; jetzt, da es gedruckt werden soll, bin ich desselben benötigt.

Ich höre Alles gute von Ihrer Unternehmung, obgleich ich nichts davon sehe. Seyen Sie versichert, daß der gute Erfolg Ihrer Angelegenheit mich von Herzen erfreut.

Wenn Sie nächste Ostern eine medicinische Schrift über epidemische Fieber (von der ich Ihnen vielleicht schon geschrieben habe) und die einen vortrefflichen Arzt zum Verfasser hat, in Verlag wollen, so sagen Sie mir zwey Worte in Ihrer Antwort. Ich kann über dieses Buch disponieren und ich weiß, daß es ein guter Artikel ist.

Es wird ein Alphabet im Druck betragen und der Verfasser, ein Reichsländer, verlangt für das ganze nur 25 Carolin Honorar.

Leben Sie recht wohl, lieber Freund. Ihrer Jette von uns beyden viele Grüße.

Ihr

Schiller."*)

Welchen Eindruck Schillers freundliche Worte auf Göschen machten, darüber bin ich nicht imstande zu urteilen; aber sicher ist, daß sich seit der Ankündigung des ersten Cottaschen Vorschlages an den Dichter nichts ereignet hatte, das irgendwie geeignet erschienen wäre Göschens wachsenden Zorn gegen seinen machtvollen Konkurrenten zu beschwichtigen. Auch ist zu bezweifeln, ob ihm das Anerbieten eines Buches von einem andern Verfasser auch nur im allergeringsten im Lichte eines Ersatzes für den Verlust der Produkte aus Schillers

*) Siehe Jonas, l. c. „Grenzboten", l. c., S. 387 f.

eigener Feder erschien. Der obige Brief ist der letzte, der von Schiller während einer Frist von beinahe drei Jahren an meinen Großvater gerichtet wurde. Wenn aber auch die Bande gelockert waren, so waren sie doch von des Dichters Seite noch nicht zerrissen. An dem Herzen des Verlegers aber zehrte der Zorn.

Cotta und Göschen mußten sich im gewöhnlichen Verlauf der Dinge auf der Leipziger Ostermesse des Jahres 1795 treffen. Hier kam es zu den ersten Plänkeleien zwischen beiden mit Bezug auf Cottas Absicht, die sämtlichen Werke Schillers zu verlegen. Cotta schrieb an Schiller, daß er Göschen gesehen, und daß dieser augenscheinlich von seiner Leidenschaft hingerissen, sich bereit erklärt habe, seine Ansprüche auf den „Callias" zugunsten seines Konkurrenten aufzugeben. Darauf fand eine zweite Begegnung statt, und auf dieser wurde der große Kampf ausgefochten. Cottas Bericht darüber lautet folgendermaßen:

„Leipzig, d. 8. Mai 1795.

. . . Seit dem ich die Ehre hatte, das Paket am 5. h. an Sie mit einem Brief abzusenden, habe ich mit Göschen noch einen starken Auftritt gehabt, wobei er mich auf die kränkendste Art behandelte. Die Ursache war, wie Sie sich schon vorstellen werden, der mir gütigst zugedachte Verlag Ihrer theatralischen und ästhetischen Schriften, und der Anlas hiezu die Vergleichung schöner Druck Arten, wo er von einem ich glaube englischen Druck behauptete, man könne ihn nicht in Tübingen herstellen, so wie man überhaupt dort nicht kenne, was es heiße, sein Wort als ein ehrlicher Mann zu halten.*) Ich erwiderte ihm hierauf freundschaftlich aber ernst, daß er ja einen ganzen Ort nicht nach einzelnen beurteilen könne, daß ich daher seine Äußerung nicht begriffen, mir aber wohl vorstellen könne, auf was er ziele. Er sprach

*) Schramm, einer der hauptsächlichsten Nachdrucker, lebte in Tübingen. G.

darauf von Advokaten Kniffen, die ihm unbekant seyen, von schändlichen Abspannen der Autoren etc. etc., haranguirte in diesem Ton fort, bis er auf die endliche Schlußfolge kam, er werde nun den Don Carlos einzeln drucken, er solle, wie er sich vorgenommen habe, das Non plus ultra typographischer Schönheit werden, sein Freund Ramberg habe ihm schon die Zeichnungen geliefert und Bartolozzi werden sie stechen, der Text bleibe ganz unverändert, weil er darüber die Stimmen des Publikums schon gesammelt hätte, die dieses Produkt ganz in seiner alten Gestalt haben wollten: ich konte leicht merken, wohin dieser Schreckschuß gehen solte und erwiderte nichts darauf, als das es dem Publikum angenehm sein müßte, einen typographischen Wetteifer hierdurch zu erfahren, indem ich Ihre Werke von Bodoni in Parma drucken lassen würde. Ich fügte diesem hinzu, daß er wirklich in einer sehr empfindlichen Stimmung wäre, daß ich ihn freundschaftlich bitte, von diesem Gegenstand jezo abzubrechen, er möchte mir aber eine Stunde bestimmen, wo wir mit kalten Blut Ihren und meinen Wünschen gemäß uns über dise Sache besprechen und verbinden könnten. Er versicherte mich, daß er nie ruhiger seyn würde, als er es wirklich seye, indem er seine Leidenschaften zu bekämpfen gelernt habe, sagte mir sodann in diser seinem Vorgeben nach so ruhigen Stimmung die bittersten und kränkendsten Dinge gegen meinen Karakter, wovon das Haupt-Resultat das war, daß er als Kaufmann es wol leiden könne, daß mir dise Unternemung zugefallen seye, daß es aber niederträchtig von mir seye, mich zwischen zwei Freunde eingeschlichen und die ihm so heiligen Bande der Freundschaft zerrissen zu haben, und Sie dadurch dahin gebracht habe, daß Sie das ihm gegebene Wort zurücknämten."*)

Man muß bedenken, daß die obige lebhafte Schilderung dieses Vorganges aus dem Munde eines Gegners Göschen stammt. Dennoch liegt kein Grund vor, im wesentlichen an ihrer Ge-

*) Vollmer, a. a. O., S. 83—85.

nauigkeit zu zweifeln, obwohl natürlich die Farben stark aufgetragen sein mögen. Wir haben von anderen leidenschaftlichen Ausbrüchen meines Großvaters Kenntnis genommen. Er verstand es nicht immer, seine Leidenschaften zu bekämpfen, obwohl er sagte, er habe es gelernt. Der letzte Satz des Briefes gibt uns den Schlüssel zu dem übertriebenen Zorn, den Göschen an den Tag legte. Er war ins innerste Herz getroffen; seine tiefsten Gefühle waren erregt. Als ein Kaufmann konnte er den Verlust eines wertvollen Geschäftsfreundes verschmerzen, aber das heilige Band der Freundschaft von der Hand eines versuchenden, listigen Mephistopheles gelöst zu sehen: dies konnte er nicht geduldig ertragen. Wir kennen die zartbesaitete Natur seiner Freundschaften, und daß Schiller, der Schiller von Gohlis, sein Hausgenosse und Gast, der Schiller, der inmitten einer Gruppe von herrlichen Männern seine früheren Tage verschönert hatte, Schiller, dessen wachsendem Ruhm er mit tiefster Hingebung gefolgt war, sein Idol und sein Ideal, der in der Tat „nach der Vollkommenheit strebte," und von dessen Lippen er die begeisterte Beredsamkeit gesogen, mit der er dem Kreise seiner Genossen die höchsten Lebensziele vorzustellen wußte; daß dieser Schiller bis zu dem Punkte gebracht werden könne, dem Freunde sein gegebenes Wort zu brechen: das war zu viel. Die ganze Natur des Mannes empörte sich gegen diese Idee.

Cotta fährt in seinem Briefe fort: „Ich konnte kaum es dahin bringen, daß er mit Wenigem meine Verteidigung anhörte, in der auch, wenn es nötig wäre, die Ihrige läge und die ich aus Gründen hier wiederholen will.

Der Anlaß unserer Verbindung seye eine Unternemung gewesen, die von mir entworfen, von Ihnen schon längst auch gedacht und sodann zur Ausführung übernommen worden seye. Auf diese Unternehmung hätte also kein Mensch als ich Ansprüche gehabt, wir hätten einen Contract darüber entworfen, nach welchem dise Unternemung jede andere an Größe weit

übertroffen und selbst bis auf Ihre Hinterlassene zum Vorteil hätte ausgedehnt werden können; daß Sie mir sodann auch die Horen zugesagt hätten, weil er sie, wie er ja selbst zugebe, nicht gewollt hätte, daß diese nur alsdann erst ausgeführt hätten werden sollen, wenn jene schon einige Zeit ihr Beginnen gehabt hätte, daß aber alsdann mit diser angefangen worden wäre, weil Ihre Aerzte bei jener für Ihre Gesundheit zu sehr besorgt gewesen wären. Es seye natürlich gewesen, daß ich bei einer so genauen Verbindung mit Ihnen den Wunsch nicht unterdrückt hätte, künftig Ihr Verleger zu seyn, daß Sie mir diß zugesagt hätten, weil Sie ihn ohnediß mit der Herausgabe der Wielandschen Werke mit allen seinen Kräften beschäftigt glaubten; daß Sie ihm dem unerachtet sehr wohl zugethan seyen, und daß eben hieraus mein Auftrag sich herleite, mich mit ihm wegen des Don Carlos freundschaftlich abzufinden, daß ich auch zu jedem Vorschlag von ihm geneigt seye, und daher ihm seine letztern Montag geäusserte Versicherung, er überlasse mir alle seine Schriften, den Don Carlos, Callias etc. herzlich gerne, vollkommen zurückgäbe, und ihn wiederholt bitte, er möchte mir doch eine andere Stunde, wo sein Blut einen weniger raschen Umlauf hätte, zur Unterredung über disen Gegenstand bestimmen, ich seye, Gott wisse es, mit dem freundschaftlichsten Herzen zu ihm gekommen, ich hege noch die nemliche Gesinnungen, würde aber, wenn er disen Ton nun nicht verliesse, ganz die Achtung, die ich bisher gegen ihn gehabt hätte, und die mich so kalt bleiben liesse, verlieren. Dis half aber alles nicht, er tobte fort, holte mir zur Rechtfertigung seiner kränkenden Vorwürfen meiner niederträchtigen Erschleichung einen Brief von Ihnen hervor, worin er mir beweisen wolte, daß ich Sie habe abspänstig machen wollen, weil Sie darinn wegen der voriges Jahr Ihnen ausbezahlten Rth. 200 für seine Rechnung ihm geschrieben, Sie hätten diß nicht anderst machen können, wenn Sie mir den Callias nicht hätten Preis geben wollen. Ich suchte ihm zu zeigen, daß hierinnen

ein ganz andrer Sinn liege, und daß ich ihn vollkommen überzeugen könne, daß ich von dieser Beschuldigung ganz freizusprechen seye, wenn er die Gefälligkeit für mich haben wolte, einen seiner Leute in mein Gewölbe zu senden, der einen eben geschriebenen Brief daraus abholen könne, woraus erhelle, daß er, Göschen selbst, mit mir das erste Wort von Ihrem Callias gesprochen hätte, und daß ich noch nie etwas von Ihnen davon erfahren hätte. Es war aber Alles tauben Ohren vorgesagt, er verfolgte mich mit so bittern Reden, daß ich diesen Auftritt unter die härtesten meines Lebens rechnen muß und daß ich nicht anders abzuhelfen wußte, als daß ich ihm sagte, ich habe ihn bis jezo ganz verkannt, und ich bitte ihn das Geschäft vorzunemen, weßwegen ich gekommen wäre, nemlich das Abrechnen, oder ich müßte gehen. Nun beschloß er mit der Versicherung, daß er selbst geschenkt nichts mehr von Ihnen verlegen würde ausser den Don Carlos nach oben angefürter Art. Er glaubt uns hierinnen einen großen Tort zu thun, ich kan aber auch hierbei seinen kurzen Blick kaum begreifen, nach dem er glaubt, das Publikum werde bloß deswegen eine Unternemung begünstigen, weil er Göschen sie ausfüre und in seiner Druckerei vollenden lasse, und es werde sie einer andern vorziehen, die unter Aufsicht des Verfassers selbst gemacht werden und die, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, gewis an typographischer Schönheit der von Göschen projektirten nicht nachstehen solle.

Er sagte mir auch, daß er nun Hufeland und Schüz den Auftrag gegeben hätte mit Ihnen darüber zu sprechen, ich kann aber nicht begreiffen was das heissen solle, wenn er nichts von diesen Verlag will, wie er ausgiebt, den Sie ihm doch bestimmt hätten, wenn Sie hätten glauben können, seine Wielandsche Unternehmung erlaube es. Ich bin nun sehr begierig auf Ihren nächsten Brief . . .

Unwandelbar etc.

J. F. Cotta."*)

*) Siehe Vollmer, a. a. O., S. 85 f.

Schiller fühlte sich einigermaßen betroffen, als dieser Brief ihn erreichte. Vielleicht gedachte auch er der alten Tage. Vielleicht kannte er Göschen gut genug, um sich zu vergegenwärtigen, daß die Auflösung der heiligen Bande der Freundschaft ihn auf das tiefste berühren mußten. Vielleicht erinnerte er sich auch daran, daß er niemals über Göschens Freigibigkeit zu klagen hatte, daß er ihm vielmehr selbst zu einer Zeit, wo er selbst in Not war, Geld vorgeschossen hatte, um seine Bedürfnisse zu decken. So schrieb er denn an Cotta zurück:

„Es ist mir freylich nicht angenehm, daß Göschen sich so ungeberdig bezeugt hat; aber ungerecht darf ich auch nicht gegen ihn seyn, und wenn er also den Carlos nicht gern verliert, so halte ich mich für verbunden, ihm dieses Stück nicht zu entreissen. Ich werde aber die Bedingung machen, daß, wenn er solches verlegen sollte, dieses zugleich mit den übrigen meiner Schauspiele geschieht, so daß wir uns im Format darnach richten können. Indessen sprechen wir darüber noch ausführlicher."*)

Aus diesem Briefe geht hervor, daß Schiller in Göschens Vorgehen nichts Unrechtes sah, außer seine Leidenschaftlichkeit. Es fehlt an jeder Andeutung, daß Göschen mehr getan hätte, als seine Rechte geltend zu machen. Dies ist um so bemerkenswerter, als Cotta später schrieb, daß sein Gegner bei diesen Auftritten einen Mangel an „moralischer Kultur" gezeigt habe. Obschon alle diese Vorgänge uns nur aus dem Schiller-Cottaschen Briefwechsel bekannt geworden sind, so kann ich doch auch so in Göschens Betragen nichts erblicken, daß von dem hohen Maßstabe, den er an die Rechtschaffenheit eines Verlegers legte, abgewichen wäre.

Schiller schrieb keinen erklärenden Brief an Göschen direkt, eine Unterlassung, die nicht verfehlte, die Gefühle des letzteren zu kränken. Es war sicherlich Mangel an Takt, sich Cottas,

*) Vollmer, a. a. O., S. 87.

Göschens Konkurrenten, als Vermittlers zwischen ihm und seinem alten Freunde zu bedienen. In Herzenssachen schickt ein Mann gewöhnlich nicht eine in ihren jüngsten Angriffen auf die Zitadelle seiner Neigung erfolgreiche Sirene als Botschafterin an den Gegenstand seiner früheren Neigung, um die neugeschaffene Lage und deren Folgen zu erörtern. Göschen liebte Schiller nicht bloß als ein glänzendes Genie sondern als Freund und Menschen.

Der Dichter riet Cotta nur, die Sache auf sich beruhen zu lassen, später aber scheint er gehört zu haben, daß Göschen nicht nur Cotta zürnte, sondern auch ihm selbst, und dies auch in Gegenwart dritter Personen nicht verhehlt habe. Darüber wurde er nun selber ärgerlich und machte seiner ursprünglichen Erklärung ungeachtet, daß er nicht ungerecht gegen Göschen sein dürfe, Cotta folgenden außerordentlichen Vorschag, der beweist, daß selbst ein idealer Dichter und ein Mann von dem größten Zartgefühl doch in Geschäftssachen manchmal einen Fehltritt tun kann:

„Jena, d. 20. Juli 1795.

. . . . Göschen ist noch immer sehr unwillig und beträgt sich überhaupt höchst plump. Ich bin überzeugt und kann es aus seinen neuesten Äußerungen schließen, daß er in seinem Grimm auf mich, besonders wenn ich diesen noch mehr erregen sollte, mir auch den Karlos an den Hals werfen wird, um zu zeigen, daß er mich nicht brauche und nichts mit mir zu schaffen haben wolle. Was meynen Sie, wenn ich ihn jetzt noch etwas in Zorn brächte, und ihm alsdann für ein großes Honorar den Verlag meiner Schauspiele anböte? Ich will indeß diesen Schritt nicht thun ohne ihre Einwilligung, aber wie nun die Sachen stehen, bin ich fest überzeugt, daß er die Offerte grob zurückweisen und uns auf diese Art über den Carlos freye Hand lassen wird. Ich werde ihm 5 Louis für den Bogen abfodern, eine Summe die ich von Ihnen nie verlangen werde, und sollte er gegen alle meine Erwartung

die Forderung eingehen, so zahle ich Ihnen 2 Ldors von jedem Bogen heraus, denn 3 Ldors ist alles was ich für den Bogen meiner theatralischen Schriften verlangen kann.

„Überlegen Sie meinen Vorschlag und beantworten ihn bald.

Der Ihrige

Sch."*)

Hat das Gehirn eines Dichters jemals einen sonderbareren Vorschlag zutage gefördert? Mehr von einem Verleger zu verlangen, als man anzunehmen bereit ist, und den Unterschied im Honorar einen Konkurenten einzuhändigen!

Cotta sandte darauf folgende Antwort:

„Tübingen, 29. Juli 1793.

. . . Daß Göschen so bald nicht zu sich selbst kommen wird, kan ich mir wol vorstellen; es fehlt ihm eben überhaupt an wahrer moralischer Cultur, seine Sache ist nur oberflächlich für den Schein. Wenn mir nur ein Mittel beifiele, ihn zu einem vernünftigen Entschluß zu bringen, denn dasjenige was Sie, schätzbarster Freund, vorschlagen, ist wahrhaftig zu gewagt. Sie dörfen nicht glauben, daß ein Honorar von 5 Ldors ihn in Grimm bringen werde, denn diese Summe kan man in disem Fall gar nicht enorm finden, wir zalen sie gerne. Also wäre gar nicht daran zu denken, daß wir ihn von der Unternemung dadurch abbringen würden, und wenn er sie alsdann eingienge, wie empfindlich müßte mir dies fallen! Meine Ehre würde darunter leiden, und diese ist es vorzüglich und gewis mehr als aller Geld Gewinn, was mir das Verhältniß mit Ihnen so schätzbar machte. Es that mir daher auch wehe, daß Sie von mir glauben können, das übrigens gute Anerbieten, mir die weitern 2 Ldors zu bezalen, falls Göschen darauf entrirte, könnte für mich Ersaz seyn. Ich würde für diß keinen Ersaz kennen. Ich glaube beinahe würde sich diese Sache am besten dadurch ins Reine

*) Vollmer, a. a. O., S. 102.

bringen lassen, wenn ich in einen sauern Apfel bisse und an Göschen schriebe: er werde nun bei kälteren Blut den Vorgang aus einem richtigern Gesichtspunkt betrachten, ich wolle ihm daher meinen Vorschlag, die Unternemung gemeinschaftlich auszufüren, so daß er so viel Anteil daran nemen würde, als Don Carlos vom Ganzen betrage, wiederholen, und glaube nun von ihm solche Aeusserungen erwarten zu dörfen, daß die Misstimmungen, welche durch die Leipziger Unterredung darüber entstanden, in Vergessenheit kommen könten, und wir also diese schöne Unternemung mit einander ausfüren würden.

So wie ich weiß, daß diser Vorschlag Ihren Beifall hat, so soll der Brief abgehen. Mit unwandelbarer Hochachtung etc.

J. F. Cotta."*)

Hierauf erwiderte Schiller, Cotta möge handeln, wie es ihm recht dünke, und fügte hinzu, er sei überzeugt, Cotta würde ihn nicht kompromittieren. Zugleich riet er ihm, Göschen einige Monate Zeit zur Abkühlung zu geben.**) Danach ruhte die Sache mehr als ein Jahr lang, aber Schillers Ärger über Göschen machte sich in verschiedenen Bemerkungen in seiner Korrespondenz mit Cotta Luft. Der glänzende Erfolg des Göschenschen Wieland, an dem Schiller vorher ein so großes Interesse genommen hatte, erregte jetzt beinahe seine Eifersucht. Im März 1796 zum Beispiel, als er seine Absicht, den „Musenalmanach" im Verein mit Goethe herauszugeben, ankündigte, schrieb er:

„Es ist aber unsere Absicht zugleich durch die äußere Eleganz dem Göschenschen Wieland etwas gegenüber zu stellen, was ihn womöglich verdunkeln soll"; und indem er Cotta den Verlag vorschlug, fügte er hinzu:

„Auf jeden Fall, glaube ich, ist es vortheilhaft für Sie, auch im Typographischen etwas Bedeutendes zu leisten, und

*) Siehe Vollmer, a. a. O., S. 105.

**) Ebenda, S. 109.

sich auf diese Art in Respect zu setzen. Zu Göschens Mortification, der uns beyde so plump behandelte, wünschte ich sehr, daß Sie und kein anderer der Verleger wären." *)

Indessen habe ich in Göschens Briefen an Freunde keine Spur seines „Grimmes" gegen Schiller aufgefunden. Im Gegenteil, als er von seinen alten Geschäftsfreunden Goethe und Schiller in einigen in den „Xenien" enthaltenen Epigrammen verspottet wurde, verteidigte er die Verfasser warm und mit seltener Großmut gegen die Kritik anderer. Sein liebevolles Gemüt verweilte in der Vergangenheit, und als das Zerwürfnis mit Schiller schließlich beigelegt war, bewiesen pathetische Worte aus seiner Feder, wie bald sein Zorn erneuten Gefühlen der Freundschaft Raum gemacht hatte.

Gegen Ende des Jahres 1796 wurde ein schriftlicher Verkehr zwischen Göschen und Schiller aus Geschäftsgründen beinahe unerläßlich. Die Ausgaben von „Carlos" und dem „Geisterseher" waren vergriffen, und doch war die Nachfrage nach diesen Werken immer noch im Steigen. Die Wünsche des Verfassers mußten deshalb mit Bezug auf sie eingeholt werden. Göschen bediente sich zu diesem Zwecke der Dienste eines gemeinsamen Freundes, A. W. Schlegels, der damals in Jena wohnte. Am 17. November 1796 berichtete dieser über den Erfolg seiner Schritte und legte ein Billet von Schiller ein.

„Die Ausrichtung Ihres Auftrages an Schiller", schrieb er, „war mir sehr angelegen, da ich sowohl ein freundschaftliches als ein litterarisches Interesse dabey hatte. Ich habe daher gleich den Tag darauf, als ich Schillern besuchte, Gelegenheit genommen mit ihm davon zu sprechen. Heute, als ich eben damit umging, Ihnen die Resultate unserer Unterredung mitzutheilen, bekomme ich ein Billet von ihm, das sie in der Kürze enthält: ich denke es wird am besten seyn, es Ihnen zu überschicken, da ich seine Meynung nicht wohl bestimmter ausdrücken kann, als er selbst gethan hat.

*) Ebenda, S. 163.

Sie sehen es würde Schiller lieb seyn zu einer freundlichen Verständigung über diese Sache zu kommen. Zu der Mishelligkeit zwischen Ihnen und Cotta hat er nicht den entferntesten Anlaß gegeben: denn die Aufträge womit er diesen an Sie schickte, waren so wenig eine Beeinträchtigung Ihrer Rechte, daß er vielmehr den Vorbehalt derselben in Ansehung des Karlos bey dem Vertrage mit C. über seine andere Schauspiele zur ausdrücklichen Bedingung gemacht hatte . . ." *)

Nachdem Schlegel dann noch auf Schillers Ansichten ausführlicher eingegangen und den weisen Rat gegeben, da jetzt zwei Jahre verstrichen, keinen Versuch mehr zu machen, genau zu untersuchen, wer das erste beleidigende Wort gesprochen, schloß er seinen Vermittlungsbrief mit dem Ausdrucke der unendlichen Freude, die es ihn bereiten würde, wenn „Alles wieder auf die beste Art in Gang käme".

Das folgende undatierte Schreiben scheint das „Billet" gewesen zu sein, auf das Schlegel anspielt:

„Ich habe überlegt, daß ich Göschen, ehe ich noch Cottas Meinung weiß, nichts positives proponieren kann, und beantworte also bloß die allernächste Anfrage des Carlos und Geisterſehens wegen. Über den letzteren ist G. vollkommen Herr und Meister, denn ich weiß gegenwärtig an dem Inhalt nichts zu ändern, und will ihn bloß, der Sprache wegen, noch einmal durchlaufen. Vielleicht, daß ich das kleine Fragment, den Abschied, noch hineinflechte.

Eine neue Auflage des alten Carlos ist mir jetzt freilich nicht lieb, weil ich erstlich anno 98 eine Umarbeitung davon herausgeben will, und dann dieses Stück gern mit der Sammlung meiner übrigen Schauspiele in Zusammenhang setzen möchte. Da ich diese nun an Cotta versprochen habe, Göschen aber auf den Carlos das erste Recht hat, so kommt es darauf an in wieweit beide zu diesem Zwecke mit einander einverstanden seyn wollen. Dieses wünsche ich von Herzen und habe auch wie ich Ihnen gestern gesagt, Cotta in dieser

*) Vollmer, a. a. O., S. 695.

Absicht an Göschen einmal gesendet, zu meinen großen Verdruß aber erfahren, daß das, was sie vereinigen sollte, sie nur entzweyt hat.

Vielleicht sind beyde jetzt geneigter einander Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und verstehen sich zu einer mehr gemeinschaftlichen Unternehmung; gern will ich meine Hände dazu bieten. Auf jeden Fall aber bleibt Göschen sein Recht auf d. Carlos, den ich lieber von meinen anderen Stücken trennen, als wider seinen Willen einem andern geben will.

Sch." *)

Wie Göschen diesen Brief zu der Zeit aufnahm, das kann nur aus Schlegels nächstem Brief an ihn vom 1. Dez. 1796 geschlossen werden, worin er ihm das Ergebnis einer zweiten Begegnung mit Schiller mitteilte. Göschen hatte augenscheinlich als einen Grund seines Zornes das Fehlen einer direkten schriftlichen Äußerung Schillers an ihn und dann den Vertrauensbruch mit Bezug auf die künftigen Veröffentlichungen angeführt. Er muß sich aber in irgend einer Weise entschuldigt und Schiller auch in anderen Punkten zufrieden gestellt haben, denn Schlegel schrieb, er stimme mit ihm überein, daß Schiller besser getan haben würde, ihm gleich damals gerade heraus zu erklären, um was es sich handle, und ihm die Gründe auseinanderzusetzen, die ihn nach seiner Meinung von seinem Versprechen mit Bezug auf die dramatischen Arbeiten absolviere. Doch sei die Sache jetzt beigelegt, und er hoffe die freundlichen Beziehungen zwischen beiden wieder hergestellt zu sehen. Dann fügt er noch hinzu, Schiller sei über Göschens Weigerung, mit Cotta irgendwelchen gemeinsamen Verlag zu übernehmen, nicht erstaunt gewesen, sei ihm vielmehr dafür dankbar, daß er den „Carlos" in einer Form drucken wolle, die seine Einreihung als zweiten Band der dramatischen Schriften ermöglichte.

*) Vollmer, a. a. O., S. 212, A.

Unterdessen hatte Schiller Cotta denselben Vorschlag eines gemeinsamen Vorgehens gemacht. Der letztere aber, der noch immer sehr entrüstet war und ebensowenig zu einem gemeinsamen Unternehmen geneigt wie Göschen, antwortete am 28. Nov. 1796, wie folgt:

„Es freut mich, daß Göschen sich wegen des Don Carlos gemeldet hat, und noch mehr, daß Sie die Güte haben wollen, die Sache zu vermitteln: nur weiß ich schwer das Mittel selbst zu treffen. Meines Herzens Wunsch nach hätte ich freilich gerne die Unternemung mit ihm gemeinschaftlich gemacht, und zwar nach Verhältniß des Don Carlos zum Ganzen; da sich aber Göschen auf einer Seite gezeigt hat, die mir von seiner Moralität nicht die besten Begriffe erwecken mußte, so fürchte ich mich vor einer Societät, wo der hinterlistige Feind, der die Maske der Freundschaft, wenn es sein Interesse erfordert, gar zu künstlich vorzuhalten weiß, mich leicht auf eine Art behandeln könnte, die mir zum Verdruß und Nachtheil gereichen würde. Wenn es daher angienge und wenn es nicht gerade gegen Ihre Meinung wäre, so wünschte ich lieber, ihm den Don Carlos abzuhandeln. Gehet diß aber nicht wol an, so bin ich es zufrieden, wenn wir die Unternehmung gemeinschaftlich machen . . . Auch kennen Sie Göschen schon länger als ich und wissen am sichersten zu beurtheilen, ob es nicht besser ist, ihn zum offenen Feind als zum verstelten Freund zu haben, denn diß glaube ich immer, daß er mir nie wieder von Herzen gut sein wird, unerachtet der Himmel es weiß, daß ich ihn immer schäzte und nie unfreundlich gegen ihn handeln wolte." *)

Zum Schluß sagt der Schreiber dann noch, wie er es auf keinen Fall gutheißen könne, wenn Carlos von Göschen als ein besonderes Werk herausgegeben werde.

Nichts in Cottas eigenen Berichten über die Worte und Handlungen Göschens, wie sie sich in seinen äußerst frei-

*) Vollmer, a. a. O., S. 215 f.

mütigen und auf keinen Fall unparteiischen Briefen an Schiller finden, rechtfertigt die obigen Bemerkungen über Göschens Hinterlist. So sehr dieser in seiner leidenschaftlichen Heftigkeit und in dem, was Schiller „Plumpheit" nennt, gefehlt haben mag: die Fähigkeit, Gefühle zu erheucheln oder sich zu verstellen, selbst wenn er dazu verleitet worden wäre, ging ihm gänzlich ab. Er war eine durch und durch offenherzige Natur, und die einzigen Vorwürfe, die Cotta wider seine „Moralität" erheben konnte, gründeten sich nach seiner eigenen Erzählung auf die Ungerechtigkeit des Verdachtes, als habe Cotta Schiller in sein Netz zu ziehen versucht, sowie auf die Heftigkeit und Hartnäckigkeit, mit der er an seinen eigenen Rechten festhielt. Nur in einem Punkte hatte Cotta Recht: Göschen vergab ihm niemals.

Eine Antwort Schillers auf diesen Angriff auf Göschen ist mir nicht bekannt, obwohl Cotta fortfuhr, sich besorgt danach zu erkundigen, ob Göschen nichts den „Carlos" betreffend geschrieben habe.*) Auch nachdem Schlegel im Auftrage des Dichters im Dezember seine Mitteilungen an Göschen hatte gelangen lassen, wurde die Korrespondenz zwischen Schiller und seinem alten Verleger zunächst noch nicht fortgesetzt; erst am 26. April 1797 nahm der letztere den Briefwechsel wieder auf. Der kühle Ton dieses Schreibens besonders der Schlußzeilen mit ihrer „Empfehlung" an Schillers „Frau Gemahlin" und ihrem „gehorsamen Diener" beweist, daß trotz Schlegels Versicherung, Schiller sei vollständig zufriedengestellt, eine starke Verstimmung auf seiten des Verlegers als Nachwirkung des verflossenen Sturmes übrig geblieben war.

„Herr Geheimrath Schlegel", so lautet der Brief," hat mir Ihre gütige Erklärung wegen des Don Carlos und des Geisterseh ers zugestellt. Ich bin Ihnen dafür in mehr als einer Rücksicht mehr als höflichen, ich bin Ihnen herzlichen Dank schuldig. Der Don Carlos und die Geisterseher sind nun

*) So am 24. Jan. 1797 und wieder am 10. Febr. 1797.

beide vergriffen. Ich bin so frey bei Ihnen anzufragen, ob ich von dem Don Carlos eine Interims-Ausgabe, die etwa ein Jahr zureicht, veranstalten soll, wobey ich mich anheischig mache, sobald die neue Ausgabe zu Stand sein wird, die dann noch vorrätigen Exemplare ins Makulatur zu werfen. Ich wünsche daß ich dieses Verdammungsurtheil recht bald erhalten möge.

Was haben Sie über den Geisterseher beschlossen? Sind Sie geneigt etwas daran zu verändern, oder soll ich eine neue Auflage nach der alten Ausgabe veranstalten. Ich bitte ergebenst mir hierauf bald einige Zeilen Antwort zu schenken, weil ich wünsche daß die beyden Werke nicht allzulange fehlen und den Nachdrucker nicht zu sehr reitzen mögen, durch eben dies Fehlen.

Ich empfehle mich Ihnen und Dero Frau Gemahlin mit aufrichtiger Verehrung und bin Dero gehorsamster Diener

Göschen." *)

Schiller antwortete:

„Herr Schlegel hat Ihnen hoffentlich meine ganze Gesinnung mitgetheilt, und dadurch, wie ich wünsche, ein Mißverständnis gehoben, das mir sehr unangenehm gewesen ist.

Da Sie den Carlos in Gemeinschaft mit Cotta nicht herausgeben wollen, so muß ich dieses Stück als getrennt von meinem Theater betrachten, welches, da es kein eigentliches Theaterstück ist, auch wohl angeht. Doch behalte ich mir vor, wenn ich es einmal zu einem Theaterstück machen sollte, wodurch es um mehr als die Hälfte verkürzt werden müßte, diese neue und ganz verschiedene Bearbeitung alsdann meiner Sammlung von Theaterstücken einzuverleiben. Es versteht sich, daß diese Bearbeitung erst nach derjenigen erscheinen würde, die Ihnen bestimmt ist, und Ihnen also keinen Eintrag thun würde. Über den Termin zu welchem ich Ihnen den neuen Carlos fertig liefern könnte, kann ich jetzt nichts genaues bestimmen.

*) Geschäftsbriefe, S. 197 f.

Es kommt nämlich darauf an, wie bald ich mit zwey neuen Stücken, davon ich das Eine jetzt unter Händen habe, fertig werde. Denn diese zwey Stücke müssen voran gehen. Doch sollen Sie ihn spätestens auf Ostern 1799 herausgeben können. Nun kommt es auf Sie an, ob Sie für diese Zwischenzeit noch eine Edition des alten Carlos für unumgänglich nöthig halten.

An den Geisterseher will ich noch die letzte Hand und eine sorgfältige Feile legen, auch werde ich das Fragment, welches in der Thalia steht, und welches gleich anfangs für den Ersten Theil bestimmt gewesen, darein placieren. Den Anfang des Mscrpt. erhalten Sie in wenigen Wochen.

Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich dem freundschaftlichen Andenken Ihrer lieben Frau. Schiller."*)

An demselben Tage benachrichtigte Schiller Cotta, daß Göschen sich nicht zu einer gemeinsamen Herausgabe des „Carlos" überreden lassen wolle, und daß er ihm seine früheren Ansprüche nicht streitig zu machen wünsche, wohl aber den „Carlos" für die Bühne zu bearbeiten beabsichtige, in welchem Falle er „unserer Sammlung" einverleibt werden könne.

Auf diesem Punkte blieben die Sachen eine Zeitlang stehen. Monate vergingen, ehe die Angelegenheit der neuen Ausgaben des „Carlos" und des „Geistersehers" wieder zwischen Schiller und Göschen berührt wurden. Endlich jedoch sah sich Göschen genötigt, den ersten Schritt zu tun. Im September 1797 schrieb er an Schiller:

„Die Nachfragen wegen des Geistersehers nöthigen mich zu einer Zudringlichkeit, die mir unangenehm ist. Ich bin so frey Ihnen die Revision desselben, die Sie mir gütigst versprachen, ins Gedächtnis zu bringen. Vielleicht finden Sie nach der Messe einige Muße dazu. Ich verschiebe die Ausgabe des Don Carlos, so gut ich kann, weil es mir scheint,

*) Siehe außer Jonas auch „Grenzboten" 1870, S. 20f.

daß Sie es lieber sehen, wenn eine Interims-Ausgabe unterbleibt. Aber Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie die Revision des Carlos etwas eher als zu dem bestimmten Zeitraume vornehmen wollten, doch will ich Ihnen mit dieser Bitte nicht beschwerlich werden und es Ihrem Arrangement gänzlich überlassen. Ich wünsche beim Don Carlos, der nicht von so großem Umfange ist, als Wielands Werke, alle meine Kräfte aufbieten zu können, um zu versuchen, was ich in der Typographie leisten kann. Lessings Nathan wird in einiger Zeit mit Pracht in der Voßischen Buchhandlung erscheinen, und ich werde suchen, den Carlos schöner zu liefern. Dieses Project lag mir am Herzen, deshalb griff mich Cotta so schmerzlich an, als er den Carlos zu erhalten wünschte. Den Gewinn hätt' ich ihm gern gegönnt, aber meine Eitelkeit, mich als Typograph bey diesem Buch in einem brillanten Licht zu zeigen, wollte nicht nachgeben. Das Vergangene erscheint uns anders als das Gegenwärtige und ich wünsche jetzt, daß mich das Vorgefallene nicht so überrascht oder zur Heftigkeit gereitzt hätte.

Lassen Sie sich das aufrichtige Geständnis meiner freundschaftlichen Verehrung wieder wohlgefallen".*)

Hier haben wir von der Hand Göschens selbst eine wahre Darstellung des Sachverhaltes und, wenigstens teilweise, den Schlüssel zu seinem Verhalten: der Carlosplan „lag seinem Herzen sehr nahe." Im tiefsten Innern gekränkt, wie er war, hatte er sich zu einem unziemlichen Leidenschaftsausbruch hinreißen lassen. Seine Bitte um Entschuldigung ist aufrichtig und rührend.

Schiller aber wünschte eine kostbare typographische Ausstattung des „Carlos" zur Zeit nicht. Er hatte nur das eine Ziel im Auge, das Stück gleichmäßig mit seinen andern Stücken gedruckt zu sehen, und des Verlegers inniger Wunsch, es mit einem „prächtigen Kleide" erscheinen zu lassen, sollte noch sieben Jahre lang nicht in Erfüllung gehen.

*) Geschäftsbriefe, S. 200f.

Ganz zufrieden war aber der Dichter, trotzdem Göschen auf seinen Wunsch die édition de luxe aufgegeben hatte, doch nicht. Er wollte auf ihn einen neuen Druck ausüben und forderte im März 1798 Cotta auf, noch einmal den Versuch zu machen, sich mit ihm zu einigen, da seine, Göschens, Gereiztheit vorüber sei. Cotta antwortete, daß er gerne dazu bereit sei, und der Dichter, dessen Anstrengungen unermüdlich auf die Erreichung seines Zieles gerichtet waren, schlug nun vor, daß Göschen anstatt der besagten édition de luxe vielleicht bewogen werden könne, etwas anderes aus seiner Feder in demselben Stile zu drucken. Er habe an einen Theaterkalender gedacht, an dem möglicherweise Goethe mitwirken würde. Diesen Verlagsartikel wolle er Göschen anbieten, falls er auf die Bedingungen einginge.

Wir besitzen unglücklicherweise keine Nachricht über das, was sich zur Ostermesse 1798 zwischen den beiden Verlegern zutrug. Der Schiller-Cotta-Briefwechsel erwähnt um diese Zeit keine neuen Verhandlungen; ein Übereinkommen wurde erst kurz vor Schillers Tode im Jahre 1805 getroffen. Der Theaterkalender wurde Göschen nicht angeboten. Dieser behielt zwar nach dem Konflikt den „Carlos" in seiner Hand, aber das Versprechen des ersten Angebotes aller künftigen Werke des Dichters war hinfällig geworden, und „Callias", die erste Ursache des Bruches, wurde nie veröffentlicht. Auf Seiten Göschens aber blieb kein böser Wille gegen Schiller zurück, und die Geschichte seines Streites und der Versöhnung mit seinem alten Freunde mag hier einen Abschluß finden in folgenden rührenden Stellen eines am 16. Juni 1798 von Hohenstädt aus über den „Geisterseher" an Schiller geschriebenen Briefes:

„Ich lebe nun hier in Hohenstädt einige Monate und fühle oft den Wunsch in meiner Seele lebendig werden, Ihnen einmal meine Herrlichkeiten zeigen zu können.

Es ist hier die Ausführung aller Ideen und Wünsche, die Gohlis ehemals in mir erweckte. Eine freundliche Hütte

HOHENSTÄDT.

Nach einem alten Stich.

ein Gärtchen in einer paradiesischen Gegend schöne, reine Luft, Wasser aus selbstentdeckten Quellen, Früchte, die ich alle selbst erzogen, eine schöne Ruhe, getheilt durch Arbeit für mein Geschäft und für den Landbau. Aber vieles hat die Zeit hinweggenommen. Es ist der Wunsch, die Bewohner Gohlis, die mir lieb waren, hier unter meiner Akazienlaube, in meinen von Wein belaubten Bogengängen zu sehen. Jünger, die Schneidern, und so viele andere sind nicht mehr. Sie allein und Körner sind noch übrig. Möchte doch Ihre Gesundheit verstatten, daß ich Sie hier einmal mit Körners und Kunzen traktieren könnte. Der Himmel gewähre mir diesen Wunsch, so giebt er mir einen Reitz des Lebens mehr. Mit der innigsten freundschaftlichen Verehrung bin ich der Ihrige." *)

Jünger war im Jahre 1787 nach Wien gezogen, und Göschen hatte diesen Freund seit zehn Jahren nicht gesehen, obwohl er seine Stücke im Jahre 1792 und 1795 veröffentlicht hatte. Er war im Jahre 1797 in seinem 37. Lebensjahr gestorben. Das Andenken an diesen gemeinsamen Freund früherer Tage war ein Band, auf das Göschen naturgemäß Bezug nahm bei Gelegenheit der glücklichen Wiederanknüpfung seiner unterbrochenen Freundschaft mit Schiller und der Wiederaufnahme des alten liebevollen Tones ihres schriftlichen Verkehrs.

Es ist erfreulich, daß des Verlegers heißer Wunsch, dem Dichter die „Herrlichkeiten" seines kleinen Landsitzes zu zeigen, sich erfüllte. Wie wir später sehen werden, statteten Schiller und seine Frau Göschen einen Besuch in Hohenstädt ab und füllten die Seele ihres Wirtes mit all dem Glück, das er von ihrer Gegenwart erwartet hatte.

*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 207.

Achtzehntes Kapitel.

„Das große Unternehmen."

1787—1794.

Wir sind jetzt auf dem Punkte unserer Lebensbeschreibung angelangt, wo wir die Geschichte des „Großen Unternehmens", nämlich der gleichzeitigen Veröffentlichung von vier getrennten Ausgaben der sämtlichen Werke Wielands, eine jede aus dreißig Bänden bestehend, erzählen müssen. Es war dies ein Unternehmen, das Göschen für die Dauer von zehn Jahren vorwiegend in Anspruch nahm.

Wiederum wird der Leser den Verleger in einen verzweifelten Kampf mit einer Konkurrenzfirma verwickelt finden, und wenn er sich mit den Ereignissen bekannt macht, wird er sich vielleicht im Hinblick auf den Göschen-Cottaschen Zwist eines Lächelns nicht erwehren können. In diesem Falle war nämlich Göschen eine ganz verschiedene Rolle zugeteilt. Er sollte jetzt den Angriff leiten statt der Verteidigung, während von einem Zerreißen „der heiligen Bande der Freundschaft" nicht länger die Rede sein konnte. Der Streit wurde nach Geschäftsgrundsätzen geführt und durch die Gerichtshöfe entschieden.

Bereits im Januar 1787 hatte der kühne Plan einer solchen Gesamtausgabe Göschens Ehrgeiz rege gemacht, aber schon ehe dieser neue Verleger auftrat und Wieland mit seinem eigenen Unternehmungsgeist ansteckte, hatte der Autor mehrfach seinen alten Verleger, Reich, sondiert, mit Bezug auf die Bereitwilligkeit seiner Firma, Weidmanns Erben, eine Ausgabe seiner gesammelten Werke zu ver-

anstalten. Reich hatte des Dichters Anerbieten kühl aufgenommen, und als nun Göschen den dringenden Wunsch an den Tag legte, den von Reich abgelehnten Plan zur Ausführung zu bringen, erhob sich die Frage: Welche Rechte standen Wieland noch zu über die von Weidmann veröffentlichten und auf drei Fünftel der Gesamtwerke geschätzten Schriften? Konnte Weidmann, wenn ein andrer Verleger sich willig zeigte, eine solche Gesamtausgabe zu wagen, den ganzen Plan hindern? Daß es billig war, daß Weidmann einen den drei Fünfteilen entsprechenden Anteil an der Unternehmung haben solle, war klar. Wie aber, wenn er auf ein gemeinsames Unternehmen nicht eingehen wollte? Dann mußten eben die respektiven Rechte des Autors und Verlegers vor einem höheren Tribunal ausgefochten werden.

Noch komplizierter wurde die Sache durch Wielands Absicht, seine alten Werke nicht auch in ihrer alten Form zu publizieren, sondern sie einer sehr sorgfältigen Revision zu unterziehen, aus der in einigen Fällen beinahe eine Neugestaltung wurde. Zu dieser Arbeit war viel Zeit erforderlich; und Wieland wünschte demgemäß nicht, daß die Ankündigung der verschiedenen Ausgaben vor der Ostermesse des Jahres 1791 geschehe. So wurde denn dieses Datum als der Ausgangspunkt für das ganze Unternehmen festgesetzt.

Nichtsdestoweniger hatte der Dichter schon in den ersten Anfangsstadien der Unterhandlungen, sobald er des begierigen Göschen habhaft geworden war, diesen um einen Vorschuß von 1000 Talern gebeten, eine unter den Umständen außerordentliche Forderung! Aber Göschen war, obschon ihm die Aufgabe, für sein Geschäft die nötigen Geldmittel zu finden, stets schwer wurde, und obschon es ihm zu der Zeit nur darum zu tun war, sich zwei Fünftel des Unternehmens zu sichern, nicht der Mann, eine so glänzende Gelegenheit fahren zu lassen. Daher schrieb er am 16. Januar 1788 an Wieland:

„Sobald Sie mir schreiben: Göschen Du solst meine sämtlichen Werke in Verlag haben, wenn auch Weidmanns nicht

mit Dir in Compagnie gehen, so werd ich für die 1000 Thl. sorgen und Sie sollen solche haben . . . Weidmanns werden nun wahrscheinlich nicht unversucht lassen, Sie mit Glätte oder Härte zu bewegen zu suchen ihnen auch die $^2/_5$ zu geben. Sein sie nur in diesem Punkt fest, so sag ich am Ende: gut, ich will nur von den $^2/_5$ Gewinn haben und die Kosten tragen; behaltet ihr den $^3/_5$ Gewinn und die Kosten. Das muß sie eingehen oder sie verliehrt ihr gänzliches Recht."

Wie wir gesehen haben, fand Göschens Besuch in Weimar im Frühling des Jahres 1787 statt, und Wieland ging schließlich so weit, ein vorläufiges Dokument zu unterzeichnen, worin er anerkannte, Göschen das alleinige Recht zur Veröffentlichung seiner gesammelten Werke abgetreten zu haben, falls er bei der zustande gekommenen Übereinkunft bliebe. Man kann sich die außerordentliche Genugtuung vorstellen, die der ehrgeizige Verleger gefühlt haben muß, als er dies kostbare Schriftstück mit nach Leipzig brachte. In seinem freudigen Eifer erklärte er sogar den Vorschuß von 1000 Taler für durchaus richtig und angemessen. Freilich lag die Zeit, wo er diesem Schriftstück gemäß handeln konnte, noch weit, aber Göschen zeigte doch von diesem Augenblicke an ein unabläßiges Bemühen, seine Unternehmungen nach andern Richtungen hin einzuschränken, und das große Werk vorzubereiten.

Unterdessen fehlte es in der Zwischenzeit auch nicht an Gelegenheiten, vorbereitende Schritte zu tun. Im Juli des Jahres 1789 zum Beispiel hörte Wieland vom Verleger, daß er sehr schönes Papier für die große Ausgabe seiner „Omnium" „ausfündig" gemacht habe; doch wurde dadurch in dem Dichter weniger das Vergnügen als die Furcht erweckt, es möge nach „Proportion seiner Schönheit auch kostbar seyn."

In diesen Befürchtungen klingt zum ersten Male eine merkwürdige Meinungsverschiedenheit an, die später sehr lebhaft wurde, indem nämlich der Dichter besorgte, die außerordentlichen Kosten seiner Werke möchten den Verleger zugrunde richten, während der letztere zuviel Mut besaß und

seinem Stern zu fest vertraute, als daß er von irgend welchen Kosten zurückschrecken oder sich von irgend welchen Warnungen ins Bockshorn jagen lassen sollte.

So fühlte er denn auch keine Besorgnis, als die große Firma Weidmann seine Stellung anzufechten begann. Es wurden nämlich — ohne Zweifel wachgerufen durch die immer herzlicheren Beziehungen zwischen Wieland und Göschen — Gerüchte laut, daß der Verfasser die Herausgabe seiner gesammelten Werke anderen Händen anvertrauen wolle, und Weidmanns fragten demgemäß bei Wieland an, ob diese Gerüchte wahr seien. Er antwortete ja. Er habe lange den Wunsch einer solchen Gesamtausgabe gehegt, habe auch dahinzielende Anerbieten von Wien und Berlin aus erhalten und Maßregeln gegen die Nachdrucker ergriffen. Ferner habe er angesehene Verleger um Rat gefragt und von allen die Versicherung erhalten, er sei vollkommen in seinem Recht, einen neuen Verleger für die beabsichtigte Ausgabe zu wählen. „Ich berge nicht," fügt er hinzu, „daß die nähere Bekanntschaft mit Herrn Göschen, mir eine große Meynung von seiner Rechtschaffenheit und ein besonderes Wohlwollen für seine Person eingeflößt hat."*) Am Schluß seines Briefes verweist Wieland Weidmanns an Göschen und warnt sie noch ganz besonders davor öffentlich zu erklären, daß eine solche Ausgabe nicht erscheinen könne, denn dann würde sich Herr Göschen viel eher, als er beabsichtigt, zu einer Gegenerklärung veranlaßt sehen.

Die Weidmannsche Buchhandlung wandte sich demgemäß an Göschen, und dieser berichtete das Resultat an Wieland.

„Weidmanns haben bei mir angefragt," schrieb er am 9. November 1789, „ob ich würklich willens sey das Recht einer Ausgabe Ihrer sämtl. Werke zu vertheidigen? Sie verlangten dabey die Antwort ohne alle Erklärung. Ich antwortete also: ja. 2te Frage: ob ich es für Recht hielte,

*) Karl Buchner, „Wieland und Georg Joachim Göschen", 1874, S. 12.

daß sie ihr rechtmäßiges Eigenthum behielten? Antwort: ja! Nie werd ich ihre Artikel einzeln verkaufen. 3te Frage: ob der Herr Hofrath Wieland nicht pflichtgemäß verbunden sey, ihnen das Vorrecht Ihrer sämtl. Werke zu überlassen? Antwort: nein. Was sie nun weiter unternehmen wollen, erwart ich ruhig."

Es ist vollkommen verständlich, daß Weidmanns über Wieland sehr erzürnt waren. Sie hatten 17 seiner besten Werke veröffentlicht und ihn nach ihrem Dafürhalten anständig dafür honoriert, und nun sollte einem erst einige Jahre etablierten Verleger der Vorrang vor einem so altehrwürdigen Geschäftshause eingeräumt werden; davon gar nicht zu reden, daß auch die Werke, die sie einzeln herausgegeben, in seine neue Ausgabe aufgenommen werden sollten! In ihrem Zorn schrieben sie an den Dichter, daß sie nach Fertigstellung des „Lucian" nichts mehr von seinen Schriften zu veröffentlichen wünschten. Ein erbitterter Briefwechsel folgte, und dann wurde durch den Tod Reims, des Weidmannschen Geschäftsführers, das letzte Band zerrissen, das Wieland so lange an Reich und seine Nachfolger gebunden hatte. Nun blieb kein persönlicher Freund mehr übrig.

Für den Augenblick jedoch wurden keine weiteren Schritte unternommen, und eine Zeitlang erhob sich in Verbindung mit dem großen Unternehmen keine neue Frage von Interesse. Im September 1790 jedoch wurde der Gegenstand im Ernst wieder aufgenommen. Damals nämlich machte Wieland ganz bestimmte Honorarvorschläge, und Göschen nahm sie mit rascher Bereitwilligkeit an. Am 10. dieses Monats schrieb er an Wieland:

„. . . Ich kann bei Ihren Werken nichts verliehren. Gewinn ich nicht gleich, so seh ich die Sache an, als hätt ich mein Geld in ein Landgut angelegt, wo es sicher ist und nach und nach wieder mit Geistlichem Interesse herauskommt. Gegen einen gar zu verderblichen Nachdruck werd ich schon auf meiner Huth sein. Alles das ist in meinem Kopf arran-

girt. Nun ist noch die Weidmansche Handlung übrig. Viele Gedanken gehen mir darüber im Kopf herum. Einer muß ausgeführt werden. Nur bin ich heute noch nicht ruhig genug, um den besten auswählen zu können. Ich werde Ihnen darüber nächstens schreiben. Vor der Hand nehme ich die Bedingung von 250 rth. für das Alphabet an und behalte mir vor, nach Vollendung des Werks bei glücklichem Erfolg, die 300 rth. voll zu machen. Sollten meine Erwartungen trügen, so erlassen Sie mir diese freywillig bestimmten 50 rth. am Alphabet und sind mit 250 zufrieden. 1000 rth. sind im Jahre 1791 zu Ihrem Befehl, doch bitt ich die Zeit nach der Ostermesse festzusetzen, weil ich bis dahin mich noch nicht ganz zusammenziehen kann, sondern das Unternommene ausführen muß. Hätten Sie mir später Ihre ernstliche Entschließung mitgetheilt, so würde ich schon wieder so viel unternommen haben, daß ich die 1000 rth. nicht hätte entbehren können. Denn bisher hab ich keinen Groschen bei mir warm werden lassen. Lassen Sie uns nun so fortfahren, nach und nach das Übrige in Ordnung zu bringen. Mein Sinnen und Trachten geht nur hauptsächlich dahin, diese Sache mit Klugheit, mit Ehre und mit Liebe für Sie und zu mir selbst zu Stande zu bringen."

Das Honorar von 250 rth. für das „Alphabet" oder ungefähr zehn Taler für den Bogen war geringer als das von Schiller gewöhnlich beanspruchte. Aber diese Werke Wielands waren, obwohl sie jetzt in durchgesehener Fassung erschienen, schon vorher veröffentlicht, und die Bändezahl war eine enorme.

Wieder verstrich eine Reihe von Monaten. Die Ostermesse des Jahres 1791, also der ursprünglich für die Ankündigung des großen Sammelwerkes bestimmte Zeitpunkt, stand vor der Tür. Für ein solches entscheidendes Vorgehen waren die Vorbereitungen noch nicht weit genug gediehen. Außerdem wurde der Dichter jetzt von Zweifeln gepeinigt. Er fürchtete sich vor dem letzten entscheidenden Schritt. Hatte

er nicht ein verhältnismäßig junges Verlagsgeschäft gewählt? und war er nicht gezwungen worden, auf Honorarbedingungen zu bestehen, die er selbst für hoch hielt, und die nur zu wahrscheinlich seinen Freund ins Verderben stürzen würden? In dieser Stimmung bat er Göschen, ihn zu besuchen und alle seine Bedenklichkeiten anzuhören*). Der Verleger willfahrte dem Freunde, und es gelang seinem männlichen Ernst und seiner Entschlossenheit, den schwankenden Dichter eine Zeitlang zu beruhigen.

Trotzdem störten die Einsprüche Weidmanns des letzteren Gemütsruhe immer wieder und hielten ihn jahrelang in einem fortgesetzten Zustand banger Erwartung und Sorge. Bald nach Göschens Besuch in Weimar tat der Gegner einen neuen Zug. Er schickte dem Verfasser einige seiner neuen Verlagsartikel zum Geschenk und drückte den Wunsch aus, eine neue Ausgabe des „Goldenen Spiegels" zu veranstalten. Wieland nahm das Geschenk in freundlichen Ausdrücken an, wurde aber durch das Verlangen eines Neudrucks eines seiner Werke gerade zur Zeit, wo Göschen sie in einem Sammelwerk zusammenzufassen gedachte, in große Verlegenheit gestürzt. Er hatte Gräff, den neuen Faktor der Weidmannschen Firma, in Verdacht, „er finge nur vom ‚Goldenen Spiegel' an, um dann auf die Werke, also Göschens Unternehmen übergehen zu können". Und er hatte recht. Während Göschens Abwesenheit in Karlsbad begab sich Gräff nach Weimar, und es gelang ihm, dem erschrockenen Dichter die Versicherung zu erpressen, daß er nie daran gedacht haben würde, ein Geschäft mit andern als mit Weidmanns abzuschließen, wenn nicht Göschen ihn dazu aufgemuntert und zugleich versprochen habe, alle „Kontroversen" auf sich zu nehmen und zu Ende zu führen; eine Versicherung, die nicht nur mit Wielands früheren Briefen an Weidmanns, sondern auch mit dem ganzen Inhalt seiner Mitteilungen an Göschen im

*) Siehe Gruber, Wielands Werke, Bd. 53, S. 14.

Widerspruch stand. Das einzige Wahre an der Geschichte ist, daß Göschen, der keine Furcht kannte, sich bereit erklärt hatte, das Risiko des ganzen Unternehmens auf sich zu nehmen.

Als Göschen aus Karlsbad zurückgekehrt war, machte er sich sofort ans Werk und verfaßte ein schriftliches Memorandum, worin er noch einmal die Frage eines gemeinsamen Unternehmens aufwarf. Er wollte von den Weidmannischen drei Fünfteln keinen Vorteil haben, er wolle in den Gesammelten Werken nur so weit, wie die zwei Fünftel reichten, beteiligt sein und daneben über diejenigen neuen Werke, die Wieland etwa noch liefern würde, frei verfügen können. Weidmanns könnten doch augenscheinlich nicht das Ganze beanspruchen.

Dann benachrichtigte Wieland selbst die Gegner, daß Göschen ihnen Vorschläge machen würde, und daß er sich auf ihre Billigkeit verließe, um die „Angelegenheit auf eine freundschaftliche Art ins Reine zu bringen".

Weidmanns aber wollten von Göschen keine Vorschläge annehmen. Was hatte er überhaupt bei der Sache zu tun? Nur mit Herrn Wieland wünschten sie zu verkehren, und von ihm hofften sie auch ihre billigen Wünsche erfüllt zu sehen. Täuschten sie sich aber, nun gut! dann werde Gräff ruhig abwarten, welche Schritte der Dichter täte, und dann seinerzeit so reden und handeln, wie er Pflicht, Fug und Stoff dazu habe*).

Diese Weigerung, gemeinsam vorzugehen, erwies sich als sehr nachteilig für Weidmanns, als die Sache später vor die Gerichtshöfe kam.

Wieland arbeitete nun einen langen und erschöpfenden Aufsatz aus: „Grundsätze woraus das merkantilische Verhältnis zwischen Schriftsteller und Verleger bestimmt wird."**) Dieses einigermaßen erstaunliche Schriftstück sandte er an die feindliche Firma in der festen Hoffnung, daß seine beredte

*) Buchner, a. a. O., S. 20.

**) Ebendas. S. 20f.

Beweisführung sich siegreich bewähren würde. Göschen seinerseits schickte ihnen sein eigenes Promemoria, das sowohl seine Beweisgründe wie seine Kompromißvorschläge enthielt, und legte seinem Geschäftsfreunde in einem Briefe einen regelrechten Operationsplan vor, um den aller Wahrscheinlichkeit nach langwierigen Kampf durchzuführen. Sein Brief beweist aufs deutlichste die Energie und die Fähigkeit des Geschäftsmannes einerseits und den Glauben des Enthusiasten anderseits, und ausnahmsweise tritt seine sentimentale Breite hier weniger auffällig hervor. Nachdem er auseinandergesetzt, zu welchen Mitteln er seine Zuflucht nehmen wolle, im Fall Weidmanns ein gemeines Vorgehen ablehnten, läßt er sich wie folgt über die eigene Stellung aus:

„Sie können versichert sein, daß ich nicht nur die Größe der Unternehmung, sondern auch den Plan der Ausführung und die Ungewisheit des Menschlichen Lebens wohl überlegt und auf alles Rücksicht genommen habe. Die Unternehmung ist größer als Sie selbst denken. Alles ist auf dem Papier berechnet, und, wenn man 26 Jahre beym Handel gerechnet hat, pflegt man — wenigstens nicht mehr zu wenig zu rechnen. Ob ich aber dieser großen Unternehmung gewachsen bin? das ist eine der nothwendigsten Fragen. Ich will sie Ihnen jetzt nur einigermaßen beantworten. Dann, wenn Sie fest beistimmen: Göschen bekommt den Verlag und wenn sich die ganze Welt dagegen setzt, auser das Recht, dann will ich Sie ganz überzeugen, daß die Ausführung keine Kunst ist, nach dem von mir entworfenen Plan, worauf ich stolz bin. Also für jetzt nur so viel: Ich habe mir etwas verdient und werde mehr verdienen. Mein Schwiegervater hat ein eigenes Rittergut von 40,000 rth. und ein kurfürstliches Gut in Pacht, wofür er jährlich 13,000 rth. Pacht zahlt. Ich habe einen Schwager, der über 20,000 rth. auf der Stelle disponiren kann. Ich darf nur zu einem von beiden sagen: Hier ist das Unternehmen, hier ist der Plan, wolt Ihr mit mir die Sache entriren? und beyde sind bereit. Beyde haben

Kopf für Geschäfte und beyde können die Sache übersehen. Aber ich brauche sie nicht, wenn ich das Leben behalte. Mit einem mäßigen Capital und mit einem jährlichen Credit, welchen ich bei Papierhändlern und Buchdruckern habe, — bey Papierhändlern nicht blos in Deutschland — kann ich alles allein zwingen. Bey dem Gange meines Handels hab ich täglich meinen Tod vor Augen. Dazu hab ich mich von Jugend auf gewöhnt . . .

Bey unserer Unternehmung liegt dann der Plan bis ins kleinste Detail in den Händen meines Schwiegervaters und meines Schwagers. Diese stehen dann vor dem Riß und werden die Unternehmung zum Besten meiner Kinder mit Ehren ausführen. Meine Freunde unter den soliden Buchhändlern können nicht aussterben. Diese werden rathen und helfen wenn Umstände Veränderungen in meinem Plan verursachen.

Von diesem Plan selbst sag ich Ihnen nur so viel. Er ist ganz dazu gemacht, daß dem Publikum ein großer Gewinn daraus entstehen soll. Jeder Kaufmannsdiener, jeder unbemittelte Student, jeder Landpfarrer, jeder mäßig besoldete Offizier soll Ihre Werke kaufen können. Sie sollen dann erst von ganz Deutschland gelesen werden und auf ganz Deutschland würken. Ich will die Unternehmung in vier Jahren beendigen; alle Messen 5 Alphabet liefern. Deshalb würd ich Sie bitten nicht eher anzukündigen, bis so viel geordnet ist, daß auch Sie jede Messe zu 5 Alphabet Vorrath haben. Fünf Alphabet will ich für zwey Thaler geben. Sie müssen gestehen, daß dieses ein Meisterstück ist. Vier Thaler kann jeder Liebhaber jährlich entbehren.

Sind Sie mein verehrungswürdiger Freund fest in ihrem Entschluß; ich bin beharlich (!), beharlich aus hellem und klarem Begriff. Ich will Sie gleichfalls überzeugen von der Möglichkeit meines Plans, sobald wir in Ordnung sind.

Was den Gewinn anbelangt, so kann ich viel und wenig gewinnen, aber auch nur wenig kann ich verliehren. Meine

Handlung soll mit den nehmlichen Kräften fortgehen, wie bisher. Zu Ihrem Werke bestimme ich ein besonderes Capital. Geht das verlohren — (Sie begreifen, daß nicht alles verlohren gehen kann) — so werd ich den Verlust tragen können. Mehr als 6000 rth. kann ich nicht verliehren. Sollte aber menschliche Wahrscheinlichkeit Gewißheit werden bey unserer Unternehmung, so soll nach Verkauf der ersten Auflage Ihren Erben noch ein Capital von wenigstens 4000 rth.*) werden; ich sage wenigstens, lassen sie mein Herz handeln. Auch dieser Punkt wird in dem schriftlichen Vermächtniß für meine Nachkommen bestimmt, wenn mich der Tod überraschen solte. Alle Desagremens, welche nicht groß sein können, sobald man von seinem Recht überzeugt ist, alle Mühe und Arbeit sind nichts bey mir gegen die Empfindung durch einen klugen Plan meinem Vaterland und mir Gewinn gemacht zu haben."

Einige Tage später, am 16. November, konnte Göschen verkünden, daß Geheimrat Müller, der Direktor des Schöppenstuhls, dem die rechtliche Prüfung der Frage oblag, sich zu seinen Gunsten ausgesprochen habe, und daß die Aussichten auf Erfolg günstig seien.

Wieland seinerseits schickte Gräffs zornige Antwort an Göschen, worin er das alleinige Recht der Veröffentlichung der Werke eines Schriftstellers für sich in Anspruch nahm, solange nichts anderes im Kontrakte bestimmt sei. Göschen war erstaunt über die Schwäche dieses Memorandums; Wieland hingegen zweifelte und fürchtete sich vor einer Berufung an den Kaiserl. Gerichtshof zu Wetzlar. Darauf antwortete ihm Göschen am 18. Dezember 1791: „Sachsen hat das jus de non appellandi. — Und was wollen alle Gerichtshöfe

*) Die Totalsumme, die Wieland dem festgestellten Honorar von 250 rth. für das Alphabet gemäß empfing, würde sich genau auf 10 000 rth. belaufen. Die im Text erwähnte Stelle, daß seine Erben ein Kapital von 4000 rth. erhalten sollten, ist vielleicht so zu erklären, daß Wieland 6000 rth. im voraus erhalten sollte, ein Fall, der, wie wir sehen werden, im Verlauf wirklich eintrat. Die Sache ist jedoch nicht völlig klar. G.

der Welt in einer Sache worüber kein positives Gesetz existirt? Über die Hauptsache wird das ganze Publikum, alle Schriftsteller und die Hälfte der Buchhändler einig sein."

So trug endlich die Göschensche Entschlossenheit den Sieg davon, und Wieland wurde gewonnen, wenn auch nicht ganz beruhigt.

Während Weidmanns sich fast das ganze Jahr 1792 hindurch ruhig verhielten, beschleunigte Göschen mit tatkräftiger Energie seine Vorbereitungen und fesselte Wieland noch enger an sich durch Vorschüsse, die noch vor der Veröffentlichung bereits die Höhe von 6000 Talern erreicht hatten von einem auf 10 000 Taler berechneten Gesamthonorar. Merkwürdig genug wurde es April 1792, ehe eine Vertragsurkunde zwischen Verleger und Autor aufgesetzt wurde. Erst am 14. dieses Monats unterschrieben sie diese. Daß diesem Akte eine besondere Wichtigkeit beigemessen wurde, läßt sich daraus schließen, daß Schiller und der Schwiegersohn Wielands, Reinhold, aufgefordert wurden, als Zeugen dem Dokument ihre Unterschrift beizufügen. In der Tat war das Unternehmen das größte, welches ein deutscher Verleger bis dahin ins Werk gesetzt hatte.

Schon die Veröffentlichung eines Werkes von 30 Bänden an sich würde ein großes Unternehmen gewesen sein. Aber die Veranstaltung einer einzigen solchen Ausgabe genügte Göschens ehrgeizigem Streben und seinem Durst nicht, für Wieland zu tun, was noch für keinen andern Schriftsteller getan worden war. Er brannte vor Begierde, den berühmten Dichter allen Klassen zugänglich zu machen, den Großen in Prachtausgaben, den Vielen in einer billigen Taschenausgabe. Daher der Plan der vier gleichzeitigen Ausgaben: einer kostbaren in Quart zum Preise von 250 Talern auf geglättetem Velinpapier erster Sorte, einer in Großoktav auf geglättetem Velinpapier zweiter Sorte zu 150 Talern, einer im Taschenformat auf demselben Papier zu $112\frac{1}{2}$ Talern und einer sehr wohlfeilen Kleinoktavausgabe zu 27 Talern auf Druck-

papier. Das Ganze sollte aber nicht zugleich erscheinen, sondern lieferungsweise in einer Reihe von Bänden.

Mit der Unterschrift des Vertragsentwurfes vom April 1792 war der Würfel gefallen, und das Bewußtsein, daß der entscheidende Schritt getan sei, verfehlte nicht, das Gemüt des Dichters aufs neue in Unruhe zu versetzen. Sein Anteil an der Arbeit war, wie er wußte, nicht leicht. Die Durchsicht so vieler Bände erforderte eine ungeheuere Arbeit; er war oft krank, oft von häuslichen Sorgen gequält, und er verbarg seine Mißstimmung niemals vor seinem Freunde. So reiste denn Göschen noch einmal nach Weimar, um den Verzagten zu stärken und seinem Herzen womöglich etwas von seinem eigenen Mute einzuflößen. Auch diesmal konnte sich Wieland dem neubelebenden Einfluß des immer hoffnungsfreudigen Verlegers nicht entziehen. Nach dem Besuche, am 7. Juni 1792 schrieb er an ihn:

„Sie können nicht glauben, lieber Göschen, wie sehr der gute Muth und der Enthusiasmus womit Sie die unsägliche Mühe und unendlichen vielerley Sorgen dieser in der That großen und vielleicht Ihrer Thätigkeit, Klugheit und Freundschaft für mich, allein ausführbaren Unternehmung entgegengehen, auch mich zu der auch nicht unbedeutenden Arbeit begeistert, die diese Ausgabe von der letzten Hand mir auferlegt. Gebe der Himmel uns beyden nur Leben und Gesundheit, so dürfen wir, glaube ich, an dem guten Erfolg nicht zweifeln."

Unterdessen hatte Göschen im Ernste seine riesigen Vorbereitungen begonnen. Das nötige Papier mußte eingekauft, Pläne mußten ersonnen werden, um den gleichzeitigen Druck der vier Ausgaben zu ermöglichen. Dies war keine leichte Aufgabe für den Verleger, da er sich überzeugt hatte, daß in Leipzig weder geeignete Drucker noch Pressen vorhanden waren, von denen mit Sicherheit zu erwarten stand, daß sie eine solche Vollkommenheit in ihren Resultaten erreichen würden, wie er sie beabsichtigte, und wie sie bis dahin in Deutschland

nicht erreicht worden waren. Göschen war noch von seiner Dessauer Zeit her mit allen Details des Buchdrucks vertraut. Er beschloß daher, seine eigene Druckerei zu errichten. Mit unermüdlicher Tatkraft besorgte er auf das sorgfältigste jede Kleinigkeit selber*). Er ließ seine Lettern unter seinen eigenen Augen speziell für sich gießen, und bei der Begeisterung, die der Inhalt des Manuskripts in ihm erweckte, wurden selbst seine technischen Vorbereitungen zu einer Quelle täglicher Freude. In einem Briefe vom 10. Juli 1792 an seinen Freund drückt er sich in fast überschwenglicher Weise so aus:

„Ich habe den göttlichen ‚Agathon‘ gelesen und das erstemal in meinem Leben das höchste Vergnügen gefühlt, welches die Lectüre gewähren kann . . . Ich empfinde einen seltenen Genuß von Freude in jeder Überlegung und jeder Veranstaltung zu den sämmtlichen Werken. Wir Buchhändler müssen uns um so mancherlei nichtswürdige Dinge oft plagen und placken, daß es einem wohl thut, wenn man sich mit einer großen Unternehmung beschäftigen kann. Nur der einzige Gedanke wird zuweilen beunruhigen: Wenn diese Unternehmung in Rücksicht des Äußern nicht den besten typographischen Unternehmungen wenigstens die Wage hält und das Äusere dem innern Werth des Werkes entspricht, so wirst Du Schande bey der Nachwelt haben. Gott gebe nur Gesundheit und es wird Alles, hoff ich, gut gehen. Es soll dann hoffentlich Niemand gereuen daß Deutschlands bestes Werk in meine Hände gekommen. An meinem Fleiß soll es nicht fehlen, da mich Ehrgeitz, Eigennutz und, vorzüglich, Enthusiasmus und Liebe für den Verfasser dieser Werke beseelt. Wenn dieses Werk vollendet ist, will ich ruhig dem

*) Vielleicht wird es heutige Druckereibesitzer interessieren zu erfahren, daß Göschen seine drei Pressen auf 1500 rth. und seine jährlichen Ausgaben auf 2500 rth. schätzte, einschließlich der sechs Setzer und ebenso vieler Drucker mit einem Lohn von 3 Talern die Woche, eines Geschäftsführers, eines Kommis und eines Lehrjungen; außerdem kamen noch die Kosten für Feuerung und Licht in Betracht. G.

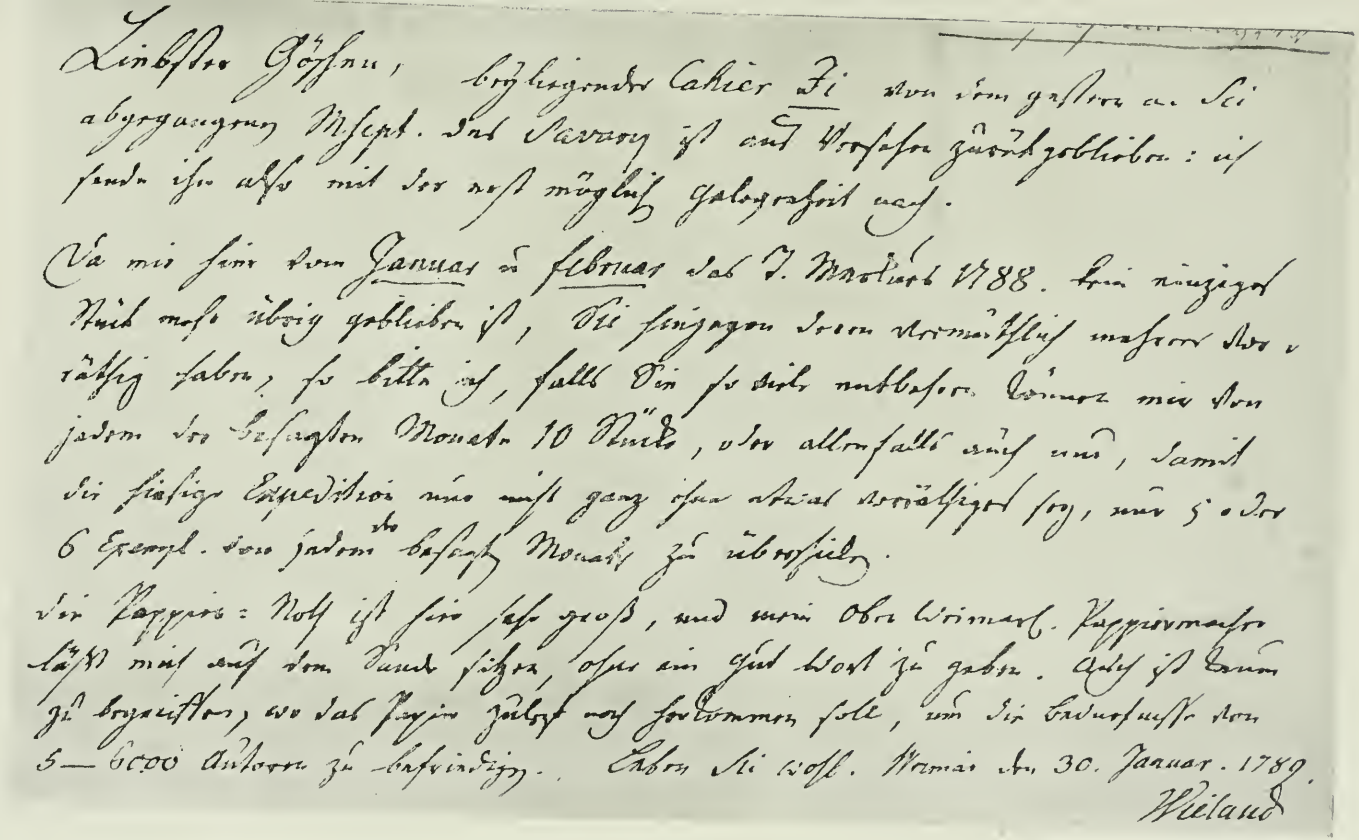
Schicksal aller Sterblichen entgegen gehen. Bis dahin aber ist mein erster Wunsch um Dauer meines Lebens, damit ich meinen Kindern ein schönes Andenken und eine Aufmunterung zur Thätigkeit hinterlassen kann."

Anfang April 1792 schrieb Göschen an Wieland, er habe das nötige Kapital beisammen, habe ein Haus für die Druckerei gemietet, die Pressen und die Lettern bestellt und Papier gekauft. Von dem letzteren hatte er eine besondere Qualität ausgewählt. Da aber seine Erfordernisse ungeheuer groß waren, begab er sich, teils um diese zu befriedigen, teils um selber die neuesten im Buchdruck eingeführten Verbesserungen in Augenschein zu nehmen, im August in die Schweiz, die damals wegen ihres schönen Papiers berühmt war, und zwar reiste er zunächst über Nürnberg, Augsburg und Ulm nach Basel*).

Die Wärme, mit der er überall aufgenommen wurde, tat ihm sehr wohl. Nicht nur hießen ihn die Schriftsteller willkommen, sondern, wie er stolz seiner Frau erzählt, auch die Wirte der Gasthöfe und sogar die Postmeister waren hoch erfreut, die Bekanntschaft des berühmten Verlegers aus Leipzig zu machen. „Wo ich hinkomme," fügte der Gatte hinzu, „werde ich mit Achtung und besonderer Aufmerksamkeit empfangen. So liebes Weib, fange ich an eitel zu werden."

Nach seiner Rückkehr schickte Göschen Proben des Papiers und des Druckes für drei der Ausgaben nach Weimar. Wieland war außer sich über ihre Schönheit. Aber gegen die Quartausgabe sträubte sich seine Bescheidenheit. Sie war ihm „zu prächtig". „Lachen Sie nicht," schreibt er, „aber ich muß Ihnen meine Schwachheit, wenn es eine ist, gestehen: ein inneres Gefühl, das mir etwas mehr als bloße Bescheidenheit scheint, repugnirt in mir den Gedanken, alle meine Schriften in einer so prächtigen Ausgabe als Ihre Quart-

*) Es ist dies die in Kapitel XVI erwähnte Reise.



Liebster Göschen, beyliegender Cahier Zi von dem gestern an Sie abgegangenen Mscpt. das Savary ist aus Versehen zurückgeblieben: ich sende ihn also mit der erst möglichen Gelegenheit nach.

Da mir hier vom Januar u. Februar das J. Markus 1788. kein einziges Stück mehr übrig geblieben ist, Sie hingegen deren vermuthlich mehrere vorräthig haben, so bitte ich, falls Sie so viele entbehren können mir von jedem der besagten Monate 10 Stücke, oder allenfalls auch nur, damit die hiesige Expedition nur nicht ganz ohne etwas vorräthiges sey, nur 5 oder 6 Exempl. von jedem der besagten Monate zu überschicken.

Die Pappier-Noth ist hier sehr groß, und mein Ober Weimarl. Pappiermacher läßt mich auf dem Sande sitzen, ohne ein gut Wort zu geben. Auch ist kaum zu begreiffen, wo das Papier zuletzt noch herkommen solle, um die Bedürfnisse von 5—6000 Autoren zu befriedigen. Leben Sie wohl. Weimar den 30. Januar. 1789.

Wieland

AUTOGRAPH. BRIEF VON WIELAND AN GOSCHEN, 1789.

ausgabe seyn wird, in die Welt gehen zu lassen. Es kommt mir gerade so vor, als ob ich mich zum Baron oder Grafen machen lassen sollte. Ein Autor muß wenigstens ein König seyn, um sich ohne Schamröthe eine so außerordentliche Ehre anthun zu lassen. Also im Ernst, wäre es nicht für Sie und mich besser, wenn die Großoctavausgabe die vornehmste wäre? Sie muß immer noch sehr hoch im Preise kommen und wird doch wahrlich schön genug seyn, daß der erste Schriftsteller in der Welt nicht mehr verlangen kann." *)

Aber Göschen wollte auf nichts hören. Sein Entschluß war gefaßt, seine Vorbereitungen beendet. Wieland machte auf andere, der beunruhigenden politischen Lage Deutschlands entnommene Schwierigkeiten aufmerksam**). War dies ein Augenblick für ein so riesiges Verlagsunternehmen? Auch hiermit drang er bei Göschen, der allen Gefahren und Hindernissen zum Trotz unentwegt vorwärts schritt, nicht durch.

Dagegen arbeitete der Dichter jetzt seinerseits fleißig an der Revision seiner Schriften, und die Reihenfolge, in der sie erscheinen sollten, verursachte einen endlosen Schriftwechsel. Aus den vielen und langen Briefen an Göschen geht hervor, mit welch unermüdlichem Fleiße er arbeitete.

Die Mühe, die er bei der Revision auf jedes einzelne seiner Werke verwandte, war ebenso groß wie bei der ursprünglichen Abfassung. Ein schöneres Beispiel gewissenhafter und doch höchst kunstsinniger Tätigkeit wurde noch von keinem Schriftsteller gegeben***). Beide, Dichter sowohl wie Verleger,

*) Bucher, a. a. O., S. 25 f. Gruber, a. a. O., Bd. 53, S. 36.

**) Gruber, a. a. O., Bd. 53, S. 37.

***) Dies wird auch von Goethe anerkannt, der bei Gelegenheit der schriftstellerischen Fruchtbarkeit Wielands schreibt: „Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich; und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn da er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb,

ſtrengten ſich aufs äußerſte an, um Reſultate zu erzielen, die ihres Landes und der Nachwelt würdig ſein ſollten.

Und ihre Anſtrengungen waren von Erfolg gekrönt und erwarben die allgemeinſte Anerkennung. Das vollendete Unternehmen meines Großvaters galt als der bis dahin größte typographiſche Triumph in Deutſchland. Während der Vorbereitungszeit aber waren ſeine intimen Freunde, wie ſich denken läßt, beſorgt. So ſchrieb Huber aus Mainz:

„Ihr Unternehmen wird Deutſchland zur Ehre gereichen, wir werden nur dann mit den Fremden konkurriren können, wenn wir die Schönheit in der Typographie zu würdigen anfangen, wie die Engländer und Franzoſen es in ihren koſtbaren Ausgaben gethan haben. Wenn es Erfolg hat, und das hoffe ich ſicherlich, ſo werden Sie den Ruhm beanſpruchen können das Eis durchbrochen zu haben, denn das Verhalten unſeres Publikums der Litteratur gegenüber, kann mit Recht Eis genannt werden. Einzelne in Berlin veröffentlichte Werke können mit einem ſo großen Werke wie dem Ihrigen keinen Vergleich aushalten, obſchon vielleicht mit den engliſchen und franzöſiſchen Klaſſikerausgaben.“

Der Herbſt dieſes Jahres 1792 verſtrich trotz der drohenden politiſchen Lage unter mannigfachen Anzeichen der Ermunterung. Im Dezember aber, gerade als Göſchen melden konnte, er denke an die Ankündigung der Werke, das Publikum ſei „warm“; große Summen ſeien in Papier und Zeichnungen angelegt; die ausgezeichnetſten Künſtler Deutſchlands ſeien ein jeder mit einem Stich beſchäftigt, und er könne ſein Kapital nicht allzulange unnütz liegen laſſen; gerade zu der

zugleich mit Freiheit und Beſonnenheit, daß er das Geſchriebene immer vor Augen hatte, ſorgfältig prüfte, veränderte, beſſerte, unverdroſſen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuſchreiben, dieſes gab ſeinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Natürlich-Elegante, welches nicht durch Bemühung, ſondern nur durch heitere, genialiſche Aufmerkſamkeit auf ein ſchon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.“ (Siehe Gruber, a. a. O., S. 43.)

Zeit eröffneten Weidmanns, die eine Zeitlang untätig gewesen waren, den Feldzug vor den Gerichtshöfen in allem Ernste, indem sie eine Klage bei der Leipziger Bücherkommission einreichten und um Untersagung des Göschenschen Unternehmens mit Einschluß der von ihnen verlegten einzelnen Schriften baten.

Trotz dieses Schrittes, der übrigens Göschen vielleicht gar nicht unangenehm war, da er die Sache endlich zu einer Krisis brachte, schrieb er einen vergnügten Neujahrsbrief an Wieland, in dem es hieß:

„Dieses Neue Jahr hat uns beyde in voller Arbeit überrascht; mich grade bei der schwersten, das ist der Anfang. Wenn sie mir nicht schwerer wird, und das ist nach menschlicher Vermuthung nicht zu erwarten, so werd ich die Arbeit ganz bequem tragen können. Aber das schwerste liegt auf Ihren Schultern, mein verehrungswürdiger Freund! Sie können keinen Gehülfen brauchen, außer den Beystand der Gesundheit, Ihres Genusses und der Heiterkeit. Diese erbitt ich für Sie von der Vorsehung; allein nicht aus Eigennutz für meinen Verlagsartikel, sondern aus dem feinern Eigennutz, damit die Welt, worunter auch ich gehöre, durch die Früchte Ihres Geistes erquickt werden möge . . ." *)

Dem Enthusiasmus Göschens des Freundes stand die unermüdliche Energie Göschens des Feindes gegenüber. Kaum hatte er erfahren, daß Weidmanns um eine Untersagung eingekommen waren, als er auch schon seine eigene Darstellung der Sache einreichte, und die Bücherkommission schlug, wahrscheinlich mit Rücksicht auf den tatsächlichen schwierigen Rechtsfall, einen Vergleich vor. Göschen und Gräff wurden vor ihre Schranken beschieden, aber der Vergleichsversuch scheiterte. Göschen erklärte, er habe bereits seinerzeit Vergleichsvorschläge getan, diese seien aber abgelehnt worden; „jetzt möge die Sache den Weg Rechtens gehen". Der Richter war der Ansicht, daß

*) Den 15. Jan. 1793.

„was Herr Göschen in seiner Vertheidigungsschrift für sich vorgebracht, doch nicht so übel sei und Weidmanns zur Überlegung Anlaß geben sollte". Gräff aber meinte, Herr Göschen hätte ihm, wenn es ihm ernstlich um den Kompanievertrag zu tun gewesen wäre, auf seine, Gräffs, Gegenäußerung antworten sollen. Er bat dabei um die Verteidigungsschrift seines Gegners, um sich darauf erklären zu können*).

Der so im Ernste begonnene Streit beunruhigte des alten Dichters Gemüt in bemitleidenswerter Weise. So schreibt er am 21. März mißmutig an Göschen:

„Ich bin, seitdem ich den Rechten des Schriftstellers und Verlegers schärfer und tiefer nachgedacht habe, so fest als Sie selbst von der Rechtmäßigkeit unserer Sache überzeugt: ob sie aber darum obsiegen werde, ist mir um so zweifelhafter, da die Weidmannsche Handlung reich und gewinnsüchtig und der zeitige Vorsteher derselben ein höchst verkehrter, schiefköpfiger, passionierter, stolzer und rechthaberischer Mensch ist. Sollten Sie, mein Freund, auch zu Leipzig ein günstiges Urtheil erhalten, so wird der Gegentheil, unter dem Vorwand, daß ihm die Justiz denegiert worden, Recurs zu einem höchsten Reichsgericht nehmen; wovon der erste Effect wäre, daß Sie alles in statu quo belassen müßten, und der andere, daß ich den Ausgang nicht erleben würde. Leider ist es in dieser Welt nicht genug, daß man Recht habe: sobald es zu einem Prozeß über ein Object von einiger Wichtigkeit kommt, hat gewöhnlich der Recht, der die meisten Ducaten in die Wage der gottgeheiligten Justiz legen kann und will.

Das Weidm. Pro Memoria — dies elende Gewebe von Sofistereyen und Insolenzen, habe ich mit Verachtung, und die Stelle, wo Gräff seiner Unterredung mit mir gedenkt, mit Indignation über die Bösartigkeit des Kopfs und Herzens

*) Buchner, a. a. O., S. 27 f.

dieses Menschen gelesen. Sie kennen ihn und mich, also für izt nichts weiter . . .

So viel, liebster Göschen, in Eile. Möge der Himmel diesem leidigen Handel bald einen fröhlichern Ausgang geben als ich hoffe . . ." *)

Etwas später wurde der besorgte Dichter durch das Gerücht, Göschen sei krank, in die peinlichste Unruhe versetzt. Das wäre eine Katastrophe! Eiligst schrieb er, um sich nach seinem Wohlbefinden und der Lage der Dinge zu erkundigen. Dazu war eine neue Gefahr drohend vor ihm aufgestiegen: eine Ligue von Buchhändlern gegen Göschen und ihn selbst. Doch hielt er es für ziemlich gewiß, daß er imstande sein werde, derselben durch eine „Fronde" von Schriftstellern, deren Rechte und Interessen mit den seinigen in dieser Sache sehr genau verbunden seien, das Gegengewicht zu halten. „Unterdrücken wollen wir uns auf keinen Fall lassen." **)

Glücklicherweise konnte Göschen bald berichten, daß aus der Ligue von Buchhändlern zur Jubilate-Messe 1793 nichts geworden sei. Seine Entsendung von weiteren 1000 Th. trug ohne Zweifel ebenfalls dazu bei, den Dichter zu beruhigen. Überhaupt war Göschen damals in gehobener Stimmung, denn er hatte auf einem andern Gebiete einen sehr wichtigen Sieg erfochten.

Verwickelt, wie er war, in einen lebhaften Streit mit Wieland über die Vorzüge und Mißerfolge von Künstlern, Zeichnern und Kupferstechern, überschüttet mit Briefen betreffs Anordnung des Inhaltes, irritiert durch den Anfang des Prozesses von seiten der protestierenden Firma mußte er jetzt, als ob diese Sorgen nicht genügten, auch noch einem großen Konflikt mit der ganzen Gilde der Leipziger Drucker die Stirne bieten. Diese hatten sich nämlich seiner Bitte um Konzession zur Aufstellung eigener Druckerpressen widersetzt, und zwar aus dem Grunde, weil er kein gelernter Buch-

*) Das Original in der Kgl. öffentl. Bibliothek, Dresden.

**) Den 18. April 1793.

drucker sei und deshalb ihren Privilegien zu nahe trete. Ohne sich einschüchtern zu lassen, beschloß Göschen sich an die Autorität des Kurfürsten zu wenden, der, wie er Körners Berichten zufolge mit gutem Grunde annahm, seinen Plan zu fördern geneigt sein würde. Da dies aber Zeit kostete, und er den „kürzesten und sichersten Weg liebte", so traf er die Einrichtung, die erste Lieferung der drei besten Ausgaben bei seinem Freunde Haas in Basel drucken zu lassen, von dem er alles, was er von typographischer Schönheit wußte, gelernt zu haben erklärte. Die Lettern jedoch waren von Prillwitz gegossen und an Haas gesandt worden. Die ordinäre Ausgabe konnte er in Leipzig drucken. „Die Ausgaben müssen", so schrieb er an Wieland, „noch schöner als die Proben werden, denn ich bin Schüler, Haas ist Meister. Bin ich nach einem Jahre zum Zweck, so nehm ich Haas die Arbeit ab und drucke selbst. Meine Buchdrucker hier werden sich wundern, daß ohngeachtet ihrer Schlagbäume, das Werk doch ganz mit aller Pracht und Schönheit heraus kommt." Was die ordinäre Ausgabe betraf, so hatte er auch da seine eigenen Pläne. Er wollte seinen Faktor, einen gelernten Buchdrucker, „den niemand hemmen konnte", Meister werden lassen, ihm alle seine Pressen, Lettern, Leute und alles übergeben und so eine Druckerei etablieren, ohne selbst Buchdrucker zu sein.

Anfang Februar 1793 wurde Göschens Gesuch um Erlaubnis, seine eigenen Pressen mit lateinischen Lettern in Didots Stil zu errichten, den Dresdener Behörden überreicht. Göschen machte darin nicht nur seinen eigenen Vorteil geltend sondern auch den Sachsens, indem dieses Land dann eine Druckerei besitzen würde, die auch mit der von Unger in Berlin konkurrieren könne. Ferner versicherte er, bereits wesentliche Verbesserungen der Ungerschen Lettern vorgenommen zu haben, und leugnete zugleich das Recht der Leipziger Buchdrucker, sein Unternehmen zu hindern, insbesondere da sie selbst nicht die Absicht hätten, verbesserte Lettern einzu-

führen. Was ihn beträfe, fuhr er fort, so würde er die Pressen nur zu Werken benutzen, die in seinem eigenen Verlage erscheinen sollten. Die Konzession wurde ihm, auf die lateinischen Lettern beschränkt, am 4. März zugestanden, aber sechszehn Leipziger Buchdrucker appellierten an den Stadtrat, um die Errichtung der Pressen zu verhindern, weil ihr Geschäft dadurch schwer geschädigt würde. Der Stadtrat erklärte sich jedoch mit der Konzession einverstanden, und die Dresdener Behörden untersagten durch ein Reskript vom 4. Juli 1793 jede weitere Berufung. Diese Entscheidung war für Sachsen von der allergrößten Bedeutung; seine Hauptindustrie, der Buchhandel, wäre sonst wohl noch auf lange Zeit hinaus gehemmt geblieben.

Göschen begann nun den Druck sofort; und Wieland schickte schon im Juni die ersten Korrekturbogen, die er tadellos fand, zurück, indem er „dem Verleger tausendmal Glück und Segen zu dem so glücklich begonnenen Werke“ wünschte.

Ein von meinem Großvater im Juli 1793 geschriebener Brief an seinen Freund Schubart, den Sohn des exzentrischen, berühmten, talentvollen, aber zügellosen und unglücklichen Dichters, gewährt uns ein lebhaftes Bild von dem Grade, bis zu welchem das geliebte Unternehmen alle seine Gedanken in Anspruch nahm.

„. . . Ich glaube nicht, daß ich mit Wielands Werken hinter irgend einem Werk zurückbleibe und ich wünsche, daß sie Ihre Erwartungen befriedigen mögen. In kurzer Zeit erhalten Sie die Ankündigung und Proben . . . Die Weidmannische Buchhandlung hat mich verklagt, ich muß das erste Urtheil in dieser Sache abwarten, ehe ich loslaßen kann. Deshalb schweig ich so still. In vierzehn Tagen aber ist die Sache gewiß entschieden. Könnt' ich doch mit Ihnen in die Schweitz reisen! aber das geht nicht; ich habe nun nichts zu sehen als Druck und Papier, nichts zu hören als das Knarren der Pressen und nichts zu denken als Glättmaschinen, schöne Schwärze, vollkommene Pressen, Correktheit des Druckes

und das alles so lange bis der Wieland vollendet ist . . . Ich will Ihnen entdecken, daß wenn Sie zu Michaelis ein Ding in die Hände bekommen, „Johanns Reisen" Sie es aufnehmen als eine Spielerey Ihres Freundes Göschen, aber die Nürnberger dürfen den Verfasser nicht erfahren. Seit ich Sie gesehen, habe ich nichts, selbst den Morgensegen nicht, gelesen und ich bin in der Literatur seit jenen Tagen so unwissend geblieben als ein Wilder . . ."

Dieser Brief kreuzte sich mit einem von Schubart, dessen Enthusiasmus und dessen schmeichelhafter Bericht über den Beifall, der den Probebogen Wielands gezollt wurde, dem Herzen des Verlegers wohlgetan haben muß. Er schrieb am 12. Juli 1793 aus Nürnberg:

„Sie haben mich, trefflicher Göschen, durch das Geschenk, das Sie mir mit der schönen Engl. Anthologie, und mit Ihren neuesten Verlagsartikeln machten, neuerdings zu Ihrem Schuldner gemacht. Wäre ich doch ein Gibbon, ein Robertson, ein Wieland, ein Pope, um Ihnen einen Verlagsartikel schreiben zu können, der zehn Auflagen erlebte, und Autor uud Verleger zu Kapitalisten machte! In Ermangelung dessen, oder bis dahin! nehmen Sie, edler Freund, hiemit meinen besten Dank für Ihre schönen Geschenke.

Unsere Buchhändler und Buchmäkler haben mir viel erzählt an den 6 herrlichen Proben Ihres Wieland, und Huber . . . bestätigte die Kunde und sezte hinzu, daß Holcrofts ‚Road to Ruin'*) das er bearbeitete, das erste Product sein würde, das wir aus Ihrer neu angelegten Offizin würden hervorgehen sehen. Wenn man einem sagt, daß Ihr Wieland noch weit schöner ausfallen werde, als die besten typographischen Versuche eines Ungers, Himburgs, Voß, Orells u. A. so muß doch wohl die Begierde aufs höchste gespannt werden . . .

*) Thomas Holcroft, Schauspieler und dramatischer Dichter (1745—1809). Sein „Weg zum Verderben" (Road to Ruin) ist sein bedeutendstes Stück und bewährt in England noch jetzt seine Zugkraft.

Wenn Sie mir vor Ihren ersten Trompetenstoß nun noch ein Wort weiter sagen wollen, so wird es nicht übel gethan seyn. Sicher ist dies mit die größte Buchhändler Entrepriſe in Deutschland! . . .

Ich bin mit Kuß und Handschlag

der Ihrige

Schubart."

Der Trompetenstoß mußte jedoch unglücklicherweise einige Zeit hinausgeschoben werden. Der Krieg mit Frankreich, der das ganze Jahr hindurch tobte, hatte auf den geschäftlichen Unternehmungsgeist in allen Gewerbszweigen den verderblichsten Einfluß, und Göschen sah sich genötigt, den weiteren Druck bis nach Michaelis aufzuschieben. Wieland wurde auf diese Weise von der unmittelbaren Notwendigkeit, mit der Revision seiner Werke voranzueilen, befreit, und konnte sich zur größten Freude seiner Bewunderer mit dem Übersetzen des Aristophanes eine angenehme Erholung verschaffen. Im Juli 1793 schrieb er:

„. . . Man hofft, so lange man athmet. Wir hoffen also, allen widrigen Anscheinungen zu Trotz, daß uns der künftige Winter den lieben Frieden wiederbringen werde: und vornehmlich in dieser Rücksicht ist mir der Stillstand nicht unangenehm, den Sie dem Druck meiner Omnium bis nach der Michaelismesse geboten haben. Indessen werd ich's an mir nicht fehlen lassen; daß alsdann desto hurtiger und munterer fortgefahren werden könne. Von den Komödien des alten Griechen Aristophanes, mit deren Übersetzung ich mich nebenher beschäftige, ist bereits eine fertig geworden: doch soll diese Zwischenarbeit die Revision des Agathon auf keine Weise hindern noch läßiger machen.

Seit acht Tagen haben wir eine Witterung aus dem Paradies, einen Himmel, der die Inseln der Seligen kaum reiner, schöner und milder umfließen kann. Alles verspricht uns den herrlichsten Sommer und das fruchtbarste Jahr.

Warum müssen die hirnwüthigen Republikaner und zepter-tragende Cyclopen der Welt, den Genuß des Guten verkümmern, das uns die gute Mutter Natur so gerne gönnen möchte!

Doch wir wollen nicht müde werden, jeder an seinem Theil und nach seiner Weise, dem Strohm der Zeit entgegen zu schwimmen, und wenigstens durch möglichstes Lavieren auf der Diagonallinie am Ende doch an dem Ufer anzuländen, wohin unsere Farth gerichtet ist. Die Hauptsache, liebster Göschen, ist leben und gesund zu sein. Möchten Sie mir doch über diesen letzten Punkt immer nur fröhliche Nachrichten von Sich Selbst zu geben haben!"

Als der September 1793 kam, wurde die Form der öffentlichen Ankündigung zwischen Autor und Verleger besprochen. Was Wieland schrieb, zeigt in jeder Zeile das Bewußtsein angestrengter Arbeit, das lebhafte Gefühl literarischer Verantwortlichkeit seinen Landsleuten und der Nachwelt gegenüber und den rechtmäßigen Stolz eines berühmten Dichterfürsten.

Es war ein Glück, daß um diese Zeit die öffentliche Ankündigung vorbereitet worden war; denn Weidmanns thaten jetzt weitere Schritte, indem sie ohne Wielands Kenntnis und Zustimmung eine neue Ausgabe seines „Musarion" veröffentlichten. Wieland drang in Göschen, dies Vorgehen als Grund zur Beschleunigung der gerichtlichen Entscheidung geltend zu machen. Dieser aber antwortete, daß er Weidmanns unter diesem Vorwande nicht angreifen könne, da er stets erklärt habe, er wolle Werke, die ihnen gehörten, nicht einzeln herausgeben. Da traf ihn ein zweiter schwerer Schlag: Die feindliche Firma, nicht weniger ungestüm und entschlossen in der Opposition gegen ihren kühnen Rivalen als Göschen in der Verteidigung seines Planes, beschloß, ihn dadurch zu übertrumpfen, daß sie eine beträchtliche Ermäßigung in den Sortimentspreisen aller von ihr veröffentlichten Schriften Wielands ankündigte.

Wieland war hierüber außerordentlich aufgebracht und verfaßte ein langes Schreiben an Göschen, in welchem er ihn antrieb, nun „seinerseits das Publikum durch öffentliche Blätter zu präveniren". Wer seine Schriften kaufen wolle, fährt er fort, müsse ein Tor sein, wenn er nicht lieber eine zum letzten Mal revidierte und verbesserte, schöne und wohlfeile Ausgabe letzter Hand kaufen wolle „als die verlegne Waare" der Weidmannischen Handlung. Aber man müsse es „diesen Leuten" lassen, daß sie ihr möglichstes täten, das große Unternehmen zu „traversiren" und „wo es sein könnte zu Grunde zu richten"; und ihre „Manoeuvres" würden durch die schreckliche Wendung, welche die französische Revolution genommen hatte, noch unterstützt. Wie man sich erinnern wird, war dies das Jahr des Schreckens, der Gründung des Komitees der öffentlichen Sicherheit und der Blutarbeit der Guillotine, und daran schloß sich die wahnsinnige Energie, womit die Franzosen, nach einer Reihe von Niederlagen im Felde, zuletzt dem vereinten Europa siegreich Trotz boten.

Während aber Wieland die „fatale politische Situation" beklagte und sich in unheilverkündenden Voraussagungen erging, hatte er doch wenigstens eine gute Neuigkeit mitzuteilen.

Die Herzogin-Mutter hatte ihm versprochen, auf ein Exemplar der Quart Edition zu abonnieren, und der Herzog werde, wie er meinte, das nämliche für die fürstliche Bibliothek tun, „da er nicht erwarten könne," daß ein pauvre diable ihm ein Präsent „von 200 rth. mache". Er sei ordentlich neugierig darauf, ob Göschen ein Dutzend deutsche Fürsten und Magnaten auf seine Pränumerantenliste bekommen werde, denn es sei unsäglich, wie die französische Barbarei seit vier Jahren auch unsere hohen Aristokraten angesteckt habe, und was für eine gewaltige Ungnade sie auf alle Bücher und Büchermacher geworfen hätten, „seitdem sie sich in den Kopf gesetzt, daß blos die Gelehrten, Philosophen und Poeten an der französischen Revolution Schuld seyen."

„Kurz", so schließt er, „mein Herz weissagt mir nicht viel tröstliches. Wolle der Himmel, daß es besser gehe, als mich mein leidiger Thomasglaube hoffen läßt."

Übrigens bewies die Pränumerantenliste zu der großen Quartausgabe, daß Wieland in seinem Anfall von Verzagtheit sich betreffs der Magnaten geirrt hatte.

Die von Weidmanns angekündigte Preisermäßigung aller in ihrem Vorrat befindlichen Schriften Wielands veranlaßten Göschen zu einem sofortigen Gegenzuge. Seine ursprüngliche Absicht war gewesen, die öffentliche Ankündigung der vier Ausgaben aufzuschieben, bis der Gerichtshof sein Urteil gesprochen, aber da jetzt Weidmanns den status quo verletzt hatten, eröffnete er den Feldzug, ohne Zeit zu verlieren, und zwar mit gewohnter Energie. Er ließ 2500 Exemplare der Ankündigung drucken zugleich mit Proben des Druckes und ließ sie überall hin austeilen. Private und öffentliche Kanäle wurde nutzbar gemacht. Er schrieb „gradeswegs" an den Herzog von Augustenburg, Schillers großmütigen Gönner; er forderte seine Wiener Bekannten, Grafen, Gräfinnen und fürstliche Vorleser auf, ihren Einfluß dort geltend zu machen. Alxinger war „tätig für ihn". An die höchsten Herrscher wandte er sich. Graf Anhalt sollte der russischen Kaiserin Catharina Proben übergeben; Lucchesini sollte den König von Preußen gewinnen; „kurzum kein großer Herr wurde in Ruhe gelassen."

Aber auch der Presse mußte man sich fleißig bedienen. Die „Literaturzeitung" sollte die Ankündigung veröffentlichen. Archenholz sollte in Hamburg helfen, Meyer*) in Berlin; der erstere vermittelst einer besonderen Anzeige in der „Minerva"; der letztere in seiner „Monatsschrift".

„So viel versichere ich Ihnen," schrieb der rastlose Verleger an Wieland, „was durch Thätigkeit ausgerichtet werden kann, thu ich gewiß. Geht es dann nicht, so weiß ich, daß

*) J. L. W. Meyer, geb. 1759, Publizist, Schauspieldichter und Biograph.

die Nation Ihrer nicht werth ist, und drucke nichts als Revolutionsalmanache, opera von Geißler, dem jüngeren, oder von mir selbst."

An Bertuch schickte er ebenfalls das dringende Ansuchen, in seinem Modejournal auf sein Unternehmen durch eine besondere Anzeige hinzuweisen. Am 29. Okt. 1793 schrieb er an ihn:

„. . . In der That ist es eine Sache der Nation, daß das Unternehmen mit gutem Erfolg ausgeführt wird. Dieser Erfolg wird ein Maasstab für die Nachwelt sein wie das Zeitalter seinen großen Schriftsteller geschätzt hat, ein Beleg ob die deutsche Nation große Unternehmungen zu unterstützen geneigt war oder ob sie es nicht werth war, daß etwas der Art geschah. In England würde die Sache keine Schwierigfinden. Ob in Deutschland? das wird der Erfolg lehren. Doch ich habe Muth genug zu hoffen, daß es nur bey unsern Landsleuten auf einen glücklichen Stoß ankommt, der sie elektrisirt. Deshalb bitt ich denn auch Sie, Sich unserer anzunehmen und uns einen solchen Funken auf geschickte Weise beizubringen, der die Hand in den Beutel treibt und die Begüterten ehrgeitzig genug macht ihren Namen als Beförderer der Künste und Wissenschaft vorgedruckt zu sehen . ."

Bertuch schickte am 6. Nov. 1793 eine sehr herzliche Antwort.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund", schreibt er, „für die Ankündigung von Wielands Schriften; sie war mir eine angenehme Erscheinung, die ich lange schon erwartet hatte. Auch unaufgefordert würde ich mich gewiß für die Unterstützung dieser schönen und wichtigen Unternehmung verwandt haben, denn ich halte es für Pflicht der Freundschaft gegen Sie und Wieland. Ich will versuchen was meine schwache Stimme in einem Aufrufe bey unsern zu allen schönen und großherzigen Unternehmungen so trägen Publico vermag, und zu Behufe dieser Ankündigung einen eigenen kleinen Aufsatz über typographischen Luxus für mein Journal schreiben, und meine Handlung soll sich erbieten und bemühen für Sie Subscribenten zu sammeln; seyn Sie nur so

gütig und ſchicken ihr bald die in der Ankündigung gedachten Proben, daß man ſie Liebhabern vorzeigen kann, denn von Freund Wieland kann ich keine haben. Ich will noch mehr thun und zugleich im folgenden Stück meines Journals eine kleine Abhandlung über die Vorzüge der lateiniſchen vor den deutſchen Lettern und Herrn Ungers albernen Einfall und verunglückten Verſuch, die Teutſche Mönchsſchrift zu verſchönern, liefern und darin Ihre Ausgabe von Wieland als Specimen und Muſter aufſtellen. Ich hoffe gewiß Ihre Entrepriſe ſoll glücklich ſeyn, denn Wieland iſt nun ohnſtreitig der erſte klaſſiſche Dichter der Nation; man wird ihn immer kaufen, und jeder Teutſche, der mir ein paar Dutzend Bücher ſammelt, und nur auf einen Schatten von Litteratur und Geſchmack Anſpruch macht, wird ſeinen Wieland ſo gut haben müſſen, wie der Franzoß ſeinen Voltaire und der Engländer ſeinen Milton und Pope hat . . ."

Als Göſchen Bertuchs Artikel erhielt, war er vor Freude außer ſich. „Solch ein Aufſatz muß würken und ich gehe nun mit dreyfachem Eifer zu Werke;" ſchrieb er und berichtete zugleich, daß er Wieland in Kenntnis davon ſetzen werde, wie ſeine Freunde überall für ihn tätig wären. „Es iſt für mich eine unausſprechliche Freude, daß in allen Winkeln Deutſchlands meine Freunde mit großem Eifer für mich thätig ſind. Gewiß wird das Werk ſelbſt die Proben weit hinter ſich zurücklaſſen. Ich habe den Ehrgeitz, daß die Quartausgabe den Boileau und Fontaine und Telemaque des Didot vollkommen gleich werden ſoll, und ich kann dieſes behaupten, da ich jetzt wirklich an allen Ausgaben drucke."

Von Monat zu Monat wuchs des Verlegers Aufregung. Seine Koſten waren enorm. Die außerordentliche Sorgfalt beim Drucken verbot den Druckern, viele Exemplare abzuziehen. Die unerbittliche Strenge, mit der irgend ein nicht vollkommener Bogen verworfen wurde; die koſtſpieligen Einrichtungen, wodurch allein Schönheit des Druckes und des Papieres ſich erreichen ließ, ſo wie vor allem der Umſtand,

daß er seine Auslagen nicht über sehr zahlreiche Exemplare in Deutschland verteilen konnte, waren Gründe, die Göschen zwangen, den Verkaufspreis hoch anzusetzen. Dennoch waren seine Preise, wie er erklärte, niedriger als die entsprechend schöneren Werke in Frankreich oder England.

Angesteckt an dem ermutigenden und zuversichtlichen Benehmen seines Freundes, dessen vorwärtsstrebende Politik sich keinen Zügel anlegen lassen wollte, wurde Wieland endlich selbst hoffnungsvoller. Am 18. Nov 1793 schrieb er:

„Sie wissen, lieber Göschen, daß ich Sie seit drei Jahren von dieser großen Unternehmung, Gott weiß aus reinen Beweggründen! mehr abzumahnen als dazu aufzumuntern gesucht habe. Aber Sie widerlegten alle meine Einwürfe und Bedenklichkeiten, und gingen muthig ans Werk. Nun da es angekündigt ist und von reculieren die Rede nicht mehr seyn kann, ist Muth, Zuversicht und Beharrlichkeit hoch vonnöten, und ich würde es sehr beklagen, wenn Sie, falls die Teutschen Ihnen nicht mit einen Enthusiasmus, dessen sie gar nicht fähig sind, entgegenkommen, etwa mißmuthig werden und dem Dämon des Königs Saul Raum geben wollten. Auf einen brillanten Succeß konnten Sie (wie ich Ihnen so oft sagte) nie rechnen, am wenigsten in einer so unglücklichen Zeitepoche wie die gegenwärtige. Aber, da Sie sicher seyn können, daß die Kostbarkeit der schönen Ausgabe, und die äußerste Wohlfeilheit der geringen (welche gleichwol noch elegant und korrekt ist) Sie auf 50 Jahre wenigstens vor Nachdrucken sichern, so ist, so viel ich sehen kann, die allgemeine Meinung, es könne Ihnen bei dieser Entreprise nicht fehlen, und, wenn Sie gleich nicht auf einmal einen Coup damit machen würden, so werde doch das Ganze nicht nur die Unkosten rembourśiren, sondern auch ein sich sehr gut verzinsendes Kapital für Sie und die Ihrigen seyn und bleiben — wozu denn von ganzem Herzen Amen! sagt Ihr ergebenster Freund

Wieland."*)

*) Gruber, l. c., Bd 53, S. 40f.

Göschens Antwort lautete:

„Seien sie unbesorgt, mein theuerster Freund, ich bin nicht gewohnt muthlos zu werden, wenn die Sache ein großes Spiel betrift, — und mit inniger Überzeugung sage ich Ihnen, das Spiel ist schon gewonnen. Es ist für mich sehr rührend, daß ich sehe wie alle meine Freunde in jedem Winkel Deutschlands thätig für mich sind, und ich würde es mir zum stillen Vorwurf gemacht haben, wenn ich diese Liebe und Freundschaft, die sich allenthalben offenbart, nicht zu etwas Großem benutzt hätte . . ."

So begann Göschen, wenn schon von manchen Seiten angegriffen, doch zu fühlen, daß er auf die Unterstützung vieler enthusiastischer Freunde rechnen könne.

Am 30. November konnte er die höchst erfreuliche Nachricht nach Weimar gelangen lassen, daß sein Prozeß vor dem Leipziger Schöppengericht gewonnen sei.

Wieland

Nach einem Kupferstich von A. Steinla
(Portrait von F. Jagemann)

Neunzehntes Kapitel.

Endlich Erfolg.

1793—1798.

Die allgemeinen Umrisse des Weidmannschen Prozesses gegen Göschen, der in der literarischen Welt Deutschlands so viel Staub aufwirbelte, haben wir im vorigen Kapitel angedeutet.

Gräffs Stellung war die: er verfocht, daß Weidmanns das alleinige Recht der künftigen Veröffentlichung aller derjenigen Werke Wielands hätten, die zwischen 1768 und 1773 von ihrer Firma herausgegeben worden seien. So viel man sehen kann, konnte er nicht behaupten, daß Wieland den Weidmanns dies Recht ausdrücklich eingeräumt habe; die Beweisführung beider Parteien aber, ebenso wie die der Gerichtshöfe, die den Fall zu entscheiden hatten, scheint mir außerordentlich schwach und wenig überzeugend.

Göschen behauptete in seiner Gegenschrift, ein Verleger habe keine Rechte außer an den von ihm besonders herausgegebenen Werken, und selbst dann nach maßgeblichem Gutachten nur an der ersten Ausgabe dieser Werke; ferner, Wieland habe bereits Reichs Recht zur Veröffentlichung einer zweiten Ausgabe verneint, es folge daher a fortiori, daß er dessen Recht, eine Gesamtausgabe zu veranstalten, ebenfalls verneine. Außerdem könne man Beispiele anführen von gesammelten Werken, die von andern Verlegern als denjenigen, die die Werke ursprünglich einzeln herausgegeben, veröffentlicht worden seien.

Wieland bearbeitete die Frage des Autorrechtes mit großer Ausführlichkeit, aber seine auf abstrakte Rechtsbegriffe gegründeten Folgerungen bilden meiner Meinung nach den schwächsten Teil aller der Einwände und Repliken, die im Laufe des Prozesses vorgebracht wurden.

Weder er noch Göschen hob, meiner Meinung nach, den Hauptpunkt, auf den es ankam, nämlich die Frage einer vom Verfasser revidierten und vermehrten Ausgabe mit genügender Klarheit hervor. War es einem Autor gestattet, seine Werke in einem neuen Gewande erscheinen zu lassen? und wenn nicht, welche Verfügungsrechte hatte er mit Bezug auf seine Werke? Dagegen war Göschens Erklärung über einen andern Punkt klar genug: revidiert oder nicht revidiert, er wollte keins von den Werken Wielands einzeln verkaufen.

Das Schöppengericht, mit Recht oder mit Unrecht müssen wir dahingestellt sein lassen, entschied dahin, daß es einem Autor nicht untersagt sein könne, seine Werke zu revidieren und sie dann in einer Gesamtausgabe neu herauszugeben. Das Urteil war durchaus zugunsten Göschens.

Weidmanns legten, wie es natürlich war, sofort Berufung gegen dies Urteil ein an die juristische Fakultät der Universität Leipzig. Nach Verlauf eines Jahres hielt diese schlechthin die Entscheidung des Schöppengerichtes aufrecht; worauf Weidmanns den Streit vor das sächsische Oberappelationsgericht in Dresden brachten. Lange Jahre vergingen, ehe dies Gericht zum Schluß kam. Endlich fiel das Urteil, obwohl nicht ganz in Übereinstimmung mit dem Leipziger, doch wiederum zu Göschens Gunsten aus, und so gewann der letztere den Prozeß in allen Instanzen. Viele Jahre später aber fand er, daß der Präzedenzfall, den er mit so großem Eifer hatte schaffen helfen, ihm selber sehr im Wege stehe, als Goethe mit Cotta wegen einer neuen Ausgabe seiner gesammelten Werke in Unterhandlung stand.

In der Zwischenzeit, ehe es zu dem Dresdener Urteil kam, fuhr die feindliche Firma in ihrem Feldzuge gegen Göschen

außerhalb der Gerichtshöfe fort. Gräff, ein unermüdlicher, um Mittel und Wege nie verlegener, zäher Gegner, ließ sofort einen Teil der Presse für sich arbeiten. Aber Göschen folgte ihm in allen Zeitungen Schritt vor Schritt und eröffnete ein Feuer von Argumenten, Entgegnungen und Annoncen auf der ganzen Linie. Dann kündigte er, die größtmögliche Öffentlichkeit herausfordernd, an, „daß täglich nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr in seiner Buchhandlung auf dem Neumarkt im Krämerhaus 633 eine Treppe hoch, gedruckte Bogen von Wielands sämtlichen Werken aller vier Ausgaben und die dazu gehörigen Zeichnungen zu sehen seien. Auch würde daselbst ein ausführliches Avertissement von diesen Werken unentgeltlich ausgegeben." *)

Verschiedene Maßnahmen des Gegners wurden von Göschen bloßer Prahlerei zugeschrieben, und so hob sich seine Stimmung von Monat zu Monat. Mitte Dezember 1793 schrieb er an Wieland:

„. . . Unser Spiel ist gewonnen; das sehe ich aus allen Symptomen, und Ostern wird das Ziel meiner Sorgen und meiner ungeheuren Kosten seyn. Dann geht das Werk durch sich selbst, welches ich bisher allein poussirt und so poussirt habe, daß ich auf 2 Jahr das Papier mit 12 000 rth Reichsgeld im Voraus bezahlt, eine Druckerey angelegt habe, dergleichen in Deutschland noch keine ist, und die mehrsten Zeichnungen bestritten habe. Wie könnte ich jetzt den Muth sinken lassen?"

Bald darauf konnte Göschen eine weitere Nachricht senden, die des greisen Dichters Herz erfreute. Die Stadt Biberach, in deren Dienst dieser zehn Jahre lang gestanden, schickte eine Subskribentenliste von 24 Namen, einschließlich des Rates der Stadt, der ein Quart-Exemplar bestellte.

So schloß das Jahr nach wechselnden, kurzen Perioden der Furcht und der Hoffnung, und die beiden Gefühlsmenschen

*) Buchner, l. c., S. 34.

ſandten ſich Briefe, in denen ihre beiderſeitige Stimmung deutlich zum Ausdruck kommt.

„Ich habe dieſes Jahr mit Geſundheit durchlebt", ſchrieb Göſchen, „und dieſer Brief iſt mein letztes Geſchäft in demſelben. Es war ein Jahr der Mühe und voll ſorgſamer Arbeit; ob es mich weiter gebracht hat zu einem ruhigern Genuß des Daſeyns und deſſen was der Himmel mir gegeben hat, wird die Zukunft lehren. Ich gehe ihr getroſt entgegen und habe nur einen Wunſch: Laß mich, gütige Vorſehung, ſo bald keinen Herzensfreund verliehren auf dem Weg, den ich zu gehen habe. Erhalte die Meinigen und gieb ihnen Freude! In dieſem Wunſch ſind Sie, mein verehrungswürdiger, beſter Freund, mit eingeſchloſſen. Nachdem ich Sie im Geiſt in meine Arme geſchloſſen habe, eile ich zu meinen Hausgenoſſen, und freue mich meines Daſeyns . . . Bis an den letzten Tag meines Lebens

der Ihrige . . ."

Auf dieſen Brief antwortete Wieland mit herzlicher Teilnahme: „Möge dieſes neu angefangene Jahr wenigſtens den Anfang machen, theurer und geliebter Freund, Sie für die unendlichen Sorgen, Arbeiten und Mühſeligkeiten des vergangenen zu belohnen! Und möge auch ich wenigſtens nur ſo lange leben und brauchbar ſeyn, bis ich das Ende Ihrer Arbeiten für mich, und dieſe Arbeiten mit Erfolg gekrönt geſehen habe!

Einer meiner eifrigſten Wünſche iſt jetzt, daß der gute Muth, mit welchem Sie auch dieſes neue Jahr angefangen haben, Sie nie verlaſſen möge! Sie haben deſſen mehr als jemals von nöthen; denn da zu allen übrigen Umſtänden, die einem glänzenden Succeß Ihrer heroiſchen Unternehmung im Wege ſtanden, auch noch dieſer hinzukommt, daß nicht die geringſte Hoffnung zu dem von allen Menſchen ſo ſehnlich gewünſchten Frieden übrig iſt, ſo kann ich nur gar zu leicht vorherſehen, daß — doch kein Wort von böſer Vorbedeutung!

Mit Zeit und Weile kann und wird hoffentlich Alles noch ganz leidlich ablaufen . . ."

Das Manuskript zu dem ersten Teil der fünf Bände war nun nahezu vollständig, und Göschen war entzückt über die Schönheiten des „Agathon", als er die Korrekturen las. Diese Durchsicht stärkte ihn jeden Morgen um vier Uhr für die Arbeit der Messe und stimmte ihn heiter und froh. Seine Begeisterung war glühend. In seinem und aller Leser Namen dankte er für die schönen Zusätze, die der Dichter zum „Agathon" gemacht hatte.

Unterdessen wurden, wie gesagt, in „allen Winkeln" Deutschlands Subskribenten zur Quartausgabe gesammelt. Zu Anfang des Jahres schienen die Aussichten nicht sonderlich gut, wenn auch Pränumeranten sich fortgesetzt meldeten. Die Prophezeiungen des Verlegers hatten sich allerdings eigentümlicherweise nicht bewahrheitet. Er selbst gestand, daß diejenigen Teile Deutschlands, auf die er am meisten gerechnet, sich als die schlechtesten herausstellten, während andere, auf die er gar nicht gezählt, den Ausfall wieder gut machten. Er habe zu hohe Erwartungen gehegt. Immerhin würde er die zweihundert Subskribenten auf die er gerechnet habe, zusammenbringen. Viel mehr erwarte er nicht. Trotzdem meinte er brummend, daß er auch, wenn er hundert Ausgaben veranstaltete, nicht imstande sein würde, die Wünsche der Käufer zu befriedigen, für die eine Ausgabe zu teuer, die andre zu billig sei, und so weiter.

Im Juni schrieb Wieland:

„Herr L. R. Bertuch, den ich gestern auf der Promenade antraf, bringt mir die kaum glaubliche Nachricht, Ihre Gesamtausgabe reussierte so gut, daß Sie nur noch zehn unbestellte Exemplare übrig hätten. Auf diese Weise wäre ja Ihre Erwartung weit übertroffen? Der Himmel gebe den beiden andern Ausgaben den nämlichen Succeß, so bleibt uns nichts übrig, als daß Sie Ihren Prozeß gegen die W. H.*)

*) D. h. Weidmannsche Handlung.

gewinnen, um ein Unternehmen, das Sie allein wagen und zu Stande bringen konnten, und das faſt in jedermanns Augen einem Wunder gleich ſieht, mit dem beſten Erfolge gekrönt zu ſehen."

Wie bei Goethe ſo bei Wieland ſtanden fürſtliche Häuſer obenan in der Pränumerantenliſte und ſtraften Wielands frühere klagende Tiraden gegen die deutſchen Magnaten Lügen. Regierende Fürſten, Erbprinzen und eine Menge durchlauchtige Hoheiten figurieren als Patrone in dem dem erſten Bande vorangeſchickten Verzeichnis. Die Herzöge von Gotha nahmen drei Exemplare, der Großherzog von Sachſen-Weimar und die Großherzogin-Mutter ließen ſich als Subſkribenten einſchreiben. Und nicht nur deutſche Fürſtlichkeiten fanden ſich bereit dazu ſondern auch auswärtige, wie die verwitwete Königin von Dänemark Juliane Marie, und die Königin von Neapel; Großbritannien war durch den König vertreten.

Aber wenn auch die Namen deutſcher und fremder Potentaten willkommene Zugaben auf der Pränumerantenliſte waren, ſo erfreute doch keine Beſtellung des Verlegers Herz mehr als die „Vater Gleims", des greiſen Dichters, der ſich als Freund der Schriftſteller eine ſo einzigartige Stellung erworben hatte. Er ſchrieb am 10. November 1793 aus ſeiner Heimat Halberſtadt:

„Viel Glück und vielen Dank der deutſchen Muſen Ihrem patriotiſchen Unternehmen, beſter Herr Göſchen! Hier ſind meine 25 Thaler für die erſte Lieferung.

Das herrliche Werk zu befördern, werde ich mir alle mögliche Mühe geben, aber ich bin alt und habe viele Geſchäfte, kann alſo nicht, wie ich gerne möchte, Beförderer ſeyn!

Zu Stande wird und muß es kommen. Die Weichen müſſen heran! Kommt's, lieber Herr Göſchen, nicht zu Stande, dann wahrlich ſind Ihre Collegen, die Buchhändler und die Gelehrten, die ſich ſelbſt einander ſchaden, Schuld daran.

Ich bitte um eins der beſten Exemplare für die von mir geſtiftete Familien Bibliothek und für baldmöglichſte Über-

sendung an mich wegen meines Alters gütigst zu sorgen, und bin mit vollkommenster Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener

Der alte Gleim."

Der große Eindruck, den meines Großvaters prächtige Typographie auf den alten Gleim machte, hielt an. In einem kurzen und melancholischen Briefe an seinen Freund Seume vom 24. Mai 1800, in dem der Greis in trauriger Stimmung den Tod so vieler seiner Mitarbeiter beklagt, spricht er von Göschen als von „unserem Didot", und noch später, am 11. Februar 1801 schreibt er in einem Briefe, in dem er den Druck von tausend Exemplaren seiner Volkslieder zu Geschenken an seine Freunde erwähnt:

. . .„Ich lese keine gelehrte Zeitungen, keine Anzeigen, usw.; weiß also von dem was in Eurer gelehrten Welt vorgeht, nichts; möcht' aber doch wissen, was Elzevir-Göschen, der nichts als Vortreffliches druckt, unter der Presse hat . . ."

Wielands eigene Freude, als er die Schönheit des von Göschen mit so vieler Sorgfalt gewählten und verbesserten Druckes sah, kannte keine Grenzen. Er schrieb:

„Ich kann mich nicht genug an der reinen Schönheit dieser Lettern ergötzen. Eine jede ist in ihrer Art eine Mediceische Venus. Lachen Sie nicht über diese anscheinende Hyperbole! Es ist etwas Wahres an dieser seltsam tönenden Behauptung; ich wenigstens kann mir keine schöneren Schriftzeichen denken als diese, und ich habe doch auch eine Imaginazion! . . .

Ich wünschte Ihnen sagen zu können, Freund und Bruder meines Herzens, wie groß und liebenswürdig Sie in meinen Augen durch dieses Streben nach Vollkommenheit in Ihrem Wirkungskreise, und durch die Opfer, sind, die Sie diesem edlen Bestreben, worin Sie so einzig in ihrer Art sind, darbringen! Dafür aber wird Ihnen auch, mit der innigen Hochachtung aller der — Wenigen, welche Sinn für wahren

Werth haben, der süße Genuß zu Theil, Ihren schönen Zweck erreicht zu haben, und dem Ideal der Vollkommenheit, in diesem Fache so nachgekommen zu seyn, als es physisch möglich ist . . .*)"

Die Vorbereitungen zur Herausgabe der „Werke" waren nun beinahe vollendet. Ende Mai 1794 schickte Wieland seinem Verleger die Vorrede und bat ihn um seine Kritik. Göschen war höchst befriedigt von ihrer Würde und Bündigkeit und schlug nur vor, ein Kompliment an die Stadt Biberach der Pränumerationsliste einzufügen. „Die Achtung dieser Leute für ihren großen Landsmann", fügte er hinzu, „ist in Deutschland beispiellos und verdient zur Nachahmung bemerkt zu werden."

Als alles gut im Fluß war, lud Göschen Wieland dringend ein, ihn in Leipzig zu besuchen, und der Dichter beschloß nach allerlei Verzug die Einladung anzunehmen und zugleich in Göschens Gesellschaft nach Dresden zu reisen, in der Hoffnung, dort „den Hunger und Durst seiner Liebe zu den Kunstschätzen der Gallerie zu stillen."

Der Plan wurde ausgeführt. Wieland kam in Begleitung seiner Frau Ende Juli in Leipzig an und reiste dann, während Frau Wieland bei meiner Großmutter zurückblieb, nach einem kurzen Aufenthalt mit meinem Großvater nach Dresden. Hier genoß der Dichter, was ihm die Hauptstadt bot, mit vollen Zügen, und seiner Dichtereitelkeit wurde vollkommen Genüge getan durch die Art seines Empfanges. Dem Kurfürsten wurde er in Pillnitz besonders vorgestellt.

Dagegen mußte er zu einem Unternehmen seine Zustimmung geben, das nicht in seinem Plane gelegen hatte. Göschen, der immer nach neuen Gelegenheiten ausspähte, um sein großes Werk zu verschönern und ihm neues Interesse zu verleihen, beschloß seine Quartausgabe mit einem gestochenen Bildnis Wielands zu zieren. Hier in Dresden bot sich dazu

*) Ohne Datum. Siehe Gruber, l. c., S. 87 f.

die Gelegenheit; denn hier lebte Graff*), damals einer der berühmtesten Porträtmaler Deutschlands. Göschen setzte seinen Willen durch, und Wieland mußte Graff sitzen. In einem Schreiben an seine Tochter Sophie erzählt er ihr, daß er von seinem achttägigen Aufenthalt in Dresden vier Vormittage habe abgeben müssen, während welcher er von dem „berühmten Graff für Freund Göschen und die Quartausgabe seiner Werke gemalt worden sei." Wir werden weiter unten sehen, was sich zutrug, als das Porträt gestochen wurde.

Nach Wielands Rückkehr nach Leipzig wartete seiner ein charakteristischer Empfang. Für ihn, den besonderen Freund der olympischen Gottheiten, mußte ein besonders schönes Fest arrangiert werden. So wurde denn auf einer Kanalinsel in einem Garten, wo Göschen eine Sommerwohnung inne hatte, ein transparenter Tempel gebaut, der Wielands Büste enthielt. Als nun der Dichter sich näherte, „kamen zwei Knaben in griechischem Kostüm mit einem griechischen Wagen, in welchem der erste Band der Prachtausgabe seiner Werke lag." Zugleich setzte eine schöne Frau**), Göschens Schwägerin, den Lorbeerkranz auf des Dichters Haupt. Die Rührung des empfindsamen Dichters kann man sich denken. Es wird erzählt, daß er meinem Großvater in die Arme sank und in Tränen ausbrach.

Göschens eigene Familie muß den Triumph jenes Tages mit fast gleicher Rührung empfunden haben. Der Höhepunkt des großen Unternehmens schien erreicht, und das glorreiche Ende war in Sicht. Ein Beweis der Aufregung liegt schon in dem Umstand, daß meine Großmutter am Tage nach dem Besuche vorzeitig entbunden wurde und damit allen weiteren Plänen und Festlichkeiten ein Ende machte.

---

*) A. G. Graff, einer der besten Porträtmaler seiner Zeit, Freund Körners und Hofmaler in Dresden (1736—1813).

**) Frl. Heun, später Frau Dr. Kind in Dresden, Schwester des Schriftstellers Karl Heun, gen. Clauren. Siehe Gruber, l. c., S. 91 f.

Nach seiner Rückkehr schrieb Wieland in den begeistertsten Ausdrücken von dem geistigen und moralischen Nutzen, den ihm sein Besuch gebracht, und dankte seinen Freunden „für die vielen angenehmen, Herz und Sinne vergnügenden Szenen, Tage, Stunden und Augenblicke, die er genossen, und für die Freundschaft, Güte und Nachsicht", womit er überhäuft worden sei.*) So hatte sich das Zusammentreffen von Autor und Verleger im höchsten Grade befriedigend und erfolgreich gestaltet.

Während die beiden Freunde auf diese Weise ihren Triumph im voraus feierten, verbreiteten sich die Gerüchte von der Pracht der bevorstehenden Ausgaben über viele Teile Deutschlands. Folgender Brief Schubarts drückte die sehr erklärliche Trauer seiner Freude aus, daß eine so ärgerliche „Plackerei" wie der Weidmannsche Prozeß mit der Herstellung eines solchen chef d'œuvre verbunden sein sollte.

„Liebster Göschen", schrieb Schubart am 23. August 1794 aus Nürnberg; „Täglich und stündlich erwarten wir hier Ihren Wieland und Thümmels Reise, welches für mich nebst Göthes ‚Reineke' aus der ganzen Sündfluth der letzten Messe gerade diejenigen Artikel sind, die ich am begierigsten verschlingen werde. Es versteht sich, daß ich Ihnen bey dieser Gelegenheit mein Urtheil über das Innere und Äußere des Unternehmens mit aller Aufrichtigkeit eines Schwaben zugehen lassen werde.

Ich beklage Sie, daß Sie bey der schönsten Unternehmung, der sich je ein deutscher Buchhändler unterzog, nicht anders herumbeißen, zerren und balgen müssen, als wären Sie und Ihr Autor auf irgend einen Gaunerstreich aus. Man hat in dieser Sache unter andern auch das Gutachten der Universität Altdorf einholen wollen; die Herrn Fakultisten lehnten es aber treufleißigst von sich ab. Die Schriftsteller der Britten und Franzosen sehen sich nie einer so ärgerlichen Verlegen-

*) Gruber, l. c., S. 92.

heit ausgesetzt wie unser Wieland, denn sie machen ihre Contrakte mit Buchhändlern schriftlich; stipulieren aufs genaueste die Auflage, mit der Clausel, daß bei jeder neuen Edition auch ein neuer Contrakt gemacht werden müsse. Wollen sie mithin ihre Werke sammeln, so wird den verschiednen Buchhandlungen Nachricht davon ertheilt und ein Termin festgesetzt, innerhalb dessen sie ihre vorräthigen Exemplare abzusetzen haben. Sollte dies nicht — inter caetera — in Deutschland Nachahmung verdienen? . . ."

Ein anderer Freund, Schatz aus Gotha, hatte schon früher im Jahr die „Cabale der Göschenschen Gegner" an den Pranger gestellt. Jetzt im Oktober schreibt er in beredter Weise über die Ausdehnung der Opposition, mit der mein Großvater zu kämpfen hatte:

„Es freut mich ungemein, daß die Cabale Ihrer Gegner nicht vermocht hat dieses schöne und große Unternehmen niederzuschlagen", und führt dann aus, daß er mehr als einmal Männer unter seinen — des Verlegers — Collegen getroffen habe, die, obwohl er sie für erhaben über solche kleinliche Leidenschaften gehalten, jetzt zum ersten Male sich in Ausdrücken des Neides und der Mißgunst ergingen. Daß viele andere, von denen ihn dies nicht überrascht habe, sich wirklich wie Verrückte betragen hätten, würde er längst wissen. Er brauche ihre Namen nicht zu nennen. Er selbst und alle seine Freunde so wie alle Freunde und Bewunderer Wielands und alle Freunde der schönen Literatur wünschten sicherlich seinem Unternehmen, das Deutschland zur Ehre gereiche, den glücklichsten Erfolg.

Beim Herannahen des Herbstes wurde den Gefühlsergießungen Göschens und Wielands Einhalt getan durch Prüfungen, die dem ängstlichen und launischen Dichter zu ertragen schwer fielen.

Dieselbe Sonne, welche die poetisch-allegorische Darstellung in Göschens Garten beschienen hatte, verursachte durch ihre drückende Hitze in den Sommermonaten eine beklagenswerte

Katastrophe des prächtigen, für die Quartausgabe eigens hergestellten Papiers. Zuerst ließ Göschen hiervon aus Gründen, die er später auseinandersetzte, nichts verlauten. Aber auch nach andern Richtungen hin drohten Gefahren. Die Michaelismesse war außerordentlich schlecht; Handel und Wandel schien durch die unruhigen Zeiten gelähmt. Wieland schrieb voller Verzagtheit am 17. Oktober 1794 und machte Göschen darauf aufmerksam, daß vieles von dem, das er jetzt erfahren mußte, von ihm bereits vor einigen Jahren vorhergesagt worden war. Verzagtheit aber wollte der Verleger um keinen Preis gelten lassen. War doch seine Gesundheit ganz besonders gut und er selbst auf dem Wege, wieder „ganz korpulent" zu werden!

„Wenn man gesund ist, hat man Muth," schrieb er: „und wenn man ein Mann ist, Beharrlichkeit. Erfahrung, welche Geduld lehrt, habe ich auch: und so arbeite ich frisch drauf los. Die Zeiten können nicht lange so bleiben und sind am Ende nicht so schlecht, wenigstens nicht für uns, als eine hypochondrische Stunde sie macht.

Kosciusko ist das Opfer für die Ruhe Europas. Da die Franzosen diesen Schrecken für Preußen und Rußland verlohren haben, werden sie nicht mehr so widersetzlich dem Frieden seyn. Das Ende Polens scheint das Ende des Krieges zu seyn, wenn die großen Herren und das verruchte Brittannien den Frieden will(!) . . ."

Wieland wurde aber nicht bloß durch seine gewöhnlichen Sorgen beunruhigt. Seine Beschützerin und liebe Freundin, die Herzogin Amalie wartete mit Ungeduld auf ihr Exemplar der Werke. Den Pränumeranten hatte man schon zur Ostermesse die Versicherung gegeben, die erste Lieferung würde zur Johannismesse fertig sein. Jetzt wo die Michaelismesse vorüber war, verlangten sie laut und ungeduldig nach ihren Exemplaren. Wieland sandte ein sehr steifes Billett ohne den geringsten freundlichen Gruß.

„Ich soll von wegen der durchlauchtigen Herzogin Amalie anfragen," lautete dieses, „wie viele Wochen sie ungefähr

noch auf die erste Lieferung von Wielands Sämmtlichen Werken warten müsse, und was für Hoffnung sie sich wohl zu machen habe, die letzte Lieferung zu erleben, wenn man die außerordentliche Art wie Herr Göschen sich seines ersten Engagements gegen das Publikum entledige, zum Maßstab der Zuverlässigkeit seiner künftigen Versprechungen nehme? Ich habe seit vielen Wochen alle meine Einbildungskraft erschöpft um Entschuldigungen für meinen Freund zu finden; aber seit 14 Tagen bin ich am Ende meines Lateins und weiß selbst nicht mehr, was ich denken soll, da der gestrige Posttag nunmehr schon der fünfte ist, an welchem ich kein Lebenszeichen von Hrn. Göschen erhalten . . ."

Wieder ein Beispiel jener alten Gewohnheit des Nichtantwortens, welche des Verlegers Freunde so sehr aufbrachte! Endlich am 17. November 1794 schrieb Göschen, um die Ursache der Zögerung sowohl wie auch den Grund, warum er sie bisher verschwiegen, seinem Freunde mitzuteilen. Er wies Wieland an, der Herzogin zu sagen, daß er wirklich „auf eine außerordentliche Art sein Engagement erfülle." Die „jämmerliche" Hitze des vorigen Sommers und Frühlings habe auf das zum Drucken gefeuchtete Papier einen nachteiligen Einfluß geübt, der erst jetzt sichtbar werde. Proben verdorbener Blätter lege er bei. Alle diese müsse er neu drucken. Übrigens würde er sich durch keine Art von Treiben „stöhren lassen"; denn er habe so viel an die Arbeit gewandt, daß er nun auch „schlechterdings Alles gut liefern wolle."

Dann philosophiert er über eine sonderbare Seite seines Temperamentes.

„Anfangs schmerzte mich das Billet ein wenig," schreibt er. „Aber wie alle Dinge, woran wir nicht selbst Schuld sind, bald aufhören zu würken, so fand ich denn auch, daß Sie recht zu diesem Billet hatten. Ich hasse jede Klage; deßhalb schrieb ich Ihnen nichts. Sie wären ängstlich geworden, mir hätte diese Ängstlichkeit nichts geholfen, und da ich den

Schaden übersehn konnte, so hab ich ihn ganz in der Stille reparirt. Sie begreifen aber wie das aufhalten muß, wenn man von vorn wieder anfangen muß. Und sonderbar ist es, andern Menschen thut eine Beklagung wohl, mich schmerzt sie tausendfach mehr als der Verlust selber. Der Verlust, so lange er mich nicht ruinirt, macht mich thätiger, aber das Bedauern lämt mich. Ein Anderes ist es mit den Angelegenheiten des Herzens: da mach ich meinem Herzen gern Luft. Wenn mein Weib krank ist, so thut mir die Theilnehmung meiner Freunde wohl; bey Dingen des Erwerbes und des Handels ist es aber ganz anders."

Etwas später, am 2. Dezember 1794, sandte Göschen gute und schlimme Nachrichten zugleich nach Weimar. Er hatte seinen Prozeß vor der Juristenfakultät gewonnen, und dies war die „schlimmste Instanz". Dagegen mußte er den Bankerott seines Schwagers Fleischer melden.

Wieland antwortete sogleich in sehr verdrießlichem Ton, der bewies, wie gänzlich außer Fassung ihn die Nachricht gebracht hatte. Die gute Nachricht des gewonnenen Prozesses allein ließ ihn den Bankerott ertragen.

„Gebe der Himmel" fährt der Dichter fort, „daß Sie nun auch bald Ihren Prozeß beym Publikum gewinnen, bey welchem Sie leider mehr verlohren haben, als Sie zu glauben scheinen, und über dessen Mangel an Geduld, nachdem es zweymahl durch positive öffentliche Versprechungen getäuscht worden, Sich wahrlich nicht zu beklagen haben." Nach einigen Ausdrücken der Teilnahme heißt es dann mit bezug auf Fleischer weiter:

„Der Himmel bewahre Sie, lieber Göschen, vor einem ähnlichen Unfall; aber wahrlich, es liegt jedem ob, sich den Zuruf ‚wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle' zu Herzen zu nehmen. Es ist schon unglücklich genug, daß Sie mit Ihrer Unternehmung in eine so unselige Zeitperiode gerathen sind. Die einzige Möglichkeit, das Schiff vorm Sinken zu bewahren, ist noch, sich beym Publico wieder in gute

Meynung zu setzen. Denn wo käme es hin, wenn von Ihren Subscribenten ein paar Hundert sich wieder zurückzögen.

Ich schreibe Ihnen ungern in diesem Ton, aber Unmuth und Verdruß haben sich seit 6 Wochen (wahrlich ohne meine Schuld) so in meinem Gemüth angehäuft, und selbst meine Gesundheit so angegriffen, daß es kein Wunder ist, wenn ein volles Gefäß endlich überläuft. Sie schonen mich zu wenig, da Sie mich doch kennen sollten, und schon vor 5 oder wenigstens 4 Wochen durch einen Brief von wenigen Zeilen mich aus der unleidlichen Ungewißheit und stets getäuschten Erwartung hätten ziehen können."

Aber auf diese Weise ließ sich der Verleger nicht beikommen. Er blieb fest, wenn er auch seinen Zorn nicht ganz unterdrücken konnte. Am 7. Dezember schrieb er zurück:

„Wenn mich nicht meine eigene Thätigkeit triebe, um den Verlust meines Prozesses mit dem Publico bekümmere ich mich wenig. Denn trotz dieser Ungeduld muß ich, will ich und werde ich mich durch eine fehlerhafte Ausgabe in 4° nicht ruiniren. Wenn alle Liebhaber der Quartausgabe abspringen, so können sie mich nicht ruiniren. Ich kaufte einem jeden Pränumeranten sein Exemplar um 25 rth. wieder ab, schon jetzt mit Gewinn. Denn ich bekomme neue Bestellung, die kleine Anzahl Exemplare wird nicht weit reichen und neu drucken kann ich das Buch nie wieder. Liefere ich die ersten 5 Bände nicht ganz so schön als ich will, so springen die Liebhaber ab, es kommen keine neue dazu, und dann leide ich Verlust. Also männliche Beharrlichkeit, Thätigkeit und männliche Geduld. Die Umstände sind nicht alle in unserer Gewalt; wie unglücklich wären $^2/_3$ der sämmtlichen Geschöpfe, wenn sie durch ein Hinderniß der Umstände sich aus der Hoffnung bringen ließen. . ."

Hier redet der ganze Göschen! „Hindernisse der Umstände" brachten ihn nie aus der Fassung!

Glücklicherweise endete die Konterverse bald, indem Wieland sich wieder poetischem Schaffen hingab. Er entschuldigte

sich wegen seiner Nichtbeantwortung der Göschenschen Briefe mit dem „Versteufel" der ihn so besessen, daß er weder bei Tag noch bei Nacht etwas anderes denken oder tun könne als Märchen zu reimen. Was den „Prozeß mit dem Publico" beträfe, so müsse Göschen am besten wissen, wie er daran sei, und er hoffe, daß er Recht behalten werde.

Endlich im Januar 1795 trat eine Pause in den endlosen Sorgen und Plackereien und zeitweiligen Enttäuschungen des Verlegers ein. Friede und die Herausgabe der ersten Lieferung der Werke schienen in Sicht. Schatz schrieb aus Gotha, daß er mit großer Neugierde dem Wieland entgegensehe, und sprach die Hoffnung aus, daß Göschens Wieland, obgleich ein solches Werk der verbundenen poetischen und typographischen Kunst keine von fremden Dingen entlehnte Würze bedürfe, in den nächsten Wochen zugleich mit dem Frieden erscheinen möchte, so daß der Genuß des einen die Süßigkeit des andern erhöhe!

Der Vertrag zu Basel brachte nur einen teilweisen Frieden; trotzdem waren im Februar die 5 ersten Bände in den Händen des Publikums, und das „große Unternehmen" war nun wirklich vom Stapel gelassen.

„Stehen Sie auf, mein Freund," schrieb der glückliche Dichter. „Ich berühre Ihre Nasenspitze mit meinem schriftstellerischen Zepter und bewillige Ihnen alle Ihre gerechten Bitten."

Aber Göschen gönnte sich keinen Augenblick Ruhe. Zu keiner Zeit seines Lebens zeigte er eine erstaunlichere Energie. Die nächste Lieferung sollte sofort folgen. Seine Pressen waren im besten Zustand und konnten mit großer Schnelligkeit drucken. In einem Briefe vom 24. März 1795 beschreibt er, wie es ihm ergangen:

„Da bin ich wieder, mein theuerster Freund, nachdem ich 4 Wochen mich habe in der Glätte*) begraben lassen. End-

*) Göschen wandte zum Glätten des Papiers eigene Erfindungen an. Siehe weiter unten.

lich bin ich aus dem geheimnißvollen Ort wieder hervorgegangen mit dem glücklichen Erfolg, daß ich 5000 Bogen in einem Tage mache.

Ich könnte noch so Vieles plaudern, aber ich darf nicht, mein Freund! . . . Dreißig Leute, welche an der zweyten Lieferung angestellt sind, wollen abgefertigt seyn. Seit vier Wochen bin ich von Tagesanbruch bis Abends um 10 Uhr unaufhörlich in Arbeit gewesen und bin Gott sey Dank, gesünder als sonst."

In der Tat war Göschen in der ganzen Zeit mit wahrhaft leidenschaftlichem Eifer um typographische Vollkommenheit bemüht. Die Gründlichkeit, die ihn, sobald er „im Feuer" war, bei allen seinen Arbeiten charakterisierte, zeigt sich auch in folgendem Briefe an seinen alten Freund Zacharias Becker.

„Der Wieland", schrieb er im März 1795, „hat einen Geist voll Thätigkeit über mich ausgegossen: alle Kräfte meiner Seele haben eine practische Richtung genommen. Denken Sie daß ich Physik und Mechanik habe studieren müssen um unsere typographischen Werkzeuge zu verbessern und mit neuen Erfindungen zu vermehren. Ich hatte die geschicktesten Leute angeworben, und fand bald, daß ich mich selbst in die Kunst stürzen mußte. . . "

Dann gibt der Schreiber einige Einzelheiten des von ihm in zahllosen Experimenten Erreichten und fährt fort:

„Sehen Sie einmal die deutsche Buchdruckerpresse an; ihre edelsten Theile sind von Holz, welches jede Witterung verändert. Fragen Sie einen deutschen Buchdrucker was eine vollkommene Ebene zu bedeuten hat! Zu einer solchen Ebene haben wir Deutsche weder das Maß um sie zu prüfen, noch die Kunst um sie zu schleifen. Erst vor zwey Monaten habe ich sie durch einen Künstler erhalten, welcher zwanzig Jahr bei Ramson (Ramsay) in London gearbeitet hat.

Nunmehr bin ich aber auch heiter in dem Bewußtsein, daß ich von Tage zu Tage besser drucke, und meinen neuen Beruf nicht als Pfuscher treibe. Aber ich schreibe und lese

jetzt fast gar nichts. Jeder Brief ist für mich eine Strafe. Die Zeitungen gehen mir (!) nichts an und die Franzosen können in der Stadt einziehen, ohne daß ich es weis . . . Gott sey Dank, daß auch Ihnen Ihre Unternehmungen glücken. Genießen Sie was der Himmel Ihnen beschert gesund und fröhlich. Habe ich nur einen festen Standpunkt, und den habe ich nach Vollendung des Wielands, für Weib und Kind, so will ich ausruhen und mich in der Stille, deren Reize ich immer noch fühle, freuen bey denen die mir der Tod übrig läßt."

Der Erfolg dieser außerordentlichen Anstrengungen täuschte aber auch Göschens Erwartungen nicht. Die Sensation, welche seine wunderschöne Ausgabe überall erregte, war ungeheuer. Der große Klopstock selbst war Feuer und Flamme über die Ausgabe; und es dauerte nicht lange, so setzte er sich selbst mit dem deutschen Elzevir, wie Gleim meinen Großvater genannt hatte, in Verbindung. Archenholz war überrascht durch das Gerücht, Göschen beabsichtige, Klopstocks „Oden" zu veröffentlichen. „Ich hatte nicht die geringste Ahnung", schrieb er, „daß Sie außer Ihrer augenblicklichen kolossalen Unternehmung auch noch auf diese Oden spekulirten". Aber Göschen hatte einmal die Bahn eines großen Buchdruckers betreten, und die riesige Ausdehnung des Werkes, das er in Händen hatte, regte ihn nur zu neuen Anstrengungen an. Klopstock war ein Autor, den er sich unter allen Umständen sichern mußte.

Inzwischen wurde im Mai 1793 die zweite Lieferung von fünf Bänden der drei Ausgaben Wielands fertiggestellt. „Ich habe alle drei selbst drucken können"; schrieb er darüber. Dann reiste er eilig nach Dresden, um, wie er sagte, der dritten Lieferung einen höheren Grad typographischer Vollkommenheit zu geben.

Denn obwohl er an Becker von der Stille geschrieben hatte, „die ihre Reize auf ihn noch nicht verloren", so zog ihn diese Stille um diese Zeit doch nur in Gedanken an. Sein

Herz und seine Sinne ergingen sich oft mit Entzücken in Träumen eines idyllischen, ruhigen, häuslichen Lebens in dem geliebten Kreise seiner Familie; aber, obschon Idealist in vielen Beziehungen, war er doch zu gleicher Zeit ein leidenschaftlicher Arbeiter im praktischen Leben. Was auch immer für Wünsche er im Verkehr mit sympathischen Freunden äußern mochte, er war vor allem fest entschlossen, seinen wachsenden Ruf als Drucker und Verleger der prächtigsten Ausgaben in Deutschland zu vergrößern und zu befestigen.

Und es blieb in der Tat noch vieles zu tun übrig. Zehn Bände der vier Ausgaben waren in den Händen des Publikums. Eine dritte Lieferung wurde im September 1795 fertig. Aber damit war immer erst das halbe Unternehmen vollendet. Der Autor wie der Verleger mußten sich aufs äußerste anstrengen, denn die politischen Aussichten waren drohend, und jeder Aufschub bedeutete ein ernsthaftes Risiko. Daneben machte sich die finanzielle Frage immer wieder geltend. Wieland war infolge der großen Kosten einer sehr zahlreichen Familie, die unter seinem Dache wohnte und kürzlich durch die Heimkehr zweier verwittweter Töchter mit ihren Kindern noch vermehrt worden war, in großer Bedrängnis und bat wiederholt in seiner freundlichen und poetischen aber sehr dringenden Weise um frühere Auszahlungen, als für das Jahr 1796 abgemacht worden waren. „Elkan der Israelite", schrieb er, würde Göschen seinen Wechsel präsentiren. Der letztere, der, wie wir sahen, um diese Zeit seinen kleinen Landsitz kaufte, konnte diese Vorschüsse nur schlecht entbehren; aber der Dichter setzte, wie gewöhnlich, seinen Willen durch.

Die Gefahr, das Publikum nicht schnell genug mit weiteren Lieferungen versorgen zu können, drohte einen ernsthaften Charakter anzunehmen. Für die vierte Lieferung von fünf Bänden wurde das Manuskript während des Herbstes 1795 und des Frühlings 1796 eingesandt, und die Serie bis zum 26. Bande wurde schließlich im genannten Jahre

vollendet, wenn auch nicht ausgegeben. Als aber Wieland sich im Mai zum Besuch seiner Tochter nach der Schweiz begab, wurde Göschen wegen der letzten Bände unruhig, und doch mochte er den alten Herrn nicht geradezu drängen. Verwandte dieser doch emsige und willige Arbeit, ja enthusiastische Aufmerksamkeit auf die reichliche Verwendung der „Feile", entschlossen, sein reifes Urteil auf die weniger reifen Produkte seiner Jugend wirken zu lassen. Viele lange Briefe schrieb er an Göschen über die Verbesserungen und nochmaligen Verbesserungen seiner aufeinander folgenden Werke, wobei er stets erklärte, er sei beseelt von dem Wunsche, der Nachwelt ein Erbe von absoluter Vollendung zu hinterlassen. Es war diese ideale Seite, auf die Göschen nur mit Widerstreben mit seiner „merkantilischen" Prosa eindrang. Schließlich aber fand er sich doch gezwungen, seine sehr gerechtfertigte Besorgnis geltend zu machen.*)

„Ich begreife sehr", schrieb er, „daß ein Werk des Geistes nicht nach dem Bedürfniß des Buchhändlers zugeschnitten und gemacht werden kann. Aber manchmal haben doch die Schicksale und das Wohl und Wehe des Freundes Einfluß auf den Geist und auf unsern Enthusiasmus, und da erlauben Sie mir nur zwey Umstände anzuführen:

1, Seit ich Ihre Werke drucke, sind mir schon zwanzig Liebhaber der Quartausgabe theils durch den Tod, theils durch andere Umstände abgegangen. Je länger die Fortsetzung dauert, je mehr gehen Käuffer ab, und zuletzt kann ich genöthigt werden diese Ausgabe mit Schaden zu drucken.

2, Das Papier ist seitdem ich die Werke drucke, um 100 Prozent gestiegen. Ich wollte den Preis nicht erhöhen: damit ich die Quartausgabe, wenn gleich ohne Vortheil, doch mit Ehren vollenden möchte. Da die Schweiz**) immer mehr Menschen und immer mehr Geld aus Frankreich, aber nicht

*) An Wieland vom 16. Mai 1796.

**) Göschen bezog sein bestes Papier aus der Schweiz. Der Fabrikant hieß Imhof.

mehr Lebensmittel erhält, so werden die Fabrikate immer im Preise steigen, mithin kann das Papier auch nicht bei seinem jetzigen Preis bleiben.

3, kann Imhof sterben, und dann fehlt mir das Papier.

Das Resultat von diesem allen ist die Bitte: verschieben Sie den Schluß oder den 29ten und 30ten Band nicht alzuweit hinaus."

Aber trotz aller Bedenken und Warnungen und trotz dieses besorgten Briefes sollten die sämtlichen Werke nicht mit dem 30. Bande schließen. Supplementbände mußten gedruckt werden, und bereits im Jahre 1796 wurden diese zwischen beiden Männern besprochen.

Übrigens wurde der Kontrakt zwischen Autor und Verleger erst zu dieser Zeit endgültig abgeschlossen, nachdem bereits ein so großer Teil der Werke tatsächlich ausgegeben worden war. Der oben zitierte Brief schließt mit dem Ersuchen Göschens „unsern Contrakt" zu unterschreiben und „ein Blatt von seiner Hand und mit seinem Siegel in Übereinstimmung mit des Autors Wünschen betreffs der neuen Werke anzuheften. Nach diesem Übereinkommen räumte Wieland seinen Freund das Recht ein, alle seine zukünftigen Originalschriften zu veröffentlichen. Übersetzungen jedoch wurden für Geßner, seinen Schwiegersohn, und dessen Firma reserviert.

Am Schlusse des Briefes fügte Göschen einen etwas gefährlich klingenden Satz hinzu, einen Satz, der seinem Freunde in späteren Jahren möglicherweise wieder in den Sinn kommen konnte. Er lautete: „Gott erhalte Sie, damit ich als Verleger Ihrer Werke die höchste Freude habe, die mir außer meinen Familienfreuden werden kann, so lange bis Ihre Werke auf 100 Bände gestiegen sind. Dann will ich nichts mehr von Ihnen haben".

Wieland genoß unterdessen herrliche Ferientage bei seiner geliebten Tochter in der Schweiz und unter vielen ihm ergebenen Freunden, obwohl die Furie des Krieges in Deutschland wütete. Auf seiner Rückreise nach Weimar ehrte er

J. D. Graeter, einen Schriftsteller in Schwäbisch-Hall, und einen Haus- und Geschäftsfreund meines Großvaters, mit seinem Besuch; und dieser berichtet darüber in begeisterten Ausdrücken an Göschen:

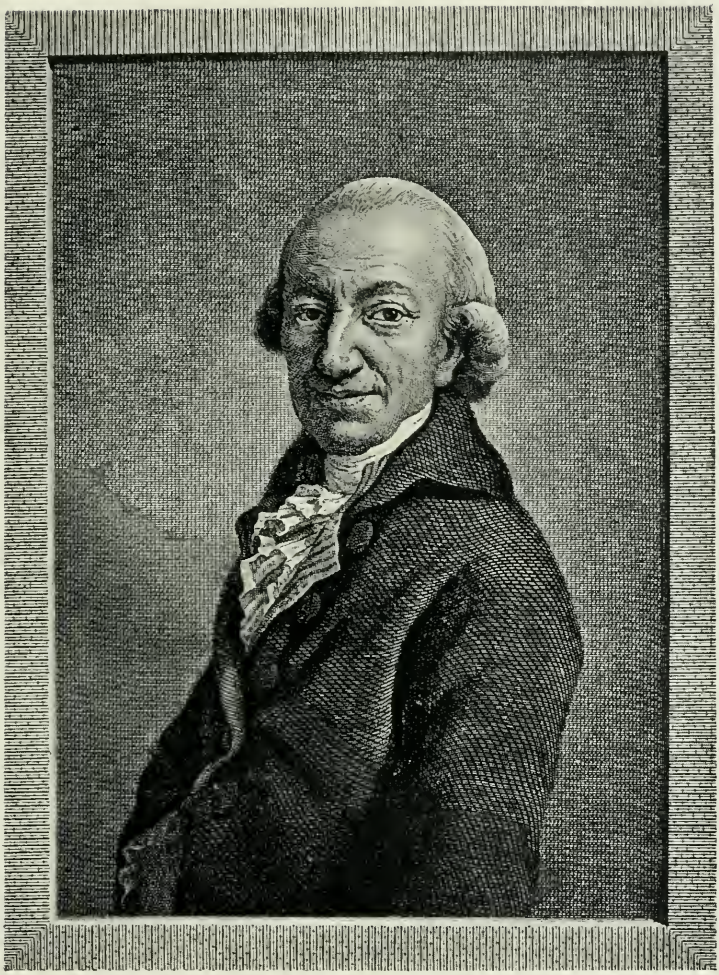
„. . . Der unsterbliche Wieland selbst ist bey mir gewesen. Es war den 5ten September. Ich habe diesen Tag mit goldenen Buchstaben in mein Herz geschrieben. Sechs unvergeßliche Stunden brachte ich in dem Kreise seiner Familie und in einer ununterbrochenen Unterhaltung mit ihm zu. Wir sprachen viel von Ihnen. Er sagte, Sie seyen zu sehr für ihn eingenommen und hätten zu viel, zu viel gethan. Unsterblich werde Ihr Verdienst um den typographischen Ruhm der Deutschen seyn. Was Sie nur allein auf die Glättmaschinen und auf die Kupferstiche gewendet hätten! Es thut ihm in der Seele weh, daß die fatale Wendung des Krieges Ihren Verdiensten und Ihrer Erwartung keineswegs entsprechen könne . . ."

Göschen konnte indes dem Dichter nach seiner Rückkehr nach Weimar in etwas ermutigenderem Tone schrieben:

„Da die Franzosen uns mit einem Besuch verschont haben, so habe ich gewiß Muth. Um aber einen soliden Muth in der Noth zu behalten, mag ich gern meine Maßregeln bei Zeiten nehmen. Das Balanciren, Laviren und Pausiren und wie die andern „iren" alle heißen, ist gewiß jedem Buchhändler anzurathen, der nicht von den Umständen der jetzigen Zeit zu Boden gedrückt werden will."

In einer ziemlich heiteren Antwort äußert Wieland seine Freude über den tröstlichen Ton dieses Schreibens. Zugleich sandte er mehr, sehr willkommenes Manuskript, versicherte Göschen, „er werde ihm helfen, das alte Stoßgebet der Christlichen Kirche: „Da pacem, Domine, in diebus nostris" anzustimmen, und drückt seine Hoffnung aus, daß Gott Mittel und Wege finden werde, dem Unwesen endlich einmal auf die eine oder die Art ein Ende zu machen . . ." *)

*) Den 2. Okt. 1796.



WIELAND.

Nach einem Kupferstich von J. F. Bause (Zeichnung von Graff).

Aber noch sollten die Segnungen des Friedens Deutschland vorenthalten bleiben, obwohl gegen Ende des Jahres 1796 Aussichten dazu vorhanden zu sein schienen.

Manuskript wurde jetzt fleißig von Weimar nach Leipzig gesandt und Geld von Leipzig nach Weimar. Alles ging glatt, als Anfang 1797 ein Ereignis, dem es wegen der dabei gebrauchten Sprachübertreibung an einer gewissen komischen Seite nicht gebrach, den heftigen Zorn des guten alten Greises in einem Maße erregte, wie es bei vielen weit schwerer zu ertragenden Gelegenheiten nicht der Fall gewesen war. Seine persönliche Eitelkeit war verletzt. Ein Probeabdruck des Stiches seines von Graff gemalten Portraits wurde zur Ansicht und Genehmigung nach Weimar geschickt. Unglücklicherweise ist das Originalbild trotz der eifrigsten Nachforschungen der Freunde des Künstlers nicht mehr aufzufinden, und es existiert nur eine Kreideskizze von Graf selbst, die er wahrscheinlich während des Dresdener Besuches entwarf, und die genannten Stiche des verloren gegangenen Ölbildes. Die Skizze soll des Malers und des Dichters würdig gewesen sein, aber dies war nicht der Fall mit dem Stich, den ein gewisser Bause*), ein Künstler nicht ohne Ruf, für die Quartausgabe hergestellt hatte. Graff hatte das Bild erst nach einiger Zeit vollendet, und zwar, wie man annimmt, nach dem Gedächtnis. Bause verwandte dann eine lange Zeit auf den Stich. Nachdem nun der alte Dichter sein Bildnis gesehen hatte, machte er dem Verleger in eiligen Worten leidenschaftlicher Mißbilligung seine Vorstellungen, indem er schrieb:

„Was die Probe von dem Bauseschen Machwerk betrifft, was soll und kann ich Ihnen darüber sagen — als daß ich darüber erschrocken bin. Ich sollte denken, ich wäre, so wie ich bin, schon häßlich genug und Herr Bause hätte nicht nöthig gehabt, eine solche Carricatur aus mir zu machen. Wer es

*) Bause, J. Fr., war Professor der Kupferstechkunst in Leipzig (1738—1813).

hier sieht, kreuzet und segnet sich. Welche Schafsaugen! welche Nase! Welch ein satyrmäßig verzogenes Maul! ruft jedermann, und darüber ist nur eine Stimme. Indessen wollen wir alle Unrecht haben, wenn Sie und Herr Graf zufrieden sind. Mich däucht aber, aus der Art, wie Sie davon sprechen, und aus der Entschuldigung, daß das Ding noch nicht fertig und der Abdruck schlecht sey, sey ziemlich deutlich zu merken, daß Sie selbst nicht viel mehr Freude an dieser Bauseschen Carrikatur haben, als ich. Ich gestehe, daß es mir mehr für Sie, lieber Göschen, als für mich selbst wehe thut, daß ein Werk, worauf Sie so viel Fleiß, Mühe und Kosten gewendet haben, durch ein solches Portrait des Autors zu guter letzt noch so häßlich geschändet werden soll. Es ist mir unendlich leid, daß ich das sagen muß, aber da es am Ende doch meinen eigenen Balg gilt, so müssen Sie mir diese Herzenserleichterung verzeihen. Herr Bause war (mit Erlaubniß des Genius von Leipzig!) nie ein großer Kupferstecher, aber seit einiger Zeit scheint er unter sich selbst herunter gesunken und ganz auf den Hefen zu seyn . . ." *)

Nach Empfang dieser zornigen Epistel schrieb Göschen Böttiger, er wollte nicht direkt antworten, hoffe aber, Böttiger werde die Gelegenheit ergreifen, Wieland die Sache in anderem Licht darzustellen. Er wisse recht gut, welchen Rang Bause unter den Künstlern einnehme, und daß Müller in Stuttgart die Sache unendlich viel besser gemacht haben würde. Aber der letztere habe ihm mitgeteilt, er habe für die nächsten sieben Jahre vollauf mit englischen Bestellungen zu tun, während Lips, sein berühmter Konkurrent, sich im Porträtfach nicht auszeichne. Deshalb habe er zu Bause seine Zuflucht genommen und ihm 300 Taler bezahlt. Er habe sein Bestes getan und könne das Bild nicht nur für Weimar stechen lassen. Was das Porträt beträfe, so fände er nicht, daß die Augen Schafsaugen glichen; das Ganze mache viel-

*) Gruber, l. c., S. 83 f.

mehr einen Eindruck der Freundlichkeit, der Güte und der Laune und sei ein Porträt, nicht eine Karrikatur. Es sei wahr, daß Graff nicht so überaus getreu hätte sein brauchen, und daß Maler den Vorteil hätten, mit mehreren Farben Schroffheiten abzutönen, während ein Kupferstecher nur zwei besäße. Es sei jedoch möglich, die auffallenderen Fehler ändern zu lassen. Zum Schluß fällt dann Göschen in seinem Ärger über die deutsche Kunst im allgemeinen her. Es überlaufe ihn ein Schauer, meint er, wenn er daran denke, daß Gott ihn dazu bestimmt habe, sich mit Künstlern abzuplacken und den Magen dieser Geschöpfe mit Gold vollzustopfen. Es sei schlimm genug, daß unsere Jungen und Gesellen eigensinnig nnd anmaßend seien, nun besitze aber noch dazu jeder seine eigene Clique, in der er es durch seine Schwadronieren zu etwas gebracht habe. „Gnade nun Gott", ruft er aus, „wenn aus einer andern Werkstätte etwas kommt! Alle unsere vornehmen Weiber, alle müßigen Köpfe bilden sich jetzt ein Kunstkenner zu sein, und Gott weiß, daß wir solche Kenner in Deutschland sehr wenig haben! Wir können das selbst wissen, wenn wir erst einsehen wolten, daß wo wahre Kenner sind auch bald wahre Kunst und daß, wo Künstler lauter Schwadroneure und Fuscher sind, es auch mit der Kennerschaft sehr mißlich aussieht . . ."

War Wieland heftig gewesen, so äußerte sich, wie man sieht, mein Großvater nicht weniger heftig. Seine Anspielungen auf Weimar verraten, daß die verächtlichen Urteile, die so oft in jenem hochgebildeten Mittelpunkt, dem deutschen Athen, über Leipzig und alles, was daher kam, gefällt wurden, ihn nicht unberührt gelassen hatten. Außerdem waren um diese Zeit die Xenien veröffentlicht worden und hatten die Gemütsruhe vieler Kreise gestört. An Göschens Ausbruch trugen aber auch die endlosen Plackereien mit den verschiedenen Kupferstechern schuld. Wieland selbst hatte sich gegen Abbildungen überhaupt erklärt, doch wurden seine Einwände von Göschen widerlegt, dem schließlich die Wahl der Gegen-

ſtände allein überlaſſen wurde. Über Einzelheiten jedoch entſpannen ſich endloſe Erörterungen zwiſchen Autor und Verleger; die Haltung eines Kopfes, die Länge eines Beines, die geziemende Stellung einer griechiſchen tanzenden Nymphe wurden mit vielem Eifer beſprochen. Aber erſt das Porträt des Dichters ließ beide in Hitze geraten. Der Zorn des Greiſes kühlte ſich jedoch bald ab. Ehe eine Woche vergangen, bereute er ſeine heftigen Äußerungen.

„Mit dem Werk des alten Meiſters Bauſe," ſchrieb er am 12. Februar 1797 an Göſchen, „bin ich in meinem Letztern im erſten Affect wohl zu ſtreng vorgegangen. Naſe und Mund machen es freylich ein wenig zur Carricatur, denn die Naſe iſt unläugbar zu dick und der Mund in einem albernen Bogen gezogen. Auch fehlt dem Ganzen — ich weiß nicht was mich charakteriſirt. Das Bild hat zu viel Schwabenbonhommie und zu wenig Geiſt. Kann ihm noch in etwas geholfen werden, um ſo beſſer: wo nicht, ſo tröſten wir uns damit, daß es nur ſehr wenige Porträts giebt, die nicht entweder ſehr verſchönert oder um getreu zu ſeyn Carricatur geworden ſind."

Schon die Wahl der Künſtler hatte unendliche Mühe gekoſtet. Ein bekannter Künſtler wollte die Arbeit nur dann übernehmen, wenn ſie ihm allein übertragen werde zu Wielands großem Ärger, dem es unerhört erſchien, daß in der Verbindung mit ſeinen Werken allein nicht eine genügende Anziehungskraft liegen ſollte.

Andere Künſtler waren wenigen hartnäckig, und wir hören von Angelica Kaufmann, Lips, Berger, Ramberg, Meyer, Korkor, Bolt, John, Bauſe*) und andern, die alle dazu beitrugen, Wieland eine Ehre zu erweiſen. Göſchen hegte den

*) Angelica Kaufmann, Malerin, geb. zu Chur 1741, † Rom 1807. Lips, Joh. Heinr., Kupferſtecher in Zürich (1738—1817). Berger, D. B., Direktor der Kupferſtechſchule in Berlin (1744—1825). Bamberg, J. H. (1763—1840). Bolt, J. Fr. (1769—1836). John, Fr. (1763—1840).

eigentümlichen Wunsch, dem Geschmack der verschiedenen Subskribenten durch einen verschiedenen Stil der Stiche Genüge zu tun.

Übrigens wurde das anstößige Porträt schließlich in einigen wichtigen Punkten, wie Göschen es versprochen hatte, geändert. So wie es der Quartausgabe eingefügt wurde, haben wir es hier reproduziert, es scheint Wielands wegwerfendes Urteil kaum verdient zu haben. Aber ein anderer und wahrscheinlich früherer Stich von Bause, auf dem noch keine Änderungen vorgenommen worden waren, läßt uns Wielands Mißvergnügen ganz erklärlich finden.

Zur Zeit, als diese künstlerische Ausstattungsfrage die Gemüter beschäftigte, waren die letzten Bände der ursprünglichen dreißig wenigstens in Sicht, und die Supplementbände, obwohl noch in einem Zustand der Unfertigkeit, begannen in des Dichters Augen einen bestimmten Geldwert zu repräsentieren. Und nun ergriff diesen Patriarchen der Literatur, der sein ganzes Leben in Städten zugebracht hatte, ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Lande. Angefeuert durch die Göschenschen Beschreibungen der Herrlichkeiten und Freuden seiner neuen ländlichen Heimat wurde er durchdrungen von der Idee, daß das ganze Glück und Behagen seiner künftigen Existenz von dem Besitz eines eigenen Landgutes abhänge. Vor seiner lebhaften und zum Romantischen geneigten Phantasie kleidete sich das Landleben in ein anziehendes Gewand. Träume von reizenden kleinen Episoden im Garten, der Kinder Spiel unter den Blumen und Früchten; Lauben von vielfarbigem Blätterschmuck der Bäume beschattet; gutsherrliche Spaziergänge mit seiner Frau zum Besuch der Kühe und Schafe: alles dies malte er seinem Freunde als das Ziel seiner Wünsche. Eine kindliche Naivität durchdrang seine Träume von dem, was ihm das Landleben bescheiden sollte.

Einmal war von Wielands Niederlassung in der Nähe von Hohenstädt die Rede gewesen, aber der Dichter empfand, daß den Herzog sein Wegzug von Weimar schmerzlich berührt haben würde. Man mußte also einen Ort in der Nachbar-

schaft finden. Die Wahl fiel zuerst auf das Rittergut Egloffstein, zu dem viel Land gehörte, das einen größeren Viehstand erforderte. Göschen war ganz bestürzt. Er schrieb Seiten über Seiten an Böttiger und beschwor ihn, Wieland vor einem solchen Unternehmen zu warnen. Ließe der Dichter nicht von seinem Vorhaben ab, so würde er sich in Sorgen, Elend und Ärger stürzen. Er habe geglaubt, Wieland wolle wie er selber ein Bauerngut kaufen. Das würde zwar keinen Menschen ruinieren, aber auch da habe er erfahren, was es koste, einen solchen Besitz in Stand zu setzen.

Aus naheliegenden Gründen konnte der Verleger, wie er sagte, seinem Freunde selbst nicht in gleich starken Ausdrücken schreiben. Dennoch warnte er Wieland sehr dringend, und dieser konnte in seiner Antwort seine Empfindlichkeit nicht völlig unterdrücken, trotzdem er in der Wärme der Göschenschen auf den Kauf bezüglichen Stellen „einen neuen Beweis seiner Zuneigung" erblickte. Er bildete sich ein, Göschens Besorgnis sei durch irgend einen vorwitzigen Schwätzer in Weimar erregt worden. Denn solcher Schwätzer beiderlei Geschlechtes gäbe es viele. Aber er konnte ihn zugleich beruhigen: der Kauf von Egloffstein zerschlug sich.

Dagegen wurden vier andere Besitzungen von Wieland ins Auge gefaßt, von denen er schließlich das etwa zwei Stunden von Weimar gelegene Osmanstädt — sein „Osmantinum", wie er es später liebevoll nannte — auswählte. Der geforderte und bezahlte Preis belief sich auf 22000 rth.; ein sehr großer Betrag für einen Dichter mit zahlreicher Familie! Wieland jedoch machte mit einer aus dem Wunsche zu kaufen geborenen Überzeugung geltend, daß seine Frau und seine Kinder aus dem ländlichen Aufenthalt großen Nutzen ziehn würden. Aber wie konnte man sich das Geld verschaffen? Wieland hatte sich etwas voreiligerweise verpflichtet, die auf dem Gute lastende Hypothek von 14000 Talern zu Michaelis abzutragen. Der Rest des Kaufpreises sollte bis zum Jahre 1799 gegen Zinsen auf dem Gute stehen bleiben. Aus dem

Verkauf seines Weimarer Hauses hoffte er 5000 Taler zu lösen. Die übrigen 9000 Taler mußte er borgen. In einem langen und sehr dringlichen Briefe setzte er Göschen seine Notlage auseinander und brachte seine Bitte um Beistand vor. Könnte Göschen ihn die ganze Summe oder doch einen beträchtlichen Teil zu 3 oder $3^1/_2$ Prozent verschaffen? Aber nicht auf Hypotheken, denn dagegen lehne sein Stolz sich auf. Borgen müsse er, so schloß er, „Sie sind die einzige Person in der Welt, der ich mich so zutraulich aufdeckte".*)

Göschen, dem gerade damals seine Übersiedelung und Einrichtung in Grimma große Kosten gemacht hatte, und der deshalb seine Geldmittel selber brauchte, antwortete niedergeschlagen und mutlos, er könne seinem Freunde ohne hypothekarische Sicherung nur 3000 rth. verschaffen. Aber er machte ihm ein hochherziges Anerbieten: er wolle auf alle Ansprüche auf die Veröffentlichung der künftigen Werke des Dichters, welche sein Kontrakt ihm gewähre, verzichten, wenn der letztere für die Übertragung dieses Rechtes 9000 rth. irgendwo anders auftreiben könne. Davon jedoch wollte Wieland nichts hören.

„. . . Dahin soll und darf es nicht kommen, liebster Göschen," schrieb er am 5. Mai, „auch hoffe ich, es werden sich alle Mittel und Wege zeigen, die 14000 rth. zusammenzubringen auf Michaelis, ohne zu verzweifelten Mitteln schreiten zu müssen . . ."**)

Dann geht er auf sein Verlagskonto ein und fordert 7000 rth. auf alle Supplemente mit Einschluß von 3000 rth. für die 2. Auflage von dreißig Bänden der sämtlichen Werke und für vier noch ungedruckte Bände, die als Fortsetzung in Aussicht genommen waren. Er bitte nur, daß er auf künftigen Michaelistag „4000 Taler zu empfangen sicher rechnen könne". Damit würde ihm aus aller Verlegenheit geholfen, und er selbst wolle dafür sorgen, wie und woher er das übrige herbeischaffe.

*) Gruber, l. c., S. 169–173.

**) Gruber, l. c., S. 180f.

Göschens Antwort ist uns nicht aufbewahrt; aber er brachte die 4000 rth. zu dem bestimmten Termin auf, und weitere beträchtliche Summen wurden im gewöhnlichen Geschäftsverlauf nach Weimar gesandt.

In vollem Vertrauen auf die Hilfe seines Freundes konnte der beruhigte Wieland jetzt die Freude von Oßmanstädt genießen, die er mit so großem Entzücken hergesehnt hatte. Er verfaßte ein Schreiben voll der stürmischesten Begeisterung. Das Idyll hatte begonnen; die einfach-ländlichen Vergnügungen brachten seiner Seele Zufriedenheit und Genüge.

„. . . Landluft, unverkünstelte Natur, viel Gras und schöne Bäume, äußere Ruhe und freie Disposizion über mich selbst und meine Zeit, das alles ist so zu sagen mein Element, so gut wie die Luft des Vogels und das Wasser des Fisches Element ist, und es geht also ganz natürlich zu, daß ich darin gedeihe . . ."*)

Im September erfüllte Göschen, der dringend eingeladen worden war, Oßmanstädt zu besuchen, um Zeuge des Glückes zu sein, zu dem er in so beträchtlicher und freigiebiger Weise beigetragen hatte, Wielands Wunsch, und bekam alle Herrlichkeiten der neuen Heimat des Dichters zu sehen. Hier mitten in dieser arkadischen Umgebung akzeptierte er auch einen Wechsel zugunsten Gabriel Uhlmanns „aus dem Samen Abrahams" für 4000 rth. zahlbar am 27. des Monats, dem Tage, an dem die Hypothek abgelöst wurde. Von diesem schrecklichen Albdruck befreit, gab nun Wieland noch einmal seiner Dankbarkeit Worte. In dem was er schrieb, offenbarte sich ohne Zweifel immer ein großer Wortschwall und viel Übertreibung; bei dieser Gelegenheit aber kann niemand, glaube ich, an der Tiefe seines Gefühls zweifeln.

„Sie lesen in meiner Seele", schrieb er am 27. Okt. 1797, „und es bedarf also keiner langen Fraseu, die ohnehin das was ich fühle, nie so wahr und innig sagen konnten, als ich

*) Gruber, l. c., S. 184.

fühle. Keiner meiner Freunde hat so viel um mich verdient als Sie, und ich kenne keinen, der es mir durch die Güte seines Herzens und die Art, wie er sie seinen Freunden bey wesentlichen Gelegenheiten beweiset, so leicht machte, ihm Verbindlichkeiten zu haben. . . ."

„Leben Sie wohl und glücklich, mein edler und innig geliebter Freund, und fahren Sie fort, sich immer neue Verdienste um die Ehre unserer Nazion zu machen, welche hoffentlich nicht immer gleichgültig dagegen seyn, und doch endlich einmal die Schicklichkeit, daß dem Volke, bey dem die Typographie erfunden wurde, kein anderes den Ruhm sie zur Vollkommenheit gebracht zu haben, raube, erkennen, und den Mann, der den ausdauernden Muth und die vollständige Geschicklichkeit, ihr diesen Ruhm zu verschaffen, besitzt, und bereits so treflich erprobt hat, den verdienten Dank nicht vorenthalten wird."

Zehn Jahre hatten eine merkwürdige Veränderung in den Beziehungen der beiden Freunde hervorgebracht. Im September 1787 hatte der freundliche, damals im Zenith seines Ruhmes und seiner Popularität stehende Dichter zum ersten Mal dem jungen Anfänger eine hilfreiche Hand entgegengestreckt, indem er ihm ein kleines Buch seines Schwagers zum Verlage anbot. Im September 1797, als die dreißigbändige Prachtausgabe der Werke seines Beschützers nahezu vollendet vorlag, erntete der erfolgreiche und sehr erkenntliche Verleger durch seine rechtzeitige und freigiebige Hilfe des bedrängten Dichters unauslöschliche Dankbarkeit.

Im Februar 1798 war Wieland imstande, die Vollendung des letzten Bandes anzuzeigen und damit den Dank gegen Gott zu verbinden, daß die äußerst mühsame Arbeit der Revision der 30 Bände nun ihr Ende erreicht habe. Mir fehlt unglücklicherweise das Material gänzlich, um den finanziellen Erfolg des Unternehmens so zu prüfen, wie ich es bei Goethes „Gesammelten Werken" zu tun vermochte. Die prachtvollen Quartbände gelangten langsam einer nach dem

andern in die Bibliotheken reicher „Magnaten", obgleich in geringerer Anzahl, als der Verleger gehofft hatte. Der Absatz der andern Ausgaben wird ziemlich gut gewesen sein, aber eine Reihe von ungünstigen Umständen standen einem reichen, pekuniären Ergebnis im Wege. Der Preis des Papiers war, wie gesagt, gestiegen; in großen, den Franzosen abgetretenen Gebieten Deutschlands war der Verkauf unmöglich; in anderen durch die Verarmung des Landes sehr eingeschränkt; während in einigen Fällen die Entwertung des Geldes die Übersendung von Anweisungen, außer mit großem Verlust, auf lange Zeit hinaus verzögerte. Göschens Schreiben an Böttiger, worin er dem Gerücht, er habe aus seinem „Wieland" großen Gewinn gezogen, entgegentritt, war daher sicherlich der Wahrheit gemäß. Wahrscheinlich hatte er einen mäßigen Profit, aber dieser war an sich kaum eine angemessene Vergütung für die unendlichen Mühseligkeiten und die persönliche, erschöpfende Arbeit, der er sich zu unterziehen hatte. Dennoch war, Krieg oder kein Krieg, des Verlegers Ehre gerettet; die versprochenen Lieferungen befanden sich in den Händen des Publikums; sein unermüdlicher Ehrgeiz hatte das Ziel erreicht; seine beiden großen Wünsche waren erfüllt worden: die Werke seines Freundes und Heroen Wieland waren jeder Klasse von Lesern zugänglich gemacht, und er hatte den deutschen Buchdruck — und dies war ihm mehr wert als aller pekuniärer Gewinn — auf die gleiche Höhe mit den berühmtesten Firmen in England, Frankreich und Italien gehoben. Und so fand seine jahrelange Mühe und Arbeit endlich ihren vollen und verdienten Lohn.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Zeitlage und ihr Einfluß. — Iffland und Klopstock.

1792—1797.

Bis zu einem gewissen Punkte im Leben meines Großvaters habe ich fast von Jahr zu Jahr eine Ausdehnung seines Geschäftes und einen fortdauernden Zuwachs in der Zahl seiner Geschäftsfreunde verzeichnen können. Die schnelle Art und Weise, mit der berühmte Autoren ihre Namen in die Liste eines Anfängers eintrugen, bot uns ein Beispiel dessen, was Energie, Geschicklichkeit und persönliche Liebenswürdigkeit auszurichten vermochten und erschien uns wert, ausführlich geschildert zu werden. Mit dem Jahre 1791 hatte er seinen festen Platz unter den bekannten Verlagsfirmen eingenommen; seine Stellung war jetzt allgemein anerkannt, und die weiteren Ereignisse in seinem Leben können von nun an passender in breiteren Umrissen erzählt werden.

Zur Ostermesse jenes Jahres hatte er, wie wir erwähnt haben, eine bemerkenswerte, wenn auch beschränkte Liste von Büchern angekündigt. Es war damals die Zeit, wo er es sich zur Pflicht gemacht hatte, seine übrigen Unternehmungen mit Rücksicht auf die *eine* Wielandische einzuschränken. Außer diesem Motiv aber mahnte der Zustand Europas zwischen 1792 und 1797 mit gebieterischer Notwendigkeit zur äußersten Klugheit, Vorsicht und Zurückhaltung in jedem Zweige des Geschäftes.

In den früheren Jahren dieses Zeitabschnittes war es mehr die große und fortwährende Besorgnis, die in Deutsch-

land durch den Krieg in Belgien, in Holland, am Rhein und in Italien wachgerufen wurde, als eine ernsthafte Verkleinerung deutschen Gebietes, welche allen Handel und Wandel lahm legte, allen Wohlstand vernichtete und den Lebensunterhalt verteuerte. Die indirekten Wirkungen des Krieges waren unheilvoll; von den direkten Wirkungen desselben verschaffte der Baseler Vertrag im Jahre 1795 nur Norddeutschland eine teilweise Erleichterung. Anderwärts standen noch riesige Armeen im Felde, und als im Sommer 1796 Franken und Schwaben von den Franzosen besetzt wurden, zeigten sich bei meinem Großvater mehr Symptome wirklicher Bestürzung und Entmutigung als zu irgend einer andern Zeit. Der Wendepunkt schien gekommen. „Der ganze Streifen Deutschlands", rief er aus, „von Düsseldorf bis Basel, ein sonst für uns so nützliches Absatzgebiet, ist jetzt für uns verloren, und wenn Österreich uns obendrein verloren geht, können wir gerade so gut den Laden zuschließen und als Hausirer Knüttelverse verkaufen, wenn wir Brot zu essen haben wollen." Er danke aber Gott, fährt er fort, daß Wielands Werke so weit vorgerückt seien. Auf die obengenannten Gegenden sei nicht mehr zu rechnen, und wie könnten sie sich schnell genug erholen, um kostbare Bücher zu kaufen? Er habe alle Gedanken an neue Verlagsgeschäfte aufgegeben und könne nur Unternehmungen ausführen, an die er durch sein Wort gebunden sei. Sein weiter unten zu erwähnender Plan einer Ausgabe der „Lateinischen Klassiker" solle jedoch bestehen bleiben. „Möge uns der Himmel Friede verleihen!"

Die Siege des Erzherzogs Karl in diesem Sommer verbesserten nun zwar zeitweilig die Lage Deutschlands; im Frühling 1797 jedoch wurden wiederum enorme Heeresmassen in Bewegung gesetzt, und Österreich erlitt, trotz der heroischen Tapferkeit seiner Truppen, eine Reihe von Niederlagen. Die Periode, die der Schlußkatastrophe unmittelbar vorherging, war eine im höchsten Grade sorgenvolle für alle, die wie Göschen Geschäftsverbindungen mit Österreich hatten.

Der Dichter Alxinger, der, wie andere Geschäftsfreunde Göschens, an andern Orten Subskribenten für die Wieland-Ausgaben gesammelt und die Gelder für die Lieferungen einkassiert hatte, beschrieb die damalige Lage des Landes und den vollständigen Zusammenbruch der österreichischen Geldwährung. Ich beschränke mich auf folgenden Auszug aus seinem Briefe vom 8. April, der meinen Großvater besonders betrifft.

„. . . Die drohenden Gefahren", schreibt er, „nöthigen den Staat alles baare Geld der Armee und den Kriegsanstalten zuzuwenden. Nun wechselt die Bankozettel-Kassa, die bisher immer auf augenblickliches Begehren die Bancozettel mit baarem Geld ausgewechselt hat, nicht mehr als Bancozettel von 25 Gulden, und das nur für einmahl derselben Person, weil das blos eine Wohlthat für Arme seyn soll . . . Daß dieses den Werth der Bancozettel verringere, können Sie leicht denken . . ."

Nun habe er, Alxinger, die Pränumeration zu Wieland auch in Banknoten erhalten, und zwar zu einer Zeit, da sie noch vollwertig waren; diese in „Natura" zu übersenden, würde Göschen nichts nützen und die Wechsler in Wien würden sie nicht einwechseln. Künftig solle kein Bogen aus seiner Hand kommen ohne baare Bezahlung. Übrigens fürchte er, „die schöne Edition würde hic et nunc ihnen auf dem Halse bleiben", bis auf bessere Zeiten.

Der Leser kann sich den Eindruck der Nachrichten von so vielem toten Kapital auf Göschen, dem jeder Taler von Wert war, vorstellen.

Aber eben zu der Zeit, als Alxinger seinen Brief abfaßte, war das Ende des Krieges gekommen. Am 17. April wurden die Friedenspräliminarien zu Loeben unterzeichnet, und durch den bald darauf folgenden Frieden von Campo Formio wurde den Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Österreich einstweilen ein Ziel gesetzt. Auch zwischen Preußen im Norden und Frankreich herrschte Frieden. Aber betreffs des Heiligen Römischen Reiches und besonders der rheinischen Fürstentümer war

noch kein Beschluß gefaßt, und obwohl Frankreich und Österreich beschlossen hatten, einen Kongreß in Rastatt abzuhalten, um den Modus vivendi zwischen der französischen Republik und dem Kaiserreich festzusetzen, so lag hier doch ein Übereinkommen noch in weiter Ferne. So mußte denn „Balancieren" und „Pausieren" immer noch Göschens Tagesordnung sein.

Aber trotz dieser besseren Aussichten und noch ehe die guten Nachrichten von den Verhandlungen in Loeben Leipzig erreicht haben konnten, schrieb Göschen an Böttiger: er habe einen schweren Kampf durchgemacht, ob er nicht seinen Beruf als Verleger ganz aufgeben solle; aber die Ansprüche des Geschäftes hätten den Sieg davongetragen.

„Ich werde mein Handwerk nie verlassen", schrieb er. „Der Handel soll mich ernähren und das Land erfreuen. Ich habe deshalb auch nicht nach einem Rittergut getrachtet, sondern habe an meinem Bauerngut volle Genüge, das ich zu meiner Puppe mache mit der ich verständig spiele. Nein, das Arbeiten in meinem Beruf soll erst recht angehen, zumal ich nicht weis, wie lange ich meines Lebens mich freuen kann. Nur Schwäche des Körpers kann mich von meinem Beruf abwenden, und nur dann, wenn ich sehe, daß ich die Zügel nicht mehr halten könnte, würde ich von diesem Roß absteigen und mich in Ruhe begeben." (13. April 1797.)

Obwohl mein Großvater zu dieser Zeit, wie wir sehen, in verhältnismäßig zuversichtlicher Stimmung schrieb, so begann doch die durch die politische Zeitlage und die Größe der Wielandunternehmung notwendig gebotene Einschränkung des Geschäftes sich in seinen „Entrepriſen" zu zeigen. Wir erinnern an den geringen Eifer, den er gerade um diese Zeit, im April 1797, mit Bezug auf ein Goethesches Werk bewies, als ein Zeichen erstaunlicher Vorsicht; ebenso merkwürdig bleibt es, daß er sich die Schlegelsche Shakespeareübersetzung entgehen ließ.

Dagegen dürfte es weniger überraschen, daß er die ihm gebotene Übersetzung der „Juniusbriefe“*) ablehnte. Das Angebot ging im September 1797 von einem gewissen Professor Lange in Bayreuth aus, der die Briefe als ein besonders interessantes Buch bezeichnete. Er nahm an, Göschen sei in der englischen Literatur genügend bewandert, um den Wert zu erkennen, den die Engländer auf „diesen schätzbaren politischen Schriftsteller“ setzten.

Aber trotzdem er ihm dringend ans Herz legte, daß ein solches Buch in einer der ersten Buchhandlungen Deutschlands erscheinen sollte, wurde das Anerbieten doch ausgeschlagen.

Während diese und andere Ablehnungen mit dem von Göschen angekündigten Geschäftsprinzip übereinstimmten, so fehlte es auf der andern Seite auch nicht an sonderbaren Inkonsequenzen. Natürlich war es freilich, daß er für seine alten Freunde zu verlegen fortfuhr. Die Namen Jacobi, Reinhold und Hufeland begegnen uns wieder, wenn auch nur in Verbindung mit unbedeutenden Werken; Huber und Jünger erscheinen wiederum, und eine prachtvolle neue Ausgabe von Alxingers „Doolin“ erregte großes Aufsehen. Von Thümmels „Reisen“ wurden in Zwischenräumen neue Bände veröffentlicht; auch unser alter Freund Körner bot einige ganz in seinem gewohnten Stil geschriebene Aufsätze zum Verlage an. Er hatte Materialien zu einer „Philosophie für Frauen“, einem Artikel über die „Hoffnungen der Menschheit“ und einer Abhandlung über die „Grenzen des Zweifels“ gesammelt.**) Da er sich wieder in Geldnot befand, so begehrte er, wie er sich mit einer glücklichen Umschreibung des gewünschten Vor-

*) Eine Reihe von politisch wichtigen Briefen (1769—1772), in denen die damalige Regierung Englands mit großer Sach- und Personenkenntnis angegriffen wurde. Sie erregten ungeheures Aufsehen. Wer der Verfasser war, ist trotz zahlloser Pamphlete noch nicht zur Evidenz bewiesen.

**) Die genannten Aufsätze, die Körner übrigens anonym veröffentlichen wollte, sind in dem Göschenschen Verlagskatalog nicht aufgeführt.

schusses ausdrückte, zu „ernten ehe die Saat aufgegangen sei." Göschen nahm sein Anerbieten an und sandte ihm schleunigst Geld.

Wir stoßen aber auch auf einige waghalsige Unternehmungen, bei denen es schwer wird zu sagen, warum Göschen sie zu der Zeit durchführte, besonders da große Kosten damit verbunden waren. So z. B. verlegte er ein sehr umfassendes Werk von dem kurfürstlichen Hausmarschall Freiherrn von Racknitz, betitelt: „Darstellung und Geschichte des Geschmackes der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst. Vier Hefte mit 40 ausgemalten Kupfern und vielen Vignetten."

Das Buch erschien in Großquart zum Preise von acht Friedrichsd'or. Kein Wunder, daß Göschen nach dem Erscheinen des ersten Heftes (1796) an Böttiger schrieb: „In der Tat ist dieses das Unternehmen, wozu der mehrste Mut gehört hat: es ist kostspielig und kann auf keinen großen Absatz rechnen. Unterdessen kommt die Rezension noch zeitig genug in die Welt, daß sie auf der Messe ihren Einfluß haben kann, so will ich mein Wagstück nicht bereuen. Acht Louisd'or sitzen in den Taschen der deutschen Herren verzweifelt fest. Vielleicht können Sie solche loszaubern?"

Die Weimarer Kritiker beurteilten das Buch sehr ungünstig, worüber Göschen in großen Zorn geriet. Racknitz hatte Proben des guten Geschmackes aus allen Nationen ausgewählt und sie in ihren schönen Farben und Umrissen dargestellt; meistens betrafen sie kunstvolle Möbel, Dekorationen usw.*) Meines Großvaters Annahme eines solchen Buches in einer solchen Zeit erinnert an seinen Enthusiasmus für die „Pandora", in der er, wenn auch in weit kleinerem Maßstabe, ein Mittel zur Verbesserung des öffentlichen Geschmackes im täglichen Leben zu entdecken meinte.

*) „Dieses Werk hat in keinem andern Lande seines Gleichen," meinte Göschen.

Ein anderes Buch: „Venus Urania" von Ramdohr*), dem Verfasser von „Charis" oder „Über das Schöne", erschien im Göschenschen Katalog von 1798. Auch dies Buch wurde, wie das Racknitzsche, von den Weimarer Kritikern gegeißelt. Alle Venuse in Weimar, so erklärte Göschen, seien nach Schwesternart über die „Venus Urania" hergefallen. Der Verleger gab jedoch zu, daß der Stil sehr ungleich sei, bald schwülstig, bald rhetorisch, bald dogmatisch. Doch meint er, enthalte das Buch viel Gutes, und selbst Herder würde die Liebesgeschichte mit Vergnügen lesen.

Ich habe die Werke von Racknitz und Ramdohr besonders erwähnt, nicht nur um an ihnen zu zeigen, wie Göschen von der von ihm selbst aufgestellten Regel des Einschränkens seiner Verlagstätigkeit ohne plausiblen Grund abwich, sondern auch weil diese beiden Schriftsteller zusammen mit Thümmel zu den ersten Autoren gehörten, die Schillers Züchtigung in den Xenien zu fühlen bekamen.

Zwei sehr große und ehrgeizige Unternehmungen, auf die sich Göschen mitten in dieser Periode lähmender Einflüsse heiteren Mutes einließ, habe ich bis zuletzt verspart. Er gewann zwei neue Autoren von nicht geringer Bedeutung für seine Firma: den fruchtbaren Schauspieldichter und Schauspieler Iffland und den großen Epiker Klopstock. Mit dem ersteren schloß er einen Kontrakt im August 1796, der dunkelsten Zeit jener Jahre, wegen der Lieferung von 16 Bänden, mit dem letzteren im Herbst 1795 wegen einer Prachtausgabe seiner gesammelten Werke.

Die Geschichte der Verbindung mit Iffland macht uns mit Persönlichkeiten außerhalb der literarischen Kreise von Weimar, Gotha, Jena und Leipzig bekannt, zu denen Göschen bisher hauptsächlich in Geschäfts- und Freundschaftsbeziehungen gestanden hatte.

*) Es war dies ein dreibändiges Werk über die Natur der Liebe.

Wie diese Verbindung zustande kam, weiß ich nicht. Man hat vermutet, daß Iffland, damals Leiter des Mannheimer Theaters, Göschen im Jahre 1790 gelegentlich der Krönung Kaiser Leopolds II. in Frankfurt traf. Wie dem auch sei, schon der erste Brief Ifflands an meinen Großvater aus dem Jahre 1791 ist in dem herzlichsten und verbindlichsten Ton abgefaßt. „Ich danke herzlichst für Ihre edle Behandlung. Ich weiß es zu schätzen und niemals werde ich anders handeln als Sie erwarten können. Ihre Geradheit, Ihre Güte hat mich gerührt und ermuntert mich zu arbeiten."

Auf das in demselben Jahre von Göschen veröffentlichte Trauerspiel Ifflands „Die Kokarden" folgten um Ostern 1792 zwei weitere Stücke. Im Herbst trafen sich dann Dichter und Verleger in Mannheim, wohin der letztere auf seiner Reise in die Schweiz kam. Es scheint, daß meines Großvaters persönliche Liebenswürdigkeit hier wiederum einen schnellen Sieg zu verzeichnen hatte. Andere Verleger hatten sich um Iffland beworben, aber er wollte von keinem als von Göschen hören, und zwei fertige Stücke wurden ihm sofort eingehändigt. Auch ward eine Übereinkunft geschlossen mit Bezug auf des Dichters künftige Schriften, und eine vorläufige Besprechung über eine Gesamtausgabe fand statt. Als Göschen aber nach Leipzig zurückkehrte, stiegen ihm leise Zweifel auf. Wahrscheinlich fühlte er sich durch seinen Entschluß der Geschäftseinschränkung behindert; namentlich aber dadurch, daß der Dramatiker eine ganz phänomenale Fruchtbarkeit entwickelte. Da aber der letztere schrieb, er könne weder an Cotta noch an irgend einen andern Verleger außer Göschen denken, so wurde der Vertrag durch die sofortige Entsendung eines neuen Schauspiels besiegelt.

Keine deutsche Stadt litt mehr unter den Wechselfällen des Krieges während der Jahre 1792—1797 als Mannheim, wo Iffland mitten unter Kämpfen, Belagerungen und Beschießungen als Schauspieler wirkte und den Ruhm des Theaters wie seinen eigenen zu wahren bemüht war. Was

ILLUSTRATIONEN VON CHODOWIECKI ZU IFFLANDS STÜCK „*DIE JÄGER*" (1787).

sich auch zutrug, das Theater blieb nur selten mehr als ein paar Tage geschlossen, obwohl die Requisiten- und Garderobenräume mehr als einmal von Bomben getroffen wurden. Daneben fuhr der unermüdliche Iffland mit Dichten und Göschen mit dem Verlag seiner Stücke fort.

So fruchtbar aber Iffland als Dramatiker war, ebenso lakonisch war er im Briefschreiben. In aller Eile warf er einige flüchtige Zeilen aufs Papier, die allerdings oft emphatisch genug waren. So z. B. schrieb er am 31. Januar 1795 an meinen Großvater:

„Vergeben Sie mir, wenn ich zwischen Franken, Brand, Bomben, Blut, Mord und Armuth — all denen Folgen unserer reinen Philosophie — an den, von Ihrer Güte, auf Weihnachten 94, mit 600 fl. versprochenen Abtrag, erinnere. — Weil ich muß.

Von Herzen der Ihrige

Iffland."

Im September desselben Jahres kündigte er ihm eine neue Katastrophe an.

„Mannheim ist mit Kapitulation an die Franzosen über. Nächstens werde ich Ihnen schreiben was ich mit den 2 Dedicationsexemplaren machen kann. Diese Unruhe hat ebenfalls die Absendung ‚der Aussteuer' verzögert. Erwarten Sie gütigst bis dahin noch einen Brief von mir

Ihr leidender Freund.

Iffland."

Die Kapitulation brachte keine Linderung. Innerhalb eines Monats lagen die Österreicher vor der Stadt, und Iffland berichtete am 27. Oktober:

„Ende dieser Woche kapitulirt Mannheim oder wird zu Asche. Dabei habe ich gegen 9000 rth zu verlieren. Ich habe mich ergeben und hoffe wenig. Traurig ist es daß dieß eben mich trifft, da ich heurathen will . . ."

Mannheim ergab sich und wurde nicht verbrannt; aber die Hand der neuen Behörde lag schwer auf der Stadt. Dalberg, dem andre wichtige Pflichten bei der städtischen Verwaltung oblagen außer der Intendanz, wurde vom Kurfürsten nach München beschieden, und Iffland blieb allein bei der Theaterleitung zurück. Trotz der Lage, in der die Stadt sich befand, wollten weder die militärischen Behörden noch auch das Publikum von einer Schließung des Theaters etwas hören, während doch, solange der kurfürstliche Schatz mit Beschlag belegt war, an eine Deckung der laufenden Kosten nicht zu denken war. Außerdem bestanden die österreichischen Offiziere auf einem beträchtlich herabgesetzten Eintrittspreis für sich und ihre Mannschaft. Es waren stürmische Zeiten für Iffland. Er war von steten Sorgen niedergedrückt und von Ungewißheit gepeinigt, wo er die Bezahlung für die Schauspieler hernehmen sollte. Endlich kehrte der Intendant zurück; während aber Iffland erwartete, für seine Bemühungen um das Gedeihen des Theaters belohnt zu werden, empfing ihn Dalberg, der sechzehn Jahre lang sein persönlicher Freund gewesen war und sein Bleiben in Mannheim durchgesetzt hatte, mit sichtlicher Kälte. Iffland war in Verzweiflung. Mit erschütterter Gesundheit, verlorenem Selbstvertrauen und einem dumpfen Gefühl der Gleichgültigkeit war er froh, einen kurzen Urlaub zu erhalten, den er zu einer Reihe von vierzehn dramatischen Vorstellungen in Weimar benutzte. Im Sturm eroberte er sich dort die Herzen, und der enthusiastische Empfang durch die auserlesensten Geister der Stadt stellte ihn physisch und geistig vollkommen wieder her.

Von Weimar reiste Iffland nach Leipzig, wo er ebenfalls mit Auszeichnung und Herzlichkeit aufgenommen wurde. Natürlich benutzte er die Gelegenheit, um die geschäftlichen Angelegenheiten mit Göschen zu regeln. Man nahm den Plan einer Gesamtausgabe wieder auf, und im Mai 1796 kehrte der Schauspieler voll von diesem Unternehmen nach Mannheim zurück. Aber er sollte dort nicht lange bleiben.

Der unvermeidliche Bruch mit dem Theater, das er in guten und bösen Zeiten mit unvergleichlicher Energie geleitet hatte, kam zuletzt. Bald nach seiner Rückkehr überschritten die Franzosen den Rhein abermals, und das Schicksal Mannheims war besiegelt. Im letzten Moment mußte Iffland, der jetzt verheiratet war und damit neue Verantwortlichkeiten auf sich genommen hatte, fliehen und mit seiner Frau durch 3000 Bagagewagen hindurchpassieren, ehe er eine von Truppen freie Straße erreichen konnte. Sein Ziel war Hannover, seine Geburtsstadt; aber zuerst besuchte er noch einmal Leipzig, wo er Göschen, trotz des Krieges, der sich jetzt über einen beträchtlichen Teil Deutschlands verbreitet hatte, und trotz des siegreichen Feldzuges der Franzosen in Österreich, unternehmungslustig genug antraf, um sich auf ein so ernstes Beginnen, wie den Verlag von sechzehn Bänden seiner Schauspiele, einzulassen.

Nach den kontraktlichen Bestimmungen verpflichtete sich der Autor, jedes Jahr vier Wochen vor Ostern das Manuskript zu vier Bänden, die zwölf Stücke enthalten sollten, d. h. neun bereits gedruckte und drei neue, zu liefern, und zwar sollte der Anfang vier Wochen vor Ostern 1797 gemacht werden. Die Honorarbedingungen waren sehr komplizierter Natur, doch einigte man sich, wie es scheint, auf die Totalsumme von 6000 rth.

Unterdessen trat in Ifflands Leben eine große Veränderung ein. Im Juni 1797 wurde er nach Berlin eingeladen, um unter äußerst günstigen Bedingungen die Leitung des dortigen Hoftheaters zu übernehmen. Er sollte ein Gehalt von 3000 rth. beziehen außer den Benefizvorstellungen und den Einnahmen aus jeder zweiten Vorstellung eines neuen Stückes. Göschen schätzte sein gesamtes Einkommen damals auf 5000 rth.

Dem Verleger verursachten diese neuen und dringenden Pflichten des Dramatikers große Unannehmlichkeiten, denn sie verhinderten die regelmäßige Entsendung von Manuskript.

So kam es, daß erst nach Ablauf von anderthalb Jahren nach der festgesetzten Frist die ersten fünf Bände fertiggestellt werden konnten.

Im Juni 1799 stattete Iffland Leipzig einen abermaligen Besuch ab, und Göschen gab Böttiger eine lebhafte Beschreibung seines Empfanges. Der Dichter gefiel den Leipzigern, ebenso wie die Leipziger ihm. Und unter Leipzigern verstand er nicht die große Zahl der Studenten, Handlungsgehilfen und das ganze hin- und herziehende Publikum im allgemeinen, sondern diejenigen, deren Geschmack durch große Schauspieler wie Eckhof und andere Meister erzogen worden war, gerade wie er an Herder, Goethe, Wieland und Böttiger selbst dachte, wenn er das Weimarer Publikum im Auge hatte. Dazu kam, daß die Eifersüchteleien des Berufes bei dieser Gelegenheit auffälligerweise ganz gefehlt hatten. Die Leipziger Schauspieler hatten sich glänzend benommen. Ein Banquet fand statt, bei dem Iffland in seiner gewandten und herzlichen Manier alle hingerissen hatte. Niemals hatte Göschen in einer ähnlichen großen Versammlung einen so ungestörten Ton allumfassender Fröhlichkeiten wahrgenommen. Der greise Dichter Weiße war auch zugegen, und er und Iffland verbrüderten sich so innig, daß sie, als es zum Scheiden kam, „Tränen der Liebe vergossen."

Noch interessanter als Göschens begeisterte Schilderung des Ifflandischen Empfanges sind zwei Briefe aus späterer Zeit (1804), als Iffland noch einmal als berühmter Gast in Leipzig aufgetreten war, und zwar in der Rolle des Wallenstein in Schillers Tragödie. Denn in ihnen kritisiert Göschen nicht nur den Schauspieler, sondern analysiert auch Schillers Auffassung seines Helden und das ganze Stück mit vielem Scharfsinn und, soweit es ein Laie verstehen kann, mit richtigem dramatischen Gefühl. Bei dieser Gelegenheit zeigte Iffand ein gereifteres Können als je zuvor, obschon „seine Jahre noch einmal jung geworden waren." „Er hat meine höchsten Erwartungen in seiner Darstellung des ‚Abbé de

l'Epée', des ‚Taubstummen' und des ‚Lorenz Stark' übertroffen. Kein Lebender hätte mehr Wahrheit und Feinheit hervorzaubern können." Aber in Wallenstein war Iffland nicht erfolgreich gewesen. „In dieser Rolle empfing ihn das Publikum kühl."

„Ich gebe zu", fährt Göschen fort, „daß er alle Hülfsmittel der Kunst treulich benutzt, Stellung, Bewegung, Spiel des äußern Menschen, aber im Innern und in der Stimme fehlt der Held. Iffland hält viel auf diese Rolle; es ist begreiflich, da er viele Anstrengung darauf verwendet. Einige Sachen, einige Situationen hat Iffland treflich gegeben; er hat das Ganze so gegeben, daß man seinen Ruhm nicht schmälern kann. Der Kenner der alle Hindernisse der Natur berechnet und den Gebrauch der Kunst zu schätzen weiß, geht zufrieden davon, aber der natürliche, uncultivierte Mensch empfindet nicht die Wirkung, welche die Rolle hervorbringen soll. Über das Stück selbst ließe sich viel sagen, und ich bin versucht auseinanderzusetzen, daß wenn der Acteur die Rolle gibt wie der Dichter sie gibt, diese Wahrheit den ganzen Wallenstein etwas unwahr und ohne Intresse mache. Diese Sprache in diesem Jahrhundert Wallensteins, diese Gedanken in einem Menschen in dieser Lebensart, in dieser Situation und in dieser Erziehung, auf dieser Stufe der Menschheit: das kann nicht seyn! Man sieht das Bestreben des Dichters einen zweideutigen Character zu einem festen Character zu machen; man sieht das Bestreben, durch gute Züge das tragische Interesse an seinem Schicksal zu erwecken, und doch fühlt man, daß er noch mehr hätte thun können, wenigstens (es) glücklicher hätte ausbilden können. In keinem Stücke Schillers sieht man mehr die Seele Schillers statt der Seele des dargestellten Characters. Deshalb ist Wallenstein treflich zu lesen, aber es ist nicht ein ganz gelungenes dramatisches Stück."

Als Iffland in Dresden auftrat, war der kritische Körner merkwürdiger Weise mit seinen Darstellungen sehr zufrieden. In den meisten Rollen hatte er seine Erwartungen sogar weit

übertroffen. Körner war besonders von seinem Pathos und seinem Humor befriedigt und ganz hervorragend erschien ihm die Art und Weise, wie der Schauspieler einer komischen Rolle eine gewisse Eleganz mitzuteilen wußte. Er gestand, in diesem Fache nie etwas Besseres gesehen zu haben.

Es wird aber kaum überraschen, daß zwei so hochsinnige Idealisten, wie er und Schiller, Iffland als Dramatiker nicht sehr hoch stellten. Es ist zwar wahr, daß der große Dichter, als Göschen seiner Frau eine vollständige Ausgabe der Ifflandischen Werke als Weihnachtsgeschenk sandte, schrieb: „Meine Frau dankt Ihnen sehr herzlich für Ihre hübsche Gabe. Es ist ein Vergnügen Ifflands Stücke zu besichtigen. Ihr frischer und sittlicher Ton und ihre deutsche Schlichtheit sichern ihnen einen bleibenden Werth.“ Aber sein Briefwechsel mit Körner spiegelt sein Urteil getreuer wieder. Die beiden Freunde hielten Iffland für zu schal, flach und gewöhnlich. Das gewöhnliche Leben auf der Bühne dargestellt zu sehen, konnte kaum erhebend oder unterhaltend sein. Das Familiendrama widerstrebte ihrem Geschmack. Persönlich jedoch hatte Schiller große Achtung vor Iffland.

Als eine Verlagsspekulation bewährten sich Ifflands Werke sehr gut. Am Ende des Jahres 1800 lagen dreizehn Bände mit neunundzwanzig Stücken in fünf Akten und neun Einaktern sowie des Verfassers Selbstbiographie vollendet vor. Sie enthielten alles, was der Dichter bis dahin geschrieben hatte. Noch aber war seine Schaffenskraft nicht erschöpft. Noch drei Bände mit ganz neuen Stücken erschienen im Juni 1801. Allmählich aber untergruben die Umwälzungen in Deutschland und die fortdauernden Kriege die hergebrachte Denkweise und veränderten den gesellschaftlichen und geistigen Ton des Volkscharakters. „Was soll ich schreiben?“ fragt Iffland. „Häusliches Glück ist nicht mehr Mode. Die Freundschaft ist verächtlich geworden. Welches menschliches Gefühl wird jetzt nicht für vulgär gehalten?“ Wie sehr erinnern diese Worte an Göschens Zornesausbrüche über die Entsitt-

lichung und Erniedrigung, den Niedergang des menschlichen Gefühls in Deutschland während dieser trostlosen und elenden Zeit! Endlich jedoch fühlte Iffland wieder Lust zum Schreiben; unterdessen aber war der Buchhandel, nach der Schlacht bei Jena, fast vernichtet, und als der Dramatiker im Jahre 1807 Göschen drei neue Stücke anbot, mußte dieser zu seinem größten Bedauern und mit einem Gefühle der Demütigung das Anerbieten ablehnen. Er durfte es nicht wagen, etwas Neues zu unternehmen. War er doch damals selbst zweifelhaft, ob er, niedergedrückt wie er war, von den schrecklichen Leiden, unter denen sein Vaterland seufzte, imstande sein würde, seinen geschäftlichen Verpflichtungen nachzukommen!

Diese notgedrungene Weigerung, weitere Stücke von Iffland zu verlegen, tat indessen der Freundschaft zwischen beiden Männern keinerlei Abbruch. Iffland traf Göschen noch mehrmals in Leipzig, und mit Begeisterung erzählt dieser, wie mitten in dem hoffnungslosen Dunkel der Zeiten die Darstellungen des Schauspielers ihn mit neuem Leben und neuem Mut erfüllt hätten. Und „was für ein Patriot ist er!" ruft Göschen aus. „Er der in den Tagen seinen Glanzes Berlin haßte, hängt nun an der Stadt und seinen Fürsten mit seiner Feuerseele."

Iffland starb im Jahre 1814. Eine lange Zeit verging, ehe der Vorrat seiner Werke verkauft war; aber Göschen veröffentlichte doch noch kurz vor seinem eigenen Tode eine neue Ausgabe (1827). Seither sind noch neue Ausgaben erschienen; trotzdem aber droht der Strom der Vergessenheit diesen einst so berühmten Schauspieler und unerschöpflich produktiven Dramaturgen zu verschlingen.

Der zweite berühmte Dichter, dessen Werke Göschen um diese Zeit seinem Verlag hinzufügte, war Klopstock.

Göschens persönliche Beziehungen zu dem Dichter beginnen mit dem Jahre 1795, als der letzere einundsiebzig Jahr alt wurde; aber schon vorher im Jahre 1787 hatte der Ver-

leger von seinem Freunde Bode das Verlagsrecht der bis dahin veröffentlichten und gesammelten Oden käuflich erworben. Acht Jahre später plante Klopstock eine revidierte Ausgabe, einschließlich alles dessen, was er bisher geschrieben, und mehrere Freunde Göschens lenkten seine Aufmerksamkeit auf diesen noch formlosen Plan des Dichters. Gerning, ein Jenenser Literat, schrieb ihm, als er von dem Vorhaben hörte: „Sie sollten der Classicus Aller sein; Sie sind es schon jetzt und werden es noch mehr sein, wenn Sie einmal abgewielandet haben." Archenholz, Klopstocks Nachbar in Hamburg, war erschrocken über die Idee, dieses neue „kolossale Unternehmen" ins Werk setzen zu wollen. Er wies ihn warnend darauf hin, daß der Dichter „hoch hinaus wolle". Er selber (Archenholz) hätte auf Ansuchen Klopstocks an Unger, den Berliner Verleger, geschrieben, aber der letztere habe auf den Vorrat von Oden, der noch bei Göschen liege, hingewiesen und erkläre sich nur dann zum Verlage der Sammlung bereit, wenn er kein Honorar zu zahlen brauche. Niemals habe er den Dichter so gekränkt gesehen. Darnach hatte Klopstock mit dem Verleger Nicolovius wegen der Oden abgeschlossen; jetzt aber, dem Beispiele Wielands folgend, hatte er den Gedanken einer Gesamtausgabe aller seiner Schriften gefaßt.

Es scheint, daß Göschen damals, im April 1795, noch keine entscheidenden Schritte tat; als aber Böttiger im folgenden Sommer (1796) nach einem Besuche bei Klopstock nach Weimar zurückkehrte und berichtete, er habe den Dichter eifrig mit der Revisionsarbeit beschäftigt gefunden, da eröffnete er sofort einen energischen Feldzug, um den Namen Klopstocks auf seinem Kataloge zu behalten. Vom geschäftlichen Standpunkte aus war zwar, wie er an Wieland schrieb, kein großer Gewinn zu erwarten; der Heiligenschein der Verehrung umgab den Dichter noch immer, aber einer Volkstümlichkeit, die einen großen Absatz seiner Werke versprach, konnte er sich nicht rühmen. Dennoch hatte Göschen, angefeuert durch seine typographischen Erfolge und ungeachtet

Fuel pinx. *A. W. Böhm, s.c.*

Titelbild zu Bd. VII. von Klopstocks Werken (*Quart-Ausgabe*, 1798–1809).

seiner vielfachen Verpflichtungen und seiner eigenen Warnungen im Hinblick auf den düsteren politischen Horizont, nichts Besseres zu tun als noch einen Heroen der Literatur mit dem prachtvollsten Gewand zu schmücken, das er bei seiner unerreichten Geschicklichkeit der Herstellung von Prachtausgaben zu verfertigen imstande war! Er hatte die Oden von einer anderen Firma gekauft, aber nun mußte Klopstock selbst in das Verzeichnis berühmter eigener Autoren eingetragen werden, wo schon die Namen Goethes, Schillers, Wielands und Herders glänzten. Klopstock dachte an eine Sammlung seiner Oden; aber das war nur ein geringes Unternehmen. Unger hatte ein Honorar dafür verweigert; es waren umfassendere Pläne, mit denen jetzt Göschen alle andern Verleger überbieten wollte! Denn hatte er nicht Goethes „Gesammelte Werke" veröffentlicht? War es ihm nicht gelungen, alle Werke Wielands zusammenzubringen und sie als Ganzes herauszugeben? Derselbe Dienst und dieselbe Ehrung mußte Klopstock zuteil werden, koste es, was es wolle. So wurde denn das Anerbieten einer vollständigen Sammlung aller Schriften des Dichters gemacht, und zwar sollte diese nicht im gewöhnlichen Format, sondern in einer Quart- und einer Oktavausgabe, ähnlich wie bei Wieland, erscheinen.

Klopstock war über die Idee einer so großartigen prächtig ausgestatteten Sammlung hoch erfreut. Da er aber mit Nicolovius einen Kontrakt wegen der Oden geschlossen hatte, so erforderte es die Billigkeit, diesen von Göschens Vorschlag zu unterrichten. Demgemäß benachrichtigte ihn Klopstock, daß er das erste Anrecht habe, wegen des größeren Unternehmens zu unterhandeln. Dazu aber fehlte es diesem Verleger an Mut. Er zog sich zurück, und Göschen war nun, dank der Kühnheit seines Planes, Herr der Situation. Der Dichter schloß mit ihm einen Vertrag, wonach er für die Summe von 3000 rth alle seine Schriften Göschen zur beliebigen Vervielfältigung überließ. Die Quart- und die Oktavausgabe sollten zu gleicher Zeit erscheinen, und der Dichter machte sich

sofort daran, den Druck und alle übrigen Erfordernisse mit seinem Verleger zu arrangieren. Wie gewöhnlich, stieß man dabei auf allerlei Schwierigkeiten, infolge von Konflikten mit den Rechten anderer Verleger, die im Laufe der Jahre Werke von Klopstock herausgegeben hatten. In diesem Falle aber unternahm es der Autor selbst, etwaige Prozesse auszufechten.

So bald die Vorbereitungen bis zu einem gewissen Grad gediehen waren, ging es hier wie in dem Wielandunternehmen: Dem Dichter wurde die Notwendigkeit eines sofortigen Vorschusses klar. Er war durch den Krieg, dessen Folgen man bis Hamburg gespürt hatte, in Not geraten. Die Preise der Lebensmittel hatten sich verdoppelt, und ohnehin war Hamburg kein billiger Aufenthalt. Es ist dieselbe Geschichte, die wir aus Göschens Briefen an Wieland kennen, als er schrieb, wie die Franzosen alles in der Schweiz verteuert hätten.

Ich besitze eine beträchtliche Anzahl von Briefen Klopstocks an meinen Großvater. Sie sind alle sehr herzlich, enthalten aber nur wenige Anspielungen auf persönliche oder allgemeine Gegenstände. Hauptsächlich sind sie mit Anweisungen betreffs der Titel der Oden, der Druckfehler und der Orthographie sowie mit Belehrungen über die Maße der Silben und Worte angefüllt.

Einige Erläuterungen über die Kupferstiche, in deren Einzelheiten sich der Dichter mit außerordentlicher Weitschweifigkeit erging, sind interessant. Zwei Bände Oden sollten die Serie beginnen, von denen einer mit dem Bilde der „Siona", der andere mit dem der „Teutona" geziert werden sollte. Seine Ideen hierüber setzt Klopstock folgendermaßen auseinander:

„Die überschickte Zeichnung von S. (Siona) mein liebster Hr. Göschen, hat meine Erwartung übertroffen. Ein bedeutendes, schönes, und edles Gesicht, eine gute Stellung und das Harfenspielen, wie es seyn mußte. Nun auch einige Bemerkungen: Das große Gewächs zur linken, so gut es auch

SIONA.

Kupfer zu Klopstocks Oden von Schnorr von Carolsfeld.

TEUTONA.

Kupfer zu Klopstocks Oden von Schnorr von Carolsfeld.

gemacht ist, wünsche ich weg. Sind die Finger der rechten Hand nicht ein wenig, nur ein wenig zu lang? und ist der Daumen der linken nicht zu kurz? Die größere Rose hat etwas ähnliches mit einem Gesicht. Der rechte Fuß scheint mir nach der kleinen Zeh zu ein wenig zu fleischicht zu seyn. Unter S. wollen wir setzen:

Siona beginnt, schon rauscht
Der heilige Hain von dem Harfenlaut."

Dann fährt er mit Bezug auf „Teutona" fort: „Die Vorstellung liegt in diesen Versen:

„Ich sah die Geister um sie her" —

bis

„Die Schläfe sich bekränzt."

„Teutona schwebt (dieß ist der Moment) herab. Sie betrit mit dem einen Fuß nur eben den Boden. Ein ernstes, und so bedeutendes Gesicht als nur ein weibliches gemacht werden kann. Sie wendet es nach den mit Eichenlaub bekränzten Genien, die auf der rechten Seite, und etwas mehr vorwärts als die auf der linken sind. Die auf der linken haben Dolche in der Brust. Ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, daß die Genien keine Liebesgötterchen seyn dürfen. Der Zeichner muß sie glückliche und unglückliche elisische Schatten von Kindern denken. Einen stürzenden Quell dürfen wir nun nicht wieder machen, da wir schon einen auf dem ersten Kupfer haben. Der Hintergrund ein Eichenwald. Einen Kranz wollen wir der Göttin nicht geben. Ein Busch der oben zusammengebundenen Haare senkt sich nach der Stirn zu. Ihr Gewand muß ihr kaum bis auf das Knie gehen und die Arme müßen bis an die Schultern bloß seyn. Unten komt zu stehen:

„Ich sah die Geister um sie her,
Die den Liedern entlockt,
Täuschen ihr Gebild."

Als Göschen das Manuskript des ersten Bandes der Oden erhielt und sie alle ehrfurchtsvoll durchgelesen hatte, schrieb

er an Böttiger, es seien nur wenige Stellen darin, die er dunkel gefunden habe, aber er zweifle, ob alle Leser Klopstocks dasselbe Verständnis haben würden wie der Verleger des Dichters, weil nicht alle Leser sich die Mühe geben würden. Dann erzählt er eine landläufige Anekdote, wie einst der Dichter Bürger Klopstock nach einer Stelle gefragt und zur Antwort erhalten habe: Er wisse sehr wohl, daß sie etwas bedeutet habe, als er sie schrieb, aber was dieses etwas sei, wisse er jetzt selbst nicht mehr. Göschen verteidigt aber schließlich seinen „erhabenen" Autor, indem er sagt: „Diese Anecdote wird von Vielen erzählt, die ihre eigene Trägheit zu beschönigen wünschen indem sie erklären es sei unmöglich den Dichter zu verstehen."

Das Jahr 1796 war von endlosen Erörterungen zwischen dem Verleger und dem Dichter angefüllt, als es sich aber seinem Ende zuneigte, war der Druck tatsächlich im Fortschritt begriffen, und als Klopstock im Januar 1797 die ersten Probebogen erhielt, war er von ihrer Erscheinung ganz entzückt. „Es ist wirklich eine schöne Ausgabe" schrieb er. „Ich zeige die Proben allen, die Augen haben, und prahle damit in Ihrem Namen." Nach einigen weiteren Komplimenten jedoch beklagte er sich über einige kleine Fehler in stark übertriebenen Ausdrücken. Diese Vorwürfe waren ein Vorspiel zu endlosen Klagen rein technischer Art, die den Korrektor Seume zur Verzweiflung brachten. Nach ein paar Tagen jedoch teilte Klopstock Göschen eine weitere angenehme Nachricht mit.

„Der russische Gesandte Alopeus", schrieb er, „war gestern bey mir. Er erzählte mir, daß Sie des Staubes wegen für die einzelnen Arbeiter Zellen machen. Ich brauche zwar keine neue Überzeugung mehr, daß Sie Ihre Kunst sehr lieben; aber es war mir gleichwohl sehr angenehm, jenes zu hören . . ."

Zu Anfang des Jahres 1797 begann Klopstock, der sich selbst einen „Erzunbriefschreiber" nannte (mit einem „neuen ungeheueren Wort für eine ziemlich ungeheure Sache") das

Lästige eines langen Briefwechsels über Kleinigkeiten zu fühlen und wünschte sehr, daß der Verleger ihn in Hamburg besuchen sollte. Frau Klopstock lud ihn im Januar 1797 in folgendem Briefe ein:

„Ich sage Ihnen den herzlichsten Dank, lieber Herr Göschen, für das Geschenk von Ihren Reisen, womit Sie mich so angenehm überrascht haben, ich habe sie mit innigem Vergnügen gelesen, mich an manchen Stellen, die so ganz nach meinem Herzen sind, sehr, sehr erfreut, und den Verfasser noch mehr lieb gewonnen. Auch ist der Wunsch ihn persönlich kennen zu lernen sehr lebhaft bey mir geworden. Sind denn Ihre Geschäfte so dringend, daß Sie nicht auf 14 Tage eine kleine Reise nach Hamburg machen könten? . . . Ich bin gewiß, daß Ihnen die Bekanntschaft des lieben Klopstocks große Freude machen würde, denn gewiß, er ist von seiten seines Herzens so groß, als er es von seiten der Dichtkunst ist, dabey so lebhaft und so heiter, als wäre er einige 20 Jahre. Und so rede ich von Klopstock? Ja, warum nicht, wer kennt ihn denn besser als ich, werde ich nicht jeden Tag von der Wahrheit dessen was ich gesagt habe, überzeugt?"

Man verhandelte damals über den Stich eines Porträts des Dichters. Hierauf bezieht sich Frau Klopstock, wenn sie fortfährt:

„Die Büste von Ohnmacht ist ähnlich und sehr schön gearbeitet, aber sie hat nichts von seiner frohen, heitern Miene, der Künstler hatte nun einmal die Idee, ihm keine lächelnde, sondern ruhige Miene zu geben. So dachte er, müste der Dichter des Messias vorgestellt werden, von diesem Gedanken hat er sich so hinreißen lassen, daß es zu einer leidenden Miene geworden ist. Wäre das aber auch nicht, so muß ich bekennen, ein Kupferstich nach Bildhauerarbeit ist mir ein trauriger Anblick, weil das Wesentlichste in einem Bilde, die Augen, fehlen . . . Klopstock ist unaussprechlich schwer zu treffen . . ."

Kurz darauf kündigte Frau Klopstock an, sie sei sehr froh, denn nun besäße sie ein gutes Bild ihres Mannes von einem guten, wenn auch nicht großen Maler.

Ein interessanter in Klopstocks Haus zu Hamburg am 7. Dez. 1797 geschriebener Brief J. L. W. Meyers enthält unter anderem eine abweichende Beurteilung eines nach Ohnmachts Büste angefertigten Porträts.

„Sie übertreffen sich selbst", schreibt dieser. „Ich habe bey meiner hiesigen Anwesenheit in dem Hause unseres Klopstock, die Probebogen Ihrer Ausgabe seiner Gedichte gesehen. Mir bleibt kein Wunsch übrig, der Schnitt der Buchstaben scheint mir vollkommen, die Schwärze bodonisch, der Abstand der Zeilen dem Auge ebenso angenehm als festlich. Das werden Ihnen aber vollgültigere Richter sagen als ich bin; und Sie können wohl bessere Stimmen darüber hören als die meinige . . .

Allerdings genügen Sie einem gerechten Anspruch des Publikums, indem Sie ihm zu Klopstocks Werken auch Klopstocks Bildniß geben. Dazu bieten sich Ihnen zwei Vorbilder dar, das Porträt von Just gemahlt und eine Büste von Ohnmacht. Das Porträt ist so vortrefflich, daß ich es für eine von Graffs besten Arbeiten hielt. Die Büste darf sich neben den Arbeiten sehen lassen, die das Ideal des Homer auf die Nachwelt brachten. Welches von beiden wollen Sie für Ihre Ausgabe wählen? . . ."

Meyer schließt, indem er Göschen empfiehlt, beide Vorbilder zu benutzen. „O Göschen", ruft er aus, „bewahre Deine Leser, Käufer und Bewunderer vor den Qualen des Tantalus! Gieb uns Klopstock den Menschen und Klopstock den Dichter; laß die Künstler, die unter Deiner Anleitung arbeiten uns zwey Platten liefern, deren eine uns an das beste Porträt der neuern Kunst, die andere an den schönsten Kopf des Alterthums erinnert . . ."

Klopstock selbst folgte dem Beispiel seiner Frau und lud Göschen dringend zu sich ein. Er wollte Göschen gerne

kennen lernen, „denn wer Sie kennt, der liebt Sie . .“ Er — Göschen — solle in sein Gartenhaus kommen, denn es sei dort Gebrauch, gute Freunde nach seinem Garten einzuladen, und zwar wenigstens auf einen Tag und eine Nacht.

Aber aus dem Besuche wurde nichts. Der Verleger war zu sehr mit Arbeit überhäuft. So mußten denn notgedrungen neue Briefe geschrieben werden. Die Korrespondenz drehte sich jetzt meistens um Druckfehler. Klopstock war entsetzt, von Jacobi zu hören, er habe in Wielands „Oberon“ Druckfehler gefunden. Er machte dem Verleger einen Vorschlag nach dem andern betreffs der Revision der Probebögen. Könnte nicht Leipzigs berühmter Gelehrter, Professor Clodius, zum Haupt und Oberfalkner gemacht werden, um auf die Druckfehler niederzustoßen? Vier Augen seien besser als zwei. Was könne Göschen vorschlagen? Er müsse wirklich Mitleid mit dem Dichter haben. Ein von Klopstock eingesandtes Beispiel von Druckfehlern ist sicherlich erstaunlich.

„Folgende Worte sind so im Text gedruckt: In der Ode Nantes: Avignons, Loare. Cordai kommt mehr als einmal vor und ist gedruckt Korda; nicht Toulons sondern Tulongs. In der Ode: ‚Das Neue‘: Mirabo, Roshefuko, La Fajet.“

Im Jahre vorher hatte Göschen Seume als Korrektor angenommen. Einige Mitteilungen über diesen eigenartigen Mann und seine wunderbaren Abenteuer wird man weiter unten finden. Ausgestattet mit lebhaftem Witz und nicht geringem Stolz, hatte er auf die ihm gemachten Vorwürfe allerlei zu antworten, obschon er, wie er selber zugab, zum Korrektor nicht geeignet war. „Einige Fehler mögen mea incuria oder incuria des Setzers geblieben sein“, schrieb er. „Andere stehen gewiß in dem Manuskript . . .“ „Wenn Klopstock nicht etwas eigen wäre, so wäre es nicht nötig, dies Blatt umzudrucken . . . Wer keine solche Verse lesen kann, der wird sie durch die Bezeichnung einzelner Silben schwerlich lesen lernen . . . Doch jeder giebt Gesetze in seinem Reich.“

Viele von Klopstocks Ausstellungen bestritt Seume; endlich jedoch kommt er zu dem Resultat: „chacun a son gout".

Trotzdem erneute der Dichter seine Angriffe immer wieder. Er meinte, fernere Vorsichtsmaßregeln müßten getroffen werden, worauf Göschen vorschlug, die Schüler der Fürstenschule zu Grimma sollten die Probebögen einer schließlichen Durchsicht unterziehen. Klopstock stimmte diesem Vorschlag auf das wärmste bei, empfahl aber dem Verleger, Didots Vorrede zu seinem Virgil betreffs der Druckfehler Bodonis mit gebührender Aufmerksamkeit zu lesen.

Am Ende wurden des Dichters Briefe ruhiger; nur hie und da wurde ein zufälliger Druckfehler angemerkt. Im übrigen sei die Ausgabe jetzt fehlerlos und prächtig. Von allen ihm gemachten Komplimenten sei das der Prinzessin von Thurn und Taxis das beredteste und enthusiastischeste. Er schrieb es für meinen Großvater ab. Es lautete:

„Im Lichtgewande erschien mir eine Verklärte, und ist mir seitdem immer zur Seite. Ich kannte sie längst, und Wonne war sie mir, wenn sie in irdischer Hülle vor mich trat. Umflossen von der himmlischen entzückt sie mich noch mehr. Dies kann doch schwerlich auf die Rechnung meiner Sinnlichkeit geschrieben werden. Oden eines Dichterlings in der Pracht erscheinen zu sehen, in welcher K. nun vor mir liegen, würde mir ein unerträglicher Anblick seyn."

Die Quartausgabe war in der Tat eine Prachtleistung der Typographie. Aber wie stellte sich nun das finanzielle Resultat dieses großen Unternehmens? Die erste und Hauptlieferung der Sammlung bestand aus sechs Bänden: zwei Bände Oden, die im Jahre 1798 vollendet wurden, und vier im Jahre 1799 vollendete Bände, die den Messias umfaßten. Wie bei Wieland, so hier wurden vier Ausgaben gedruckt: die große Quartausgabe zum Preise von 47 Talern, die große Oktavausgabe auf Velinpapier zu 10 Talern, auf Schreibpapier zu 7 Talern und auf Druckpapier zu 5 Talern.

Der teuere Preis der beiden schöneren Ausgaben setzte natürlich dem Verkauf enge Grenzen; und keine Pränumerantenliste stellte den Verleger gegen Verlust sicher. Dazu kam, daß sich die Weltlage immer düsterer gestaltet hatte. Anfang des Jahres 1798 hatte sich Göschen an seinen Freund F. A. Müller*) in Wien gewandt mit der Bitte, Unterschriften für die „Oden" zu sammeln. Dieser beklagte in seiner Antwort, daß er mit den „Großen" und mit den vornehmen Kreisen in keiner Weise bekannt sei. Außerdem sei es gänzlich aussichtlos, sich an diese zu wenden.

„Unsere großen und vornehmen Schwelger sind keine Medicäer. Nicht ein Mahl (!) die Eitelkeit, ihren Nahmen als Beförderer der Künste und Wissenschaften, rühmlich genannt, oder wohl gar gedruckt zu sehen, scheint sie zu beseelen . . . Bey Klopstocks Werken hat die Sache noch ihre eigenen Schwierigkeiten. Wielands gefällige, lächelnde, oft lose Kinder des Witzes und der Laune, passen zu der Stimmung und Ideen dieser Sybariten und lassen sich vor oder nach einem copiösen Mahl oder — Stell-dich-ein ganz behaglich auf dem Ruhebett lesen und fassen. Aber der ernste, feierliche, erhabene Klopstock, der göttliche Sänger himmlischer Dinge, der kurze, kraftvolle, oft räthselhafte Odendichter will in einer Stimmung, in einer Lage und mit einer Aufmerksamkeit gelesen und studiert seyn, von der die mehrsten kleinen Großen, wie unser Alxinger sie nannte, gar keine Idee haben . . ."

Müller setzte ferner auseinander, daß Ausgaben von Klopstocks Werken von Nachdruckern veröffentlicht seien und sich in den Händen der meisten, die einen solchen Dichter lesen wollten oder könnten, befänden.**)

Aber nicht nur in Wien waren die Umstände einem zufriedenstellenden Absatz der Klopstockischen Werke ungünstig. Göschen fand es beinahe unmöglich, die teure Ausgabe irgendwo zu verkaufen. Zwar hegten die Freunde des Dichters hohe

*) Siehe Kapitel XVI, S. 349.

**) Handschriftlich.

Erwartungen, aber das tatsächliche Resultat strafte sie Lügen, wie dies auch aus folgendem Ereignis klar wird.

Ein Franzose, Namens Basset, „ein höflicher und gebildeter Herr", wie mein Großvater ihn nannte, kam von Hamburg nach Leipzig mit einem Empfehlungsschreiben von dem Dichter, der zugleich sein Freund war, und warf die Frage auf, ob Göschen nicht etwas mehr für Klopstock, das Honorar betreffend, tun könne, als er nach dem Kontrakte zu geben verpflichtet war. Wie man sich erinnern wird, belief sich das Honorar auf 3000 Taler. Dabei sprach er die Überzeugung aus, Klopstocks Werke würden in Deutschland dieselbe Verbreitung finden, wie die Rousseaus in Frankreich, wo in Paris allein am Tage des Erscheinens sechstausend Exemplare abgesetzt seien. Der Leipziger Verleger entgegnete, die Verhältnisse in Deutschland seien durchaus verschieden, und er bewies seinem Besucher aus seinen Büchern, daß er nur dreißig Exemplare der Quartausgabe verkauft habe. Weder der Absatz der Bücher noch Göschens eigene Lage rechtfertigten eine Änderung der kontraktlichen Bestimmungen.

Bis dahin waren nur die „Oden" und der „Messias" veröffentlicht, wofür dem Dichter 2000 Taler ausbezahlt wurden. Klopstock, der durch seine mikroskopischen Verbesserungen in früheren Zeiten den Verleger hatte warten lassen, wie wir aus des letzteren brieflichen Klagen Böttiger gegenüber wissen, war jetzt im Jahre 1800 begierig, seine Tragödien, seinen „Barditen" und seine Prosaschriften so schnell wie möglich folgen zu lassen, aber die politische und die kommerzielle Lage waren so entmutigend, daß der Verleger nun seinerseits mit der Veröffentlichung zögerte. Noch ehe die übrigen Bände erschienen waren, starb Klopstock im Jahre 1803. Seine Witwe und seine Freunde nahmen die Fortsetzung der gesammelten Werke in die Hand, beanspruchten Verzinsung der letzten Teilsumme von 1000 Talern, die nach Ausgabe der übrigen Schriften fällig wurde, und außerdem eine weitere Entschädigung unter dem eigentümlichen Vor-

wande, daß Göschen aus dem Unternehmen bis dahin großen Gewinn gezogen habe.

Professor Ebeling*), der in Vertretung der Frau Klopstocks schrieb, schlug eine neue Ausgabe vor, für die Göschen natürlich eine angemessene Summe bezahlen würde; worauf der letztere mit nicht geringem Unwillen antwortete, es sei ein Irrtum zu glauben, sein Gewinn sei groß gewesen. Ohne sich rühmen zu wollen, wies er darauf hin, daß er das Werk nicht um des persönlichen Vorteils willen, sondern um der deutschen Literatur einen großen Dienst zu leisten, unternommen habe. Die Quartausgabe habe ihn 10 000 Taler gekostet. Er wiederholte, was er dem Franzosen von dem Absatz dieser Ausgabe im ersten Jahre erzählt habe. Seitdem habe er im Durchschnitt nur sechs Exemplare im Jahre verkauft, im letztvergangenen Jahre sogar nur ein einziges. Es sei deshalb Unsinn, an eine neue Auflage zu denken. Außerdem habe er sich das Recht, alle zukünftigen Ausgaben zu veröffentlichen, durch Kauf erworben und fühle sich deshalb durchaus nicht verpflichtet, ein neues Honorar zu zahlen. Schließlich wurde ein Vergleich geschlossen: Göschen zahlte weitere 500 Taler für einige Schriften, die seit dem Vertrage von 1795 abgefaßt worden worden. Es muß für ihn in der Tat eine Genugtuung und ein Trost gewesen sein, als die Witwe, nach seinem unerfreulichen Briefwechsel mit ihren Vertretern, einem Freunde die für ihn angenehme Botschaft anvertraute: „Göschen tut jetzt mehr als ich erwartete. Ich freue mich, daß ich wieder in den Händen eines so rechtlich denkenden Mannes bin."

Dieser hielt allerdings das abgeschlossene Geschäft nicht für ein vorteilhaftes. Er hatte lediglich um des lieben Friedens willen so gehandelt. Böttiger hoffte zwar, daß die in der Fortsetzung der Sammlung erscheinenden Tragödien den Absatz steigern würden, aber Göschen wußte es besser.

*) A. D. Ebeling, Professor am akademischen Gymnasium in Hamburg und Stadtbibliothekar (1741—1817).

Hatte er doch von „Adams Tod", den er von Bode erworben hatte, nicht ein einziges Exemplar verkauft!

Die Veröffentlichung der sechs noch übrigen Bände begann im Jahre 1804. Von der Oktavausgabe wurden 1806 fünf Bände herausgegeben. Dann gebot der Krieg, der so viele andere zugrunde richtete, auch diesem Unternehmen Halt. Der zwölfte und letzte Band erschien erst 1817. Von der Prachtausgabe in Quart erschien außer den ursprünglichen sechs Bänden nur ein neuer im Jahre 1809. Der Absatz dieses kostspieligen Buches berechtigte zu keiner weiteren Ausgabe.

Wir werden jedoch im Verlauf sehen, daß sich Göschen in seinem Wunsch, Klopstocks Werke zu verbreiten, durch das verhältnismäßig ungünstige kaufmännische Resultat nicht irre machen ließ, daß vielmehr sein schlummernder Enthusiasmus für seinen einstigen berühmten Autoren in den letzten Jahren seines Lebens wieder erwachte.

J. J. Audubon.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein origineller Korrektor.

1796—1802.

Selten wohl hat ein Verleger über die Dienste eines so merkwürdigen Korrektors verfügt als Seume es war. Dichter und Humorist, Gelehrter und Philosoph; ein ruheloser Wanderer und doch ein Mann von geduldigem Fleiß; ein Skeptiker und ein Cyniker, und doch ein Mann von erhabenen Idealen, der in seinem Leben einen hohen Maßstab der Wahrheit und der Ehre zu verwirklichen strebte; der Held der wunderbarsten Abenteuer und Erlebnisse in den verschiedensten Ländern: so rief er bei seinen Zeitgenossen durch seinen ebenso originellen wie edlen Charakter einen tiefen Eindruck hervor.

Seume wurde als Kind armer Bauern im Jahre 1763 in dem unweit Leipzigs gelegenen Dörfchen Posern geboren. Er erzählt uns, daß sein Vater an der Krankheit gelitten habe, niemals eine Ungerechtigkeit ansehen zu können, ohne sie mit Zorn und Bitterkeit zu denunzieren. Diese Krankheit hatte sich auf Seume vererbt. Des Knaben Erziehung begann in Dorfschulen; endlich jedoch wurde er durch die Freigebigkeit des Grafen Hohenthal auf die Nicolaischule in Leipzig und später auf die dortige Universität gesandt. Dort legte er allen seinen Vorgesetzten gegenüber eine Art respektvollen Trotz an den Tag und offenbarte schon in jenem frühen Alter viel von der Exzentrizität, die sich bei ihm im spätern Leben so stark entwickeln sollte. Die alten Klassiker entzückten ihn schon als Knabe, und zwar nicht durch ihre Sprache oder ihre Form; es war der Geist der Alten, den

er verehrte. Dieser Vorliebe für die Klassiker verdankte er, wie wir sehen werden, außerordentlich viel im Laufe seines an Abenteuern reichen Lebens. Auf der Universität kam er bald in den Ruf eines Ketzers und eines Zweiflers, obwohl er uns versichert, er sei im Geiste wahrhaft fromm gewesen. Was er verabscheute, waren Tyrannei in geistlichen Dingen und die leeren Formen der Religion. Beunruhigt im Geist durch innere Kämpfe und durch die Schwierigkeit, seine eigenen Meinungen mit einer Denkweise in Einklang zu bringen, wie sie seinen Gönner, dem er seine Existenzmittel verdankte, befriedigen möchte, verließ er die Universität heimlich, mit der Absicht, zu Fuß nach Paris zu wandern und zu erwarten, was das Geschick ihm dort aufbewahrt habe. Er hatte neun Taler in der Tasche, einen Degen an der Seite, ein paar Hemden am Leibe und ein paar alte Klassiker in der Tasche.

Am dritten Abend fiel er den Werbern des Landgrafen zu Hessen-Kassel in die Hände, der damals einen großen Handel mit Menschenfleisch betrieb und Soldaten an die Engländer zu ihrem Kriege in Nordamerika verkaufte. Diese schleppten ihn zuerst nach Kassel und von da in die Neue Welt.

Seumes „Mein Leben“ *) enthält einen sehr humoristischen Bericht über sein Abenteuer als hessischer Rekrut. Unter seinen Kameraden befanden sich, wie er erzählt, ein Sohn der Musen aus Jena, ein bankerotter Kaufmann aus Wien, ein entlassener Postgehülfe aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Beamter aus Meiningen, ein preußischer Husarendeserteur usw.; der Mönch aber war der schlimmste von der ganzen bunten Gesellschaft. Mehrere Fluchtversuche schlugen fehl, bis die Rekruten, 1500 an der Zahl, unter dem Befehl des Oberst Hatzfeld zuletzt Bremen erreichten, wo englische Schiffe sie aufnahmen. Einige Jahre später bricht der Dichter mitten in einem Briefe an Göschen über gewöhnliche Gegen-

*) Dies bekannte Buch erschien mit Nachträgen von Göschen und Clodius im Jahre 1813.

ſtände plötzlich ab, um in Knüttelverſen die elende und doch halb komiſche Lage zu beſchreiben, in der er, das „arme Kerlchen“ und ſeine Kameraden ſich befanden, als ſie die Weſer hinabfuhren. Da ſagt er unter anderem:

„So weiß ich, ich lag / einſt bei Vegeſack / im Schiffe und fror / erbärmlich um's Ohr, / und zitterte baß / als wäre im Spaß / mir Magen und St . . / geworden zu Eis. / Der Nordwind fuhr kraus / mit dumpfem Gebraus / durchs ſegelnde Haus, / als wollt er von Bremen / mit gräßlichem Schritt / de facto es mit / nach Doggerbank nehmen. / Das war eine Noth / wir hatten kein Brot, / und froren wie Hunde / und fluchten die Runde, / daß ob dem Geſchrey / der Kraftlitaney / ganz Stadeln und Wurſten, / wo laut den Berichten / in Voſſens Gedichten, / die Leute nicht durſten, / und 's Budgauerland / und alles am Strand / der Weſer hinunter / auf Schildwache ſtand, / als bunter und bunter / der ſchöne Geſang / am Ufer erklang, / voll Warten der Dinge / und ob nicht etwa / dem Brummbaßpapa / die Saite zerſpringe. / Nun alſo ich fror / erbärmlich und ſchwor / wie dies auch natürlich, / dumpf halb unwillkührlich / dem Teufel ein Ohr / ab, und faſt verlor / vor Hunger und Froſt / ich endlich den Troſt. / . . .

Gar kümmerlich ſchlich / der Oberſte ſich / obgleich nicht zum beſten / die Leute zu tröſten / von Schiffe zu Schiff / parlierte und griff / ſehr weis und bedächtig / die Mannſchaft gar mächtig / beym Ehrgefühl an. / Er habe gethan / in allen Geſchäften / nach möglichen Kräften; / wir möchten nur heute / als rüſtige Leute / mit hungrigem Magen / uns tapfer vertragen, / er wolle uns morgen / ſchon reichlich verſorgen. /

Nun ſtellen Sie Sich / ein Kerlchen wie mich / vor, wie ich dort war / im achtzehnten Jahr, / das voll Appetit / nur Mahlzeiten ſieht / und's Maulwerk ſchon zieht, / wenn über dem Kochloch / der Keſſel nur glüht / und der ſchon den Speck roch / eh man ihn noch ſchnitt. / Gar jämmerlich ſaß / ich einſam und las / in Kummer und Nöthen / den Hunger zu tödten / mit kläglicher Fratze / Taſchenhoraze / zum leeren Gericht / mein

Lieblingsgedicht: „Angustam amici pauperiem pati“: allein das Zittern / ließ darum nicht nach / mich baß zu erschüttern / und Stomachus sprach / mit lautem Gebelle / noch immer ganz grelle. / Deß ward ich denn ganz, / als ginge der Tanz / nun gerade zur Hölle, / barsch, knurrig und wurmig, / und rund um mich her / ward's dunkel und schwer / und überall sturmig: / Drob wälzt ich mich so, / als hätte mich Charon / schon übergefahren, / auf einem Bund Stroh / und kratzte in den Haaren, / und als ich so kratzte / wie wurd ich so froh, / als ich in dem Stroh / was Hartes betatzte: / ich fand jubilo! / im mausigen Stroh / ein herrliches Päckel / von Kraftpumpernickel. / Gleich schmolz mir das Eis, / das Blut ward mir heiß; / ich dankte Penia*) / mit viel Sympathia: / mehr war mir der Fund / als Vater Loths Schmerlen, / mehr als aus dem Grund / des Ozeans Perlen. / Rasch hob ich den Zahn / und fing con amore / das Müllerwerk an, / und kehrte vom Thore / des grämlichen Styx / erheiterten Blicks / neu aufgelebt fix / zum irdischen Glücke / — zurücke / . . .

Weg war der Verdruß / aus Kopf und aus Fuß / verjaget die Wanzen / aus Magen und Hirn; / mit heiterer Stirn / legt ich auf den Ranzen / mich wieder und schlief / bis morgens das Schimmel gespann an dem Himmel, / Herr Phöbus, mich rief, / und längs an dem Ufer / viel Dutzende Rufer / die schönste Musik / von Bach und von Gluck, / dem langen Verlangen: / das Brot kommt! ausfangen! / . . .

Apoll und die Musen, / was hab ich geschmiert! / Fast zu den Tonguesen / hab ich mich verirrt. / Wie unsre elenden / Romanescribenten, / mit Geistern und Hexen / die Seiten beklexen, / bey Noah anfangen / und endlich in Zirkeln / mit mancherley Schnirkeln / zum Ziele gelangen. . . .

Sed jam sileamus / et finem ponamus, / facetiis nostris, / ex altis pro rostris. / Nam est mihi spes, / jam melius res, / et melius facta, / jam erit peracta, / et convaluisti / ut

*) Die Göttin der Armut.

prius, fuisti. / Has literas, nisi / ut testes sint, misi /, quam ego sim totus / Tibique devotus, et animo vero / recteque sincero / de tua salute / non minus ac Tu te / -metipsum curares, / solicitus usque / ut alius nusque / inter familiares. Sed age ignoscas / his jocis nec poscas / sapientiae plus / quam fuit intus.

Nunc mihi saluta, / secundum statuta, / quos videlicet / fas est ac libet / incipiens de more, / a cara uxore ad parvum Henricum / sodalem amicum / et parvam Henricam, / loquacem ut picam / . . . Ad finem precamur / si diis amamur, / hoc optimum tale, / fac valide, vale!

Quis dies et quotus / non mihi est notus, / nam ceciderunt apud me fasti in profundum.

Seume, alias
Quintus Fabius Cunctator."

Auf dem englischen Transportschiff waren die Leiden der armen Soldaten nicht geringer. Die Rekruten waren eng aufeinander gepackt, und die Rationen waren erbärmlich. Seume gibt uns eine humoristische Beschreibung davon; in der Tat ging es ihm besser als den andern. „Die Musen nahmen sich ihres Schülers an," so schreibt er. Einmal saß er auf Deck und las Horaz, als ein dicker Wachtmeister herankam und ihn in roher Weise von seinem Sitze stoßen wollte. In dem Augenblick aber erschien der Kapitän, sah ins Buch und befahl ihm zu bleiben, wo er sei. Eine Unterhaltung entspann sich. Seume erzählt einen Teil davon auf Englisch:

„You read Latin, my boy?" „Yes, Sir". „And you understand it?" I believe I do. „Very well; it is a very good diversion in the situation you are in." „So I find, Sir, indeed, a great consolation".*)

*) „Du liest Lateinisch, mein Junge?" „Ja, Herr Kapitän." „Und Du verstehst es?" „Ich glaube ja." „Schön, schön; es ist ein guter Zeitvertreib in Deiner gegenwärtigen Lage." „Ja, gewiß, Kapitän, es ist mir in der Tat ein großer Trost."

Der Kapitän war ein menschenfreundlicher und mitfühlender Mann; er nahm Seume in seine Kajüte, zeigte ihm seine Bibliothek, die aus guten englischen Büchern und einigen alten Klassikern bestand, und versprach dem „armen Kerlchen", sie ihm zu leihen. So wurden dem gelehrten Rekruten die Langeweile und die Leiden der Seefahrt wesentlich erleichtert.

In Nordamerika angelangt, bezogen die hessischen Soldaten ein Lager in der Nähe von Halifax, wo sie, in strenger Winterkälte fast zugrunde gehend und nur mit Mühe ernährt, dazu ohne die wohltuende Erregung eines, wenn auch noch so geringfügigen Scharmützels mit dem Feinde, ein fürchterlich niederdrückendes Leben führten. Aber auch hier lächelte Seume, der inzwischen Korporal geworden war, das Glück. Er schloß nämlich Freundschaft mit einigen Offizieren, und ein paar witzige Verse lenkten die Aufmerksamkeit eines derselben, des Freiherrn von Münchhausen, auf ihn. Er wurde Seumes treuergebener Freund. Inzwischen blieben aber die militärischen Pflichten schwer und widerstrebten ihm aufs höchste. Als nun gar der Oberst Hatzfeld ihn als Schreiber an seinem Pulte mit Arbeit überhäufte, da empörte sich sein angeborener, rebellischer Sinn und bereitete ihm ernstliche Unannehmlichkeiten. Schließlich faßte er den Plan zu fliehen und sich den Republikanern anzuschließen. Waren sie doch den Alten ähnlicher! Aber die Nachricht von dem Friedensschluß machte seine Flucht bei dieser Gelegenheit unnötig.

Nun wurde die Rückreise angetreten.

Kaum aber hatte das Transportschiff mit den gepreßten hessischen Soldaten an Bord sich dem Vaterlande genähert, so erwachte auch schon der brennende Wunsch, dem unerträglichen militärischen Zwangsdienste zu entgehen, von neuem in Seumes Brust. Das Regiment stand noch immer unter Kriegsrecht, und er fürchtete, man möchte ihn nebst den andern an die Preußen verkaufen. So machte er denn einen Fluchtversuch, geriet dabei aber von der Scylla in die Charybdis.

Er wurde wirklich von den Preußen als hessischer Deserteur ergriffen, als Gefangener nach Emden gebracht und gezwungen, als gemeiner Soldat Dienste zu tun.

Ein zweiter Fluchtversuch hätte ihn leicht in eine verzweifelte Lage bringen können, aber noch einmal retteten ihn die Musen! Es ist eine reizende Geschichte. Nachdem er wieder aufgegriffen war, wurde er ins Wachtzimmer gesperrt. Hier schrieb er einen lateinischen Vers an die Tür. Der Offizier fragte, wer das geschrieben hätte? „Wahrscheinlich der kleine, schwarze Deserteur" lautete die Antwort. (Seume war außerordentlich dunkel.) Die Untersuchung begann mit einem Wortwechsel über den Hexameter, den der Hauptmann für fehlerhaft erklärte, und den der Gefangene mit großer Energie verteidigte. Endlich zog dieser in der Hitze des Streites seinen Virgil aus der Tasche und bewies, daß der fragliche Vers von Virgil selber geschrieben sei. Dies Ereignis interessierte die Offiziere, und man machte viel aus Seume. Nach einem zweiten mißglückten Fluchtversuch jedoch wurde der Leser des Virgil zur entehrenden Rutenstrafe verurteilt. Nur seine Beliebtheit bei den Offizieren und namentlich bei deren Kindern rettete ihn vor der Schande. Mit Rücksicht auf Seumes Talente und gute Aufführung verwandelte der Oberst die Strafe in 6wöchentliches Gefängnis bei Wasser und Brot.

Endlich erhielt Seume seine Freiheit, wenn auch auf anderem Wege. Ein Emdener Bürger fragte ihn einmal, warum er keinen Urlaub nachsuche. Seume antwortete, er würde ihn doch nicht erhalten; worauf sein Freund erwiderte: „Sie werden ihn erhalten, wenn Sie Kaution stellen." Als nun Seume gestand, es sei ihm dies unmöglich, weil er kein Geld habe, stellte ihm sein Wohltäter 80 Taler zur Verfügung unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß er seine Kaution verlieren werde, da Seume nicht wiederzukommen beabsichtigte.

So kehrte denn der einstige Gefangene nach Sachsen zurück, fest entschlossen, wie wir nicht zu sagen brauchen, die 80 Taler

abzubezahlen. Dies ermöglichte er durch den Ertrag seiner bei Göschen im Jahre 1788 veröffentlichten Übersetzung der englischen Novelle „Honoria Warren". Göschen war durch Weißes, des bekannten „Kinderfreundes", Vermittelung zu Seume in Beziehungen getreten, die sehr bald den Charakter warmer Freundschaft annahmen.

Nach der langen Unterbrechung seiner Studien beschäftigte sich nun Seume aufs eifrigste mit der Literatur und den Naturwissenschaften, promovierte als Doktor der Philosophie und gab Unterricht in den neuern Sprachen. Nach einiger Zeit erhielt er eine Stelle als Hauslehrer bei dem Sohne des Grafen Igelström, und später die eines Sekretärs bei dem Bruder des Grafen, einem General und Diplomaten in russischen Diensten. Mit ihm reiste er im Jahre 1793 nach Warschau, wurde zum Offizier bei den Petersburger Grenadieren ernannt, um die Epauletten tragen zu können, und erwarb sich mit der geheimen Anziehungskraft seines rauhen aber fesselnden Charakters, die sich schon vorher bei britischen, hessischen und preußischen Offizieren bewährt hatte, bald das unbegrenzte Vertrauen seines Vorgesetzten. Es war ein wunderliches Paar: der alte sybaritische Höfling und Gesandte und sein absolut vorurteilsfreier, spartanischer Sekretär! Aber Seumes Kenntnis des Französischen und Deutschen machten ihn ihm mitten unter seiner unwissenden russischen Umgebung unersetzlich. Alle wichtigen diplomatischen Aktenstücke in der kritischen Zeit, die auf die Teilung Polens folgte, mußten von ihm für die Kaiserin Katharina zurecht gemacht werden, wie er denn auch den Briefwechsel mit Potozki, Möllendorf und anderen russischen und preußischen Generälen besorgen mußte.

Trotz dieser wichtigen Pflichten jedoch fand er Zeit zu literarischen Arbeiten und schickte meinem Großvater einige seiner patriotischen Ergüsse in einem interessanten aus Warschau datierten Briefe vom 12. März 1794:*)

*) Handschriftlich.

„Billig wundern Sie sich", schreibt er, „über die Erscheinung dieses Briefes; und ich habe Ursache, Sie wegen meiner Freiheit um Verzeihung zu bitten.

Zweimahl, als ich das vorige mahl in Leipzig war, habe ich Sie in Ihrer Wohnung und Ihrer Offizin aufgesucht, aber nicht gefunden; und ich nahm mir damals schon vor, Ihnen zu schreiben.

Die Ursache ist sehr eigennützig, aber sehr natürlich; und ich hoffe durch meinen Eigennutz anderen keinen Eintrag zu thun. Auf lange Zeit, vielleicht auf immer, bin ich nun für mein Vaterland gestorben. Der Verlust ist für dasselbe nicht groß, wohl aber für mich. Wer wünscht nicht noch in dem Zirkel seiner Freunde fortzuleben, wenn ihn schon die Sichel des Todes in die Ewigkeit hinüber gemäht hat! Ich kenne Niemand, der mich dort besser am Leben erhalten könnte als Sie.

Ohne eben sehr eitel zu seyn, glaube ich doch, daß meine patriotischen Kleinigkeiten für Liebhaber einiges Interesse haben könnten, worinne mich mancher schon vielleicht etwas zu freundlich bestärkt hat. Da ich nunmehr nicht mehr nöthig habe, um das tägliche Brot zu spekuliren, so kann ich meiner alten Erbsünde nun desto mehr ein wenig nachhängen. Sie wissen, daß ich um Gelehrsamkeit mich sehr bekümmere. Für mein Fach habe ich mancher Seits schon zu viel, wenigstens nach hiesiger Denkungsart, und ich will nur im Kriegsfache noch ein wenig komplettiren; dann will ich ein Dummkopf seyn, wenn ich einen Buchstaben über mein Vergnügen studire.

Ihrer Güte überschicke ich hier einige Arbeiten, die Sie vielleicht meinen Landsleuten aus Ihrer Firma mittheilen können; ich mache Sie zu meinem Patron! Ich würde Schillern selbst geschrieben haben; man sagt mir aber, daß er Jena verlassen hat, und ich weiß nicht, wo er jetzt ist. Möge der Himmel noch lange unserm Vaterlande einen Mann erhalten, der sein Ruhm ist. Vorgestern gab man hier seine „Räuber" und die Affiche sagte, sie seyen umgearbeitet. Mir that schon

die Seele weh, da dergleichen Umarbeitungen gewöhnlich Kastrationen sind; aber diese war ganz säuberlich. Nur einige wenige Ausdrücke waren geändert, die man als Personalitäten auf Höflinge und Prelaten hätte auslegen können. Freilich besser ohne Änderung; aber wenn es ja seyn muß, nur keine Blumischen.

Jetzt sind wir noch in Warschau, und wenn Sie mir ja einige Zeilen schreiben wollen, so ist meine Adresse: Lieut. au régiment de St. Petersbourg Grénadiers, bey dem Generalstabe. Weis der Himmel ob wir im folgenden Sommer in der Krim oder am Kaukasus sind. Ich folge dem Schicksale ganz ruhig. Arbeit jeder Art, wenn es auch Krieg mit den wildesten Horden wäre, ist mir Labsal; denn ein Vegetationsleben ohne Beschäftigung ist mir Qual. Man kommt in Gefahr zu denken, und das Denken taugt den Teufel nichts, an der Seine ebenso wenig als am schwarzen Meere. Empfehlen Sie mich dem guten Hauptmann Blankenburg; ich würde vielleicht einige Bemerkungen über unser Militär schicken für sein Archiv; aber ich fürchte, ich möchte mir weit mehr Nachtheil als ihm Vortheil damit schaffen.

Ich bin mit wahrer Hochachtung und Ergebenheit

Ew. Hochedl.

gehorsamer Diener

Seume."

Wenn auch nicht in „der Krim oder im Kaukasus", so sollte der Schreiber, der unter einem unglücklichen Stern geboren war, doch noch eine Reihe von schrecklichen Erlebnissen ganz in der Nähe durchmachen. Er war Augenzeuge der blutigen Szenen, die sich in Warschau abspielten, als die Empörung von viertausend polnischen Soldaten den Aufstand der gesamten Bevölkerung zur Folge gehabt hatte. General Igelströhm hatte die größte Not, sich mit etwa vierhundert Mann durchzuschlagen, und Seume, der aus charakteristischer Menschen-

freundlichkeit umgekehrt war, um sich eines verwundeten Freundes anzunehmen, wurde zurückgelassen. Zwei Tage und Nächte, fast ohne Nahrung, mußte er sich verstecken. Dann wanderte er von Ort zu Ort; aber niemand wollte ihn aufnehmen; Teile seiner russischen Uniform, die er nicht hatte wegwerfen können, brachten ihn in Lebensgefahr. Endlich gelang es ihm, eine Gruppe von Offizieren zu erreichen, denen er sich ergab. Seine Kenntnis des Französischen kam ihm zustatten, und er wurde freundlich behandelt. Zuletzt erschien General Suwarow, nahm die Stadt ein und setzte die russischen Gefangenen, unter ihnen Seume, frei.

Der letztere kam bald darauf in ehrenvoller Stellung nach Sachsen. Er mußte nämlich auf Befehl der Kaiserin Katharina einen verwundeten, jungen, russischen Offizier nach Leipzig begleiten, wo dieser bei einem berühmten Arzte Heilung suchte. Natürlich waren Seumes Freunde sehr angenehm überrascht, den Totgeglaubten wieder in ihrer Mitte zu sehen. Kurz nachher aber verlor dieser infolge des Todes der Kaiserin seine Stellung in der russischen Armee und war wiederum, völlig mittellos, auf seine eigene Kraft angewiesen.

Gezwungen, sich nach einer anderen Beschäftigung umzusehen, nahm er die undankbare Arbeit des Unterrichts in der französischen und englischen Sprache wieder auf. Während er auf diese Weise sein Brot verdiente, verliebte er sich. Die traurige Geschichte seiner Leidenschaft, sein zeitweiliges Glück und seine Verzweiflung, als seine Auserwählte ihn im Stiche ließ: alles dies dürfte als bekannt vorausgesetzt werden; dagegen war der folgende Brief an Göschen, der augenscheinlich aus der Anfangszeit jener Liebesgeschichte stammt, bisher noch unbekannt.

„Bester Herr Göschen!

So lange ich die Ehre habe Ihnen bekannt zu seyn, haben Sie Sich beständig mit soviel Offenherzigkeit, Güte und Theilnahme gegen mich bezeigt, daß ich mit Recht Ur-

ſache zu haben glaube, Sie für meinen wahren Freund zu halten. Mein Betragen wird Ihnen jederzeit Zeuge geweſen ſeyn, daß ich gegen Sie vorzügliche Hochachtung hatte; und meine jetzige Freiheit wird Ihnen zeigen, welches unbeſchränkte Zutrauen ich in Ihren Karakter ſetze. Ich weis nicht, in wie weit Ihnen die verwickelten Schickſale meines bisherigen Lebens bekannt ſind; hoffentlich haben Sie nie etwas gehört, was mich in der Meinung vernünftiger vorurtheilsfreyer Männer herabſetzen könnte. Alles war mehr Verkettung meiner Verhältniſſe, als die Wirkung einer barocken Laune, die man mir wohl Schuld geben will. Selbſt die letzten Jahre, wo es ſcheint, als habe ich wieder ohne Zweck und Abſicht in der Welt herumgeſchwärmt, laſſen ſich aufklären, wenn man meine Denkart nur etwas zu meinen Verbindungen in meinem übrigens ſehr iſolirten Leben reimen will. Wahrſcheinlich würde ich unbekümmert und ſorglos den Strom der Welt hinunterſchwimmen, und ohne Hoffnung und Furcht weiter nichts als rechtſchaffener Mann, ſey es als General oder Korporal ſeyn, wenn nicht mein Empfindungsſyſtem ſeit einiger Zeit eine Revolution erlitten hätte. Sie ſind Menſch und ernſthafter Mann genug, die wahren menſchlichen Gefühle gehörig zu würdigen und zu achten. Ich liebe: ich hätte nie geglaubt, mich je mit feſtem Ernſt in einem ſolchen Falle zu finden; aber es iſt nun ſo. Ich bin nicht ſo ſehr Schwärmer, daß ich Ihnen verliebte Tiraden vorſagen ſollte; ich kann Ihnen aber verſichern, daß dieſes Gefühl mehr als es vielleicht philoſophiſch ſollte, mein ganzes Weſen beſchäftiget, ſo daß ich jeden Genuß meines künftigen Lebens auf den Gegenſtand zurückführe, der mir einzig der theuerſte iſt. Wir ſind, glaub ich, beide Männer nicht ohne Kopf und Herz; und Sie werden Sich eben ſo wenig durch ein blos rührendes Gemählde meines Zuſtandes beſtechen laſſen, als ich mich entſchließen würde Ihnen dieſes Gemählde zu machen. Ich will Ihren Rath, als den Rath eines verſtändigen, er-

fahrenen, anerkannt rechtschaffenen Mannes, wenn Sie mir erlauben, als den Rath eines Freundes. Sie sind der Einzige, an den ich mich wende, weil ich allein zu Ihnen reines Zutrauen besitze. Sie kennen ziemlich meine Lage und meine Denkungsart. Ich bin arm, habe nichts als meine Ehrlichkeit; aber darauf bin ich stolz, vielleicht etwas zu sehr. So lange ich allein dastand, war dieses wohl gar nicht zu tadeln. Wenn ich mich aber in Verbindung mit mehreren Personen denke, die ich sodann durchaus in keiner Rücksicht von mir trennen kann, so möchte dieses Gefühl mir manche Streiche spielen. Mein Mädchen ist ziemlich reich, eine Qualität, die sonst die Liebhaber eben nicht in Verlegenheit setzt, die mir aber viele Unruhe macht. Was soll ich thun? Sagen Sie mir. Ich muß Ihnen offenherzig bekennen, philosophiren Sie darüber wie Sie wollen, ohne das Mädchen hat mein Vaterland, hat die übrige Welt für mich kein sonderliches Interesse. Ohne dieses Gefühl bin ich wieder der alte düstere Skeptiker. Nun ist die Frage, wie soll ich für mich und sie unabhängig von dem Gelde ihres Vaters ein Etablissement finden, das mich in den Stand setzt, einigermaßen anständig zu leben. Mit der akademischen Laufbahn ist es nichts, ob ich gleich schon rechtlicher Docent bin. Um sich in dieser Laufbahn hervorzuarbeiten, muß man etwas mehr ächte gründliche Kenntniß mancher Art, mehr eigene Biegsamkeit und vielleicht auch mehr Selbstgenüglichkeit haben. Das Soldatenleben taugt für Familienverhältnisse noch weniger; die Gründe sehen Sie gewiß leicht ein. In Rußland würde es mir zwar nicht an einem anständigen Posten fehlen. Aber lieber wollte ich in Lützen Balgentreter werden, als mein Leben an ein Land zur Hypothek geben, wo man nur dann und wann ein Fragment von Menschlichkeit auf dem Ozeane der Barbarey herumtreiben sieht. Ich habe eine Menge Entwürfe gemacht, und sie wieder weggeworfen. Nun ist mir der Gedanke eingefallen, Buchhändler zu werden. Sie

lächeln vielleicht über den Einfall, daß ich bey den Legionen noch einzurücken die Kühnheit haben kann. Ich selbst verweile dabey, wie bey einem Phänomen an dem Horizonte meiner Seele. Wenn ich damit nicht glücklich bin, so ist für mich vermuthlich nichts als Kartetschenbatterien. An Sie wende ich mich um Rath und Weisung, da Sie ein anerkannt guter Mann, ein Mann von Einsicht und Kredit in diesem Fache sind, ein Mann, dem ein Neuling auch nicht einmal irgend einigen Eintrag thun könnte, wenn auch so etwas zu befürchten wäre. Meine etwaigen Kenntnisse sind Ihnen bekannt; von dem Handwerk selbst verstehe ich nicht ein Jota. Meinen Kopf kann ich nicht beurtheilen; Fleiß, Thätigkeit und guten Willen würde mir meine Lage geben. Sie sind versucht, und unbefangen, und gewiß mein Freund. Es ist mir nicht um den Buchhandel, nicht um Geld, nicht um Ruhm, ich bin sehr offenherzig, um nichts zu thun, als um das Mädchen, und nur darum um ein leidliches Auskommen zu einer sehr frugalen Oekonomie. Geben Sie mir Ihre Meinung, Ihren Rath, Ihre Unterstützung. Von meinem Karakter schweige ich ganz; aber ich glaube fest, daß Sie an mir einen ächten probehaltenden Freund gewinnen würden. Ich halte mich an den ersten Mann der Gesellschaft, der aus seinem Innern den Mangel der Fonds ersetzt hat, und dessen Namen schon die Nation mit Erkenntlichkeit zu nennen Ursache hat. Wenn Sie mein Führer seyn wollten, würde ich mich willig durchaus Ihrer Leitung überlassen, fest überzeugt, daß Ihnen die Ehre, ein guter Führer zu seyn, weit mehr seyn würde, als mir das daraus entspringende gewöhnliche Interesse. Aber der Dank eines rechtschaffenen Mannes ohne Worte würde gewiß dem Geber sowohl als dem Empfänger das beste Band gegenseitiger Gesinnungen seyn.

Ich würde Ihren Karakter beleidigen, wenn ich Sie erst um Verzeihung der Freiheit bitten wollte, die ich mir genommen habe.

Diese Art mich Ihnen zu eröffnen habe ich gewählt, weil man doch mündlich über dergleichen Angelegenheiten, die für uns das größte Interesse haben, selten ohne alle Verlegenheit mit einiger Bündigkeit spricht. Ich hoffe indessen, wenn Sie mir nur Ihre freundschaftliche Theilnahme gewähren, Sie von den näheren Umständen meiner Hofnungen und Absichten hinlänglich zu unterrichten. Gewiß werde ich Ihnen für Ihre thätige Freundschaft fast eben so warmen Dank haben, als dem guten Mädchen, das mir sein Herz giebt und das Glück meines Lebens zu werden sich verpflichtet. Da Sie wissen, daß ich durchaus nichts Verführerisches für ein junges Mädchen haben kann, das reich und ziemlich schön und wohlerzogen ist, wenn es nicht wahres Interesse des Herzens ist, so können Sie schließen, daß meine Neigung keinem gewöhnlichen flatterhaften Geschöpf zugeflogen ist. Wahl kann ich nicht sagen; denn hätte ich die Wahl gehabt, so hätte ich wohl meine Freiheit behalten, und mich um die ganze Weiberwelt nichts bekümmert. Verzeihen Sie meiner Plauderey; Leidenschaft macht geschwätzig. Seyn Sie versichert, daß mich nur wahre Hochachtung und innige Ueberzeugung sowohl Ihrer allgemeinen humanen Gesinnungen als Ihrer freundschaftlichen Theilnahme für mich ins besondere zu Ihnen führt; und dieses alles soll mich, hoff ich, immer an Sie halten.

Seume."

Ungefähr zu dieser Zeit bot Göschen, der, wie wir wissen, damals das Riesenwerk der Wieland- und Klopstockausgaben auf Händen hatte und außerdem Klassikerausgaben vorbereitete — Unternehmungen, zu deren Fertigstellung er die Dienste eines geschickten und gelehrten Mannes für sehr nützlich erachtete — dem exzentrischen Helden so vieler Abenteuer an, sein Korrektor zu werden. Seume schlug ein, und zwischen beiden Männern entspann sich bald das freundschaftlichste Verhältnis,

während sich der Schritt, vom geschäftlichen Standpunkte aus, fast als ein Fehlgriff erwies.

Die technische und die peinlichste Sorgfalt erfordernde Arbeit der Korrektur für den Druck stellte sich, wie zu erwarten stand, für ein Temperament wie das Seumesche als höchst schwierig und unbefriedigend heraus. Er war für die Arbeit zu gut; seine poetischen Träumereien und sein Hang zur Kritik machten ihn dazu untüchtig. In das langweilige Einerlei des Korrekturlesens suchte er dadurch, daß er die Verfasser selbst seinerseits kritisierte, einige Abwechslung zu bringen, und während ihn die augenscheinlichsten Druckfehler anstarrten, suchte er literarische Mängel bloßzustellen. Und Druckfehler waren nicht seine einzige Plage. Den Korrektoren der damaligen Zeiten standen noch ganz besondere große Schwierigkeiten im Wege. Die Grammatik der deutschen Sprache nämlich befand sich sozusagen noch in einem flüssigen Zustande, und über das Buchstabieren der Worte wie über die Form der Buchstaben wurde viel hin und her gestritten. Schiller, Klopstock und Stolberg, ein jeder hatte seine besonderen Ansichten. Der arme Seume erklärte, daß die Schriftsteller auf Änderungen beständen, die, nach Adelung*), selbst Druckfehler gewesen wären. Von diesen Schwierigkeiten umgeben und ohne das Auge eines Korrektors richtete Seume eine solche Verwüstung in den Texten einiger berühmter Autoren des Göschenschen Verlages, wie z. B. bei Klopstock, an, daß zuletzt eine Krisis eintrat. Göschen selbst wurde über die heftigen und fortgesetzten Vorwürfe der Verfasser und durch die Kosten und die Mühe nötig gewordener Neudrucke ganzer Bogen schließlich so außer Fassung gebracht, daß er dem Leiter seiner Druckerei in Grimma in starken Worten schriftlich seinen Tadel ausdrückte. Dieser Brief wurde Seume eingehändigt. Seine Antwort an seinen Freund und Vorgesetzten war voll

*) Johann Christoph Adelung, Lexikograph und Grammatiker und lange Zeit die Autorität für die deutsche Orthographie (1732 bis 1806).

pathetischer Würde, Zurückhaltung und Bescheidenheit. Er habe, schreibt er am 3. März 1798, alle Aufmerksamkeit, deren er fähig sei, auf seine Arbeit verwandt, aber er habe sich ein Talent für diese Beschäftigung zugetraut, welches die Natur ihm verweigert habe. Erinnerungen würden freilich bei ihm wenig helfen, da er seine Pflicht ohne dieselbe hinlänglich wisse. Den Gedanken, daß er Göschens „Management" dadurch Schaden und Gefahr verursache, könne er nicht ertragen. Es sei daher nicht aus Empfindlichkeit sondern aus der Kenntnis dessen, was für beide Teile gut sei, daß er ihn bäte, „gelegentlich an einen Mann zu denken, der seine Arbeit mit besserer Genauigkeit besorgen könne."

Im Laufe des Schreibens charakterisiert er seinen eigenen Mangel an dieser Genauigkeit folgendermaßen:

„Ich sitze manchmal von früh Sieben bis fünf Uhr Nachmittags ziemlich ununterbrochen, und bohre auf dem Papier herum. Meine eigenen Gedanken hindern mich oft, indem sie den Autor anders festhalten und verfolgen als sie sollten. Sehr leicht daß die Sylben- und Wortstecherey leidet, wenn meine Seele sich von irgend einem Gedanken oder einem Bilde nicht losreißen kann; Sie verlieren bey der Arbeit, und ich gewinne nichts . . . Wir haben beide eine nicht glückliche Probe gemacht . . . Das ist nicht selten in der Welt. Die Veränderung wird auf keine Weise unsere freundschaftlichen Verhältnisse stören. Vor allen Dingen muß man ein ehrlicher offener Mann seyn; das Übrige giebt sich Alles. Mag ein anderer an der Richtigkeit der Typographie arbeiten; ich verzweifle. Es sind Fehler gefunden worden, die ich vorzüglich mit der größten Genauigkeit rückwärts und vorwärts gearbeitet zu haben glaubte . . . Verzeihen Sie die lange Rhapsodie, die doch weiter nichts sagt, als daß die Arbeit nicht für mich ist, oder ich nicht für die Arbeit bin, welches im Grunde, quoad rem, einerley ist . . ."*)

*) Den 3. März 1798.

Göschens Antwort ist uns nicht aufbehalten; es erfolgte aber eine Aussöhnung. Seume schrieb am 8. März 1798 an seinen Chef, und zwar auf englisch, wie es ihm denn oft Spaß machte, englische Briefe abzufassen. Er versicherte Göschen, daß, was er über ihre Verbindung und über das Geschäft gesagt, so gerecht und weitherzig wie möglich sei; dagegen sei es fraglich, ob er, Seume, das werde erfüllen können, was man von ihm verlange.

„. . .I have made the trial much to my mortification, and every day convinces me more that I do overlook such trifles, which in this case are no trifles. It was but yesterday when I had an old sheet in my hand where the compositor had made a red stroke at one word. I read over the passage three several times, not being able to see anything amiss, till at last I asked Mr. Hoehne (the manager) where there was the fault? who told me, smiling, that a letter was wanting . . . In every other instance I should laugh at the blunder, but in this there is no fooling. For me there is no printing fault, when I read for myself, for I read always as it should be . . .“*)

Nachdem er dann Fälle von Autoren angeführt, die selbst zu tadeln waren, fährt er fort:

„But let all that be. Every man does his possible, and so shall I . . . I should indeed be sorry to separate,

*) „Ich habe die Probe gemacht zu meiner großen Enttäuschung, und jeder Tag überzeugt mich mehr davon, daß ich solche Kleinigkeiten übersehe, die doch in diesem Falle keine Kleinigkeiten sind. Erst gestern hatte ich einen alten Bogen in meiner Hand, wo der Setzer bei einem Worte einen roten Strich gemacht hatte. Ich las die Stelle dreimal über, ohne etwas Fehlerhaftes entdecken zu können, bis ich zuletzt den Werkführer fragte, was denn falsch sei? Er sagte mir lächelnd, es fehle ein Buchstabe. In jeder andern Lage würde ich über ein solches Versehen lachen, aber hier gab es keinen Spaß. Für mich existieren keine Druckfehler, wenn ich für mich lese, denn ich lese das Wort stets so, wie es sein soll . . .

Aber mir wollen das alles auf sich beruhen lassen. Ein jeder tut sein Möglichstes und ich auch . . . Es würde mir in der Tat

for I love you, and you may be persuaded that whatever I do, I never do by common interest. I don't want patience and assiduity, but it grieves me that with all that I can't speed . . . It is a great undertaking to promise correctness; it is more than beauty. It has vexed me you were necessitated to reprint more sheets in Klopstock, though the author was often in fault himself. But now perhaps it may be sayd it is clear and correct, though I would not swear upon it . . ."

Nachdem der Schreiber sich dann noch gegen einen Vorschlag des Verlegers aufgelehnt, ihn bogenweise zu bezahlen anstatt eines festen Gehaltes, aus dem Grunde „weil er sich mit Rechnereien nicht abgebe", obschon er mit halb der Summe, die Göschen ihm jetzt gebe, zufrieden sein werde, schließt er:

„Aber ich fange an zu schwatzen. Thun Sie in allem was Sie für gut befinden. Einem Mann, von dem Character den Sie an mir kennen und der in so wahrem Sinne Ihr Freund ist, wird jede Summe recht sein."

Von da an arbeiteten die beiden Männer einträchtig miteinander. Nach und nach gewann die Geduld und die Gewissenhaftigkeit des Korrektors die Oberhand über die Unzuverlässigkeit seines Auges, und die unvermeidlichen Klagen der Autoren ließen sich weniger häufig hören.

Seume selbst suchte sich in seinen sparsamen Mußestunden dadurch Erholung zu verschaffen, daß er selber schriftstellerte. Hierfür war er weit mehr geschaffen: Poesie und Prosa wurde ihm gleich leicht. Ein auf persönlicher Kenntnis beruhendes

sehr leid tun, mich von Ihnen zu trennen, denn ich liebe Sie, und Sie können überzeugt sein, daß, was ich auch tue, ich es doch niemals aus selbstsüchtigem Interesse tue. An Geduld und Fleiß fehlt es mir nicht, aber es betrübt mich, daß ich bei alledem mich nicht beeilen kann. Genauigkeit zu versprechen, ist mir großes Unternehmen; sie ist schwerer zu erreichen als Schönheit. Es hat mich geärgert, daß Sie noch mehr Bogen im ‚Klopstock' neudrucken mußten, obschon der Fehler oft beim Verfasser selbst lag. Jetzt aber dürften wir vielleicht behaupten, alles sei klar und korrekt, obschon ich es auch jetzt nicht beschwören will . . ."

Werk über die „neuesten Veränderungen in Rußland“ *) wurde für ihn von Göschen veröffentlicht. Später schlug ihm mein Großvater, als er einst mit ihm von Hohenstädt nach Leipzig zu Fuß wanderte — eine Distanz von etwa 31 Kilometern — einen andern Gegenstand zur Behandlung vor, der ihm von alters her besonders am Herzen lag, nämlich ein „Kurzes Pflicht- und Sittenbuch für Landleute.“ **) Der englische Brief, in dem Seume Göschen die Annahme dieses Vorschlages mitteilt, läßt uns interessante Blicke in seinen exzentrischen, dabei aber menschenfreundlichen Charakter tun.

„There is nothing in the world gives so much pleasure as railing at the same world in his own mood, and fooling at the same time in one's own way. Though the world changes not for the better, and we ourselves not for the wiser, there is a mighty comfort in this way of spending one's life. And so I do. At every step I find and rail at a folly and become the more a fool myself. I hope you will vouchsafe to forgive me this same perverseness, which seems to be a piece of original sin with me. „You have a great stock of original sin“ you will say; as being a heretic in church and state, rambling through the world without end and aim, scribbling bad verses and writing bad letters.“ In all this you are in the right and I am in the right too. It is only to trouble you and to make myself easy I write you this same letter now . . .

I have thought upon two things: t. w. (to wit?) as to make myself a clergyman, that won't do. I am too honest to dissemble in the least; I should not be easy. You know, that money and a good table is none of

*) Veröffentlicht im Jahre 1797 unter dem Titel: „Zwey Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland seit der Thronbesteigung Pauls I.“

**) Auch unter dem Titel: „Ein Nachlaß moralisch-religiösen Inhalts“. 1811.

the things I need. It won't do. The second is to write a little book of morality for the country people. I have taken your hint, have made a sketch already and intend to think of the little piece in my leisure hours.

My respects to all that have some good will towards me!

Seume."*)

Seume vollendete die Skizze des kleinen Buches und schickte sie an Göschen mit einem sehr bescheidenen englischen Briefe. Er könne nicht viel zugunsten des Werkchens sagen, meinte er; aber wenn es auch nichts tauge, so hätte es ihm jedenfalls Vergnügen bereitet. Er sei daher zufrieden. Vielleicht solle man es verbrennen. Die Hauptsache sei gewesen, den guten Leuten etwas zu geben, was sie verstehen könnten.

*) „Nichts in der Welt macht so viel Vergnügen, als über diese unsere Welt zu schimpfen, jeder in seiner eigenen Weise und zu gleicher Zeit, jeder nach seinem Belieben den Narren zu spielen. Obwohl die Welt sich nicht zum Bessern ändert, und wir selber nicht zum Weiseren, so liegt doch in dieser Art, sein Leben zuzubringen, ein mächtiger Trost. Bei jedem Schritt finde ich eine Torheit und schimpfe darüber und werde selbst nur um so mehr zum Narren. Hoffentlich werden Sie geruhen, mir diese meine Verkehrtheit, die ein Stück Erbsünde in mir zu sein scheint, zu vergeben. ‚Sie haben einen großen Vorrat Erbsünde', werden Sie sagen; ‚als ein Häretiker in Kirche und Staat; als ein Wanderer durch die ganze Welt, ohne Ziel und Zweck; als ein Kritzler schlechter Verse und ein Schreiber schlechter Briefe.' In dem allen haben Sie recht; und ich habe auch recht. Nur um Ihnen Mühe und mir Erleichterung zu verschaffen, schreibe ich Ihnen diesen meinen Brief ... Ich habe an zwei Dinge gedacht; nämlich Geistlicher zu werden, und das geht nicht, denn ich bin zu ehrlich, um auch nur im geringsten heucheln zu können. Ich würde mich nie befriedigt fühlen. Sie wissen, Geld und eine gutbesetzte Tafel gehören nicht zu den Dingen, die ich brauche. Es geht nicht. Zweitens soll ich ein kleines Buch über die Moral für Landleute schreiben. Ich habe diesen Ihren Wink befolgt und bereits eine Skizze entworfen. Ich beabsichtige in meinen Mußestunden an die kleine Arbeit zu denken.

Grüßen Sie alle, die mir wohl wollen!

Seume."

Er sei weder stolz, noch listig, noch eitel, wie Göschen wisse. Er kümmere sich auch nicht um Geld oder Ruhm, aber es liege ihm am Herzen, daß alles, was er tue oder rede, Gemeinsinn atme. Und so lege er sich nieder und schlafe.

Was man von Rabelais gesagt hat, läßt sich in Wahrheit auch von Seume behaupten: „er war ein leidenschaftlicher Humorist, ein Liebhaber der alten Klassiker und ein Hasser der Mönche."

Das Buch wurde damals nicht sogleich veröffentlicht. In einem nach Seumes Tode an Böttiger geschriebenen Briefe setzt Göschen die Gründe dafür auseinander.

„Ich bat um etwas mehr Detail", schrieb er, „und in einigen wenigen Stellen um etwas mehr Popularität. Er hatte dazu nicht Zeit und nicht Lust; er schenkte das Buch einem Landprediger. Ich hatte die Sache vergessen, als mir der ehrliche Prediger das Manuskript anbot. Ich habe es ihm gleich abgekauft, und in acht Tagen sind die achtzehn Bogen fertig. Es ist etwas köstliches für jetzt, was damals nicht zweckmäßig war. Wie werden die Leute staunen! Wie, werden Sie sagen, Seume war ein so frommer, tieffühlender, religiöser, und wenn wir nicht mit Worten spielen oder uns an rasche Worte halten, die uns hie und da in seinen andern Werken begegnen, ein so wackerer Christ! . . ."

Das „Kurze Pflicht- und Sittenbuch" ist in der Tat sehr schön, einfach aber eindringlich geschrieben. Es behandelt die Fragen der Moral und der Religion im höchsten Sinne in ganz bewundernswerter Weise und durchaus ehrerbietig.

Seume liebte es, in irgend einer Sprache, die ihm gerade zur Hand war, zu reimen, und faßte, wie wir sahen, humoristische Briefe an meinen Großvater in englischen, lateinischen und deutschen Knittelversen ab. In Hohenstädt hatte er eine sehr liebevolle Aufnahme und einigen Ersatz für die ihm widerwärtige Arbeit in Grimma gefunden. Alt und Jung liebten den „düstern Pilger", den ritterlichen Wanderer, der, obwohl oft traurig und finster dareinblickend, dennoch ein

so mitfühlendes Herz besaß, und dazu die besondere Gabe, die Liebe der Knaben zu gewinnen und sie zum Mut und zur Männlichkeit heranzuziehen. Selbst in allen körperlichen Übungen gewandt, unterrichtete er die Göschenschen Knaben im Schwimmen und Reiten und in allen möglichen turnerischen Übungen, und was die älteren betraf, die Söhne seiner Grimmaer Bekannten, so pflegte er sie mitten in stürmischen Nächten aufzuwecken und sie auf lange Wege über Berg und Tal mitzunehmen, um sie abzuhärten. Wenn so seine spartanische Gesinnung und seine spartanischen Übungen den Göschenschen Knaben ein männliches Beispiel gaben, so war wiederum das Hohenstädter Haus mit dem herzerfrischenden Geist der edlen Sitte und des Glückes, der es durchwehte, für den sturmgetriebenen Mann ein Hafen des Friedens. Meine Großmutter verzog ihn mit mütterlicher Sorge. Er verließ Hohenstädt niemals, ohne eine Abschiedsgabe von Eßwaren, Lebensmitteln oder sonstigen kleinen Leckereien auf den Weg nach seiner Wohnung in Grimma mitzunehmen, wofür er dann in der wunderlichsten Weise seinen Dank auszudrücken pflegte. So schreibt er einmal hinter einige deutsche Knittelverse:

I have teazed you enough with my gibble-gabble and you'll be glad to get rid of the jade of my muse together with her hell-driver. But this shall not be. I have finished with the German nonsense, which I am vain enough, to think very good sense; and now I am beginning with the English; indeed not in the same high stile, but in plain and hearty prose. First of the first of all, you'll have the goodness to give my thanks to Madam Göschen for the excellent victuals she had the kindness to provide me with for the way at my leaving your hospitable house in the depth of night. I have been studying philophy (sic) with the butter slices and the roasted goose all along the way very comfortably; where I found out, indeed, that there is no better travelling

in the world than with good store of victuals in your wallet together with some money in your pocket . . .*)

Nay, the deuce, there I am again in a fit of rhiming. I hope you'll forgive me all these trespasses, seeing that it is an original sin of ours to be gall'd at every step with a knack of rhiming. But fare well at that. That I am arrived very happily and very merrily too, here at my temporary home, you see already by this medly of writing."**)

Es war ein schmerzlicher Abschied für den Hohenstädter Kreis, als Seume gegen Ende des Jahres 1801, seinem festen Vorsatze gemäß, den Ranzen schnürte und, von Göschen mit einigen Geldmitteln versehen, seinen merkwürdigen „Spaziergang" von Grimma nach Syrakus antrat, der, von ihm selber mit unendlichem Humor erzählt, seinen Namen vom Rhein bis zur Neva berühmt machte.***)

*) Hier folgen einige humoristische englische Verse.

**) „Ich habe Sie genug mit meinem Schnickschnack geplagt, und Sie werden sich freuen, meinen Musenklepper mitsamt seinem höllischen Lenker los zu werden. Aber noch soll's nicht sein. Mit dem deutschen Unsinn, den ich übrigens in meiner Eitelkeit für recht guten Sinn halte, bin ich fertig. Nun fange ich mit dem englischen an, zwar nicht in demselben hohen Stil, sondern in schlichter und rechter Prosa. Zu allerallererst haben Sie die Güte, Madame Göschen für die vortrefflichen Eßwaren meinen Dank auszusprechen, die sie so freundlich war mir auf meinen Weg mitzugeben, als ich Ihr gastliches Haus tief in der Nacht verließ. Ich habe bei dem Butterbrot und der gebratenen Gans den ganzen Tag famos Philosophie studirt und dabei herausgefunden, daß es kein besseres Wandern in der Welt giebt, als mit einem guten Vorrat von Lebensmitteln im Ranzen und mit einigem Geld in der Tasche . . .

Zum Teufel, da bin ich wieder beim Versemachen! Hoffentlich vergeben Sie mir alle diese Übertretungen, mit Rücksicht auf die mir innewohnende Erbsünde, mich auf Schritt und Tritt mit meiner Reimfertigkeit zu quälen. Doch nun leben Sie wohl! Daß ich wohlbehalten und in fröhlichster Stimmung hier in meiner zeitweisen Heimat ankam, ersehen Sie bereits aus diesem Schreibgemengsel."

***) Bis nach England drang der Ruhm des Buches. In einem Briefe Hüttners, des Londoner Agenten Göschens, findet sich folgende Stelle: „Wenn Sie Seume sehen sollten, bitte grüßen Sie ihn herz-

AUSSICHT VON GÖSCHENS HAUSE IN HOHENSTÄDT.

Keine Vorstellungen seiner Freunde hatten ihn auch nur um ein Haar breit von seinem Vorsatze abbringen können: er war und blieb eben ein unsteter Wanderer, ein ruheloser Geist, mit seinem Hunger nach Bewegung!

In einem rührenden Abschiedsbrief drückte er Göschen seine innige Dankbarkeit aus für die glücklichen Tage, die er bei ihm und den Seinigen verlebt habe.

„Eben schnalle ich zusammen", schrieb er an einem Sonntag früh, am 6. Dezember 1801, „und nehme das glücklichste Omen mit das nur erscheinen konnte. Nie hat mich etwas mehr gerührt als Ihr kleines Briefchen, durch seinen Inhalt und seine Form. Man sieht daraus daß Ihnen eine Grazie geboren seyn muß. Der Himmel gebe mir das Glück, Sie alle wohl wieder zu sehen. Ich habe der schönen Tage sehr viele bey Ihnen genossen, und werde, wenn mir das Wünschen einfällt, mir mehr derselben vom Schicksal erbitten. Mein Gefühl sey mein Dank, Ihr Lob und Ihre Bezahlung. Grüßen Sie die Mutter mit den Kleinen und nennen dann und wann meinen Namen unter den Glücklichen, denen der Himmel Seele für's Leben und Herz für seine Freunde gegeben hatte. Alberten bitte ich demüthig um Verzeihung, daß ich nicht besonders von ihm Abschied genommen habe, als ich den Jungen im Allgemeinen zurief. Er soll mir seine Schwester entgegen führen, wenn ich zurückkomme, und ich werde ihm zeigen, daß ich unter den Mandelbäumen an ihn dachte . . ."

Viele Freunde gaben ihm das Geleit über die Hügel des Muldetales hinüber, und nachdem er noch einmal auf die schöne Landschaft zurückgesehen, wo Hohenstädt lag mit seinen Baumgruppen und Göschens „reizender Siedelei, wo wir so oft gegraben und gepflanzt, und geplaudert und Kartoffeln

lich und sagen Sie ihm, daß wir seinen herrlichen ‚Spaziergang' mit dem größten Interesse gelesen haben. Der Verleger Phillips bittet mich dringend, ihm mein Exemplar zu leihen; so dürfte es entweder teilweise oder als Ganzes in englischer Sprache erscheinen."

und Pfirsiche gegessen hatten",*) ließ er die Wälder und Täler, in denen er, der fanatische Fußgänger, keinen Quadratmeter unerforscht gelassen hatte, hinter sich zurück.

Schnorr von Carolsfeld, der hervorragende Dresdner Maler und ein intimer Freund Göschens und Seumes, hatte die Absicht gehabt, ihn auf seinem weiten Marsche zu begleiten. Als die beiden aber Wien erreichten, warnten sie ihre dortigen Freunde so dringend im Hinblick auf die Gefahren an der Grenze, insbesondere in den damaligen unruhigen Zeiten, daß Schnorr umkehrte. Eine rohe Soldateska überall; eine argwöhnische und rücksichtslose Polizei, bereit über jeden Reisenden herzufallen, der eine Stadt betrat; schneebedeckte Bergketten, die mitten im Winter überstiegen werden sollten: alles dies war genug, um einen Familienvater abzuschrecken. Aber für den abenteuerlustigen Seume, den keinerlei Bande zurückhielten, der an Entbehrung und Ermüdung gewöhnt und mit den Wegen verzweifelten, raublustigen Gesindels so wohl vertraut war, gab es kein Schreckнis. Er wanderte in der heitersten und philosophischesten Stimmung weiter. Als fragwürdiges Subjekt vor die Offiziere in eine Wachstube geschleppt, behandelte er diese Herren mit solcher komischer Frechheit, daß sie abwechselnd fluchten und über ihn lachten. Wenn er manchmal nach einem sechs- oder siebenstündigen Marsch keine, nicht einmal die gröbste Nahrung fand, oder wenn er unter dem Verdacht, ein Franzose zu sein, von einem drohenden Volkshaufen franzosenfeindlicher Sizilianer in einem übelberufenen Gasthaus bedroht wurde; angehalten auf dem Wege, von einer mit Flinten und Dolchen bewaffneten Reiterschar, von der er nicht wußte, ob sie Räubern oder der Polizei angehörte, oder von Männern und Mädchen, die er nicht verstehen konnte, als eine Sehenswürdigkeit angestaunt und in die Enge getrieben: überall half ihm seine Kühnheit und sein Humor sicher hindurch, bis er noch zu guter Letzt auf

*) Vgl. Seume, Spaziergang.

der Rückreise am Fuße des Albanergebirges von Räubern seiner Börse beraubt wurde. Es war, wie er zu wissen glaubte, genau die Stelle, wo Eurhalos und Nisos*) ihre tollkühne Expedition unternommen, und einen ehrenvollen, von Virgil gefeierten Tod erlitten hatten.

Herrliche Briefe schrieb er an meinen Großvater aus Prag, Wien, Rom und Florenz**), aber eine eingehendere Erzählung seiner Erlebnisse hob er für die gemütliche Unterhaltung nach seiner Rückkehr auf. Botschaften an die fröhliche Schar in Hohenstädt nahmen viel Raum in diesen Briefen in Anspruch. Geschenke für seine jungen Freunde fanden in seinem Ranzen Platz. Für die Mädchen brachte er „einige geweihte Reliquien mit, und einen Rosenkranz für die größte Sünderin unter ihnen". Für den Vater der Familie war eine Pfeife aus Lava bestimmt. Die Durchsicht dieser Briefe macht es verständlich, warum dieser Misanthrop von allen so innig geliebt wurde.

Aber über ein Ereignis während seines Aufenthaltes in Italien schweigen die uns aufbewahrten Briefe; es war dies eine sehr ernsthafte Liebesgeschichte, in die er in Rom verwickelt wurde, und die damit endete, daß die betreffende Dame den stolzen und empfindlichen Mann plötzlich im Stiche ließ. In einem nach Seumes Tode an Böttiger geschriebenen Briefe Göschens, in welchem die beabsichtigte Fortsetzung der Autobiographie seines Freundes besprochen wird, setzt der Schreiber auseinander, daß Schnorr von „zarten Verhältnissen" gewußt habe, in die sich Seume in Rom eingelassen; der letztere selber — Seume — habe ihn nie ins Vertrauen gezogen, weil er ihn „bei der in der Reise nach Syracus erwähnten

*) Eurhalos und Nisos waren Begleiter des Äneas. Siehe Virgil Än. IX, 179—433.

**) Einige dieser Briefe sind in dem vortrefflichen Buche Planers: „Johann Gottfried Seume, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften" (1898) abgedruckt. Zwei bisher unveröffentlichte Briefe, einer aus Rom und einer aus Wien, wird der Leser im Anhang finden.

Sache," zwar seiner Überzeugung gemäß mit Recht, aber vielleicht nicht zart genug getadelt hätte.

„Hier war der Mann", fährt Göschen fort, „wie in allen ähnlichen Verhältnissen, ein Kind, doch wie es sich versteht, ein edles Kind. Er wäre beim Gelingen seiner Wünsche gewiß ein unglücklicher Mensch geworden . . . Ach, ich habe ihn einmal auch als sehr unbändiges Kind in eine Person verliebt gesehen, ohne daß er es selbst wußte. Ein anderer Philosoph liebte die nehmliche Person, und Seume hielt die Eifersucht und die Wut, die ihn darüber ergriff, bloß für eine notwendige Folge seiner strengen Moral. Aber er war platonisch verliebt bis über die Ohren. Er war aber in edlen Händen und diese hielten ihn schonend und bewundernswürdig. Solche Dinge darf man nicht erzählen, denn die Welt versteht sie nicht. Diese Frau war eine wirkliche Aspasia und hier konnte ich Seume nicht tadeln, denn sie behexte Alles was in ihre Nähe kam."

Von Italien aus marschierte Seume in die Schweiz und von da nach Paris; nach einer Abwesenheit von neun Monaten kam er genau an dem Tage in Leipzig an, den er von vornherein als den Tag seiner Rückkehr bestimmt hatte. Hierüber bemerkt Göschen, daß im allgemeinen in seinen Sonderbarkeiten mehr Methode lag, als man erwarten sollte. Mit dem Korrektoramt war es nun zwar vorbei, aber er erhielt doch sofort vom Verleger Arbeit literarischer Art. Zunächst ließ er sich in Leipzig nieder und widmete sich ganz der Schriftstellerei, namentlich der Ausarbeitung seines fesselnden „Spazierganges". Zur Sommerzeit machte er lange und stets willkommene Besuche in Hohenstädt, lehrte die Knaben Französisch und Englisch, reimte bei jeder Gelegenheit und nahm teil an vielen fröhlichen Familienfesten.

Im Jahre 1805 begab er sich wieder auf die Wanderschaft. Diese Reise durch Rußland, Finnland und Schweden hat er in seinem Buch „Mein Sommer" beschrieben. Außerdem beteiligte er sich gemeinsam mit Schiller und Wieland drei

Jahre lang an der Herausgabe des „Frauenjournals“, einer berühmten Zeitschrift meines Großvaters, von der wir weiterhin zu reden haben werden. Kurzum, er beendigte so viele Arbeiten, daß seine gesammelten Schriften bei seinem Tode zwölf kleine Bände füllten. Aber schon im Jahr 1808 fing die schreckliche Krankheit, deren Grund er noch im amerikanischen Feldzuge gelegt hatte, an, ihm die fürchterlichsten Schmerzen zu verursachen. Nur wenige Zwischenräume teilweiser Genesung waren ihm beschieden. So schleppte er sich hin bis zum Jahre 1810. Treue Freunde sammelten sich um ihn mit brüderlicher Besorgnis und bestritten die Bedürfnisse des fast ganz mittellosen Invaliden. Im genannten Jahre wagte er eine Reise nach Weimar zum Besuch seines verehrten Freundes Wieland. Der greise Dichter, der, über die gebrechliche Erscheinung des einst so urkräftigen Mannes erschrocken, der Zukunft des Hilflosen mit Sorgen entgegensah, wandte sich an seine edle und liebenswerte Freundin und Beschützerin, die Erbprinzessin von Weimar und zugleich die Schwester des russischen Kaisers Alexander, erzählte ihr Seumes Geschichte und stellte ihr den Dichter vor. Ihrem mit freundlichster Teilnahme gegebenen Rate folgend, schrieb dieser dann an ihren Bruder, den Kaiser, und zwar in dem ihm eigenen Stil, aufrichtig und würdevoll. Wieland fürchtete zwar, der Ton des Briefes möchte dem Kaiser sonderbar erscheinen, aber die Prinzessin nahm das Schreiben, wie es war, und schickte es an ihren kaiserlichen Bruder. Alexander wurde von der Erzählung und von Seumes Leiden gerührt und bestimmte ihm eine Pension. Aber es war zu spät: Seume war inzwischen gestorben!*)

Auf den Wunsch seiner trauernden Freunde verfaßte mein Großvater einen Nachruf zum Andenken des Dichters unter dem Titel: „Einige Züge von Seumes Leben“**), dessen Schluß hier wiedergegeben sein mag:

*) Seume starb in Teplitz am 13. Juni 1810.

**) Abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt“, 1810, Nr. 128, S. 1009—1011.

„Seume hat endlich durch sich selbst das Schicksal bezwungen. Allgemeine Achtung, Liebe und Freundschaft guter Menschen in allen Klassen, von den Fürsten bis zu den Handwerkern herab, haben ihm die Leiden seiner früheren Jahre vergolten. Auch bezwang er sich selbst, daß der Unwille und Mißtrauen gegen die Zeitgenossen nicht überging auf die einzelnen. Wer hat zu ihm seine Zuflucht genommen, dem er nicht mit Milde geraten und willig geholfen hätte? Er hatte wenig, aber er gab auch das Letzte, wo es Not that. Wer war ein teilnehmenderer Freund im Glück und Unglück als er? Wenn ich, der ich ihm diese Zeilen mit Tränen und Bewunderung widme, krank war, kam er, der selbst nur noch schleichen konnte, zuerst an mein Bett und schied nie von mir, bis er meinen Geist erheitert hatte. Wer hat zarter und tiefer empfunden als er, der ernste, oft hart scheinende Mann empfand? Sein Unwille über die Menschen und sein Ingrimm über das Verderbnis, entstand aus Liebe und Achtung für die menschliche Natur, wie sie in großen Menschen des Altertums seiner großen Seele vorschwebte.

Sein Körper ist nun untergegangen, aber nicht seine Kraft. Die Jugend hing unbeschreiblich an ihm, und er hat unwiderstehlich auf sie gewirkt. Jünglinge haben seine Entsagung, seinen festen Willen, seine Verehrung der Wahrheit und Gerechtigkeit, seine Liebe zu jeder Tugend sich zu eigen gemacht, und er wird in ihnen fortleben, wie sein Geist in seinen Schriften lebt und wirkt.

Wer ihn tadelt als Sonderling, ihn tadelt seiner Kühnheit, seiner rauhen Außenseite und seiner Sarkasmen wegen, der leide erst, was er gelitten hat, und zeige sich uns dann besser. Wenige werden aus dem Drange der Umstände ihre Seele so frei erretten; vielleicht keiner."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Mitstreiter im Xenienkampf.

1792—1797.

Unter den Männern, zu denen Göschen im Lauf der Jahre 1792—1797, und zwar persönlich sowohl wie literarisch in freundschaftliche Beziehungen trat, war der Übersetzer Shakespeares, der Dichter, Philosoph, Kritiker und Mitbegründer der romantischen Schule: August Wilhelm Schlegel, dessen wir bereits als Vermittlers zwischen Göschen und Schiller nach ihrer langjährigen Entfremdung gedacht haben. So viel ich weiß, wurden die beiden Männer einander zuerst durch ein höchst sonderbares Ereignis näher gebracht, ein Ereignis, das als ein Beispiel der allgemeinen Gährung in der Gesellschaft und des Einflusses, den der Konflikt zwischen revolutionärer Gesetzlosigkeit und reaktionärer Strenge auf das Geschick der einzelnen im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts auszuüben vermochte, der Aufzeichnung wert ist, zugleich aber auch durch den Anteil, den Göschen daran hatte, ein biographisches Interesse darbietet. Das Ereignis bildet eine Episode in dem abenteuerlichen und stürmischen Leben der berüchtigten Karoline Boehmer oder Karoline Schlegel, wie sie später genannt wird. Als die Tochter des Göttinger Professors Michaelis hatte sie zuerst den jungen Bergarzt Boehmer aus Klausthal im Harz geheiratet; dann einige Zeit nach dessem Tode Wilhelm Schlegel, und drittens nach ihrer Scheidung von diesem den Philosophen Schelling. Sie war mit kurzen Worten eine jener bezaubernden, geistreichen und emanzipierten Frauen, die als die ächten Kinder einer Zeit

gelten müssen, in der ein glühendes, oft gewalttätiges Geistesleben pulsierte und gährte, ein Leben, das sich gegen alle politischen und sozialen durch die damals geltenden Gesetze und Systeme auferlegten Einschränkungen empörte, nach allen Richtungen hin umstürzend tätig war, und die Fesseln der Religion und Moral zu sprengen suchte.

Ihre Geschichte ist wohlbekannt. Nach dem Tode ihres ersten Gatten ging die junge Witwe nach Göttingen, wo ihr im Hause ihrer Eltern Aufnahme gewährt wurde; nach kurzer Zeit aber fand sie eine ihr zusagendere Umgebung in Mainz, wohin sie sich im Jahre 1792 begab, und wo sie sich an jene Therese Heyne eng anschloß, die ihren Gatten Georg Forster im Stiche ließ und den unbeständigen Huber der Dora Stock abtrünnig machte. Sie warf sich dort sofort der französischen Partei und dem nach französischem Muster gegründeten Jakobinerklub in die Arme.

Aber ihrer stürmischen Natur genügten selbst die heftigen Aufregungen einer revolutionären Politik nicht. Heimgesucht durch mancherlei persönliche Enttäuschungen und ohne moralischen Halt, ließ sie sich seit Anfang des Jahres 1793 in eine ehrwidrige Liaison mit einem französischen Offizier ein. Als nun die Franzosen im Sommer jenes Jahres Mainz räumten und die Deutschen die Stadt wieder besetzten, wurde Karoline wie Rulffs, nur mit größerem Recht, von den deutschen Behörden, die über den Verrat dieser wichtigsten aller Rheinfestungen empört waren, verfolgt und vertrieben. Die stark kompromittierte Frau wurde zu Königstein im Taunus ins Gefängnis geworfen und mit großer Strenge behandelt. Kein Einfluß schien mächtig genug, ihre Freilassung durchzusetzen. Endlich gelang es ihrem Bruder Philipp, einem Militärarzte, ihre Begnadigung von Friedrich Wilhelm II., dem König von Preußen, zu erwirken. Sie blieb jedoch eine entehrte, politisch gebrandmarkte Frau. Außerdem sah sie der nahen Geburt eines Kindes jenes französischen Offiziers entgegen.

Die Familie, mit der sie seit ihren Göttinger Tagen in engster Verbindung gestanden hatte, waren Gotters in Gotha. Gotter*) selbst war ein Dichter, von dem Göschen einige Werke herausgab; seine Frau Luise war Karolinens intimste Freundin. Gotters nun waren entschieden der Meinung, sie müsse sich irgendwo verbergen. Da aber kam ein junger Enthusiast und treuer Freund zu ihrer Hilfe herbei. Es war Schlegel. Schon als Student in Göttingen hatte er sich in sie verliebt; da sie aber seinen Antrag abgelehnt hatte, war eine romantische Freundschaft, hauptsächlich freilich von seiner Seite, an die Stelle getreten. Er eilte von Amsterdam, wo er als Hauslehrer in holländischen Familien tätig war, herbei und brachte sie nach Leipzig. Vermutlich erzählte sie ihm alles. In ihren Augen bewies er eine edle Selbstlosigkeit. „Denn der Natur meines Geständnisses nach," schrieb sie an einen Freund, „konnte ich ihm keinen Lohn anbieten." Schlegel soll Karoline in der Absicht nach Leipzig gebracht haben, um sie unter den Schutz seines Bruders Friedrich zu stellen, eine sonderbare Vermutung, die eine ebenso sonderbare Wahl voraussetzte, denn Friedrich, ein Leipziger Student, war zu der Zeit ein ganz junger Mann, ohne Charakterfestigkeit und voller phantastischer Ideen, obschon mit einigen glänzenden Eigenschaften des Geistes ausgestattet. Aber Wilhelm fand einen ausreichenderen Schutz für die unglückliche Frau anderwärts — im Hause meines Großvaters! Ich weiß nicht, wie er dazu kam, unter so außergewöhnlichen Umständen gerade Göschens Haus als Zuflucht zu wählen. Möglicherweise hatte ihm Gotter, ein Geschäftsfreund des Verlegers, die Idee nahe gelegt; oder einer der beiden Schlegel war mit Göschen bekannt,**) und hatte von seiner steten Bereitschaft, Unglücklichen

*) Geb. zu Gotha im Jahre 1746; starb als Geheimsekretär daselbst 1797. Göschen verlegte von ihm. Von seiner „Geisterinsel" sagt Goethe, sie „sei ein Meisterwerk von Poesie und Sprache". (Caroline, Briefe usw., hrsg. von Waitz, Bd. I, S. 80.)

**) August Wilhelm konnte Göschen nicht gut gekannt haben, denn er redet sechs Monate nachher von ihrer kurzen Bekanntschaft.

zu helfen gehört; oder die vorerwähnte Rettung Rulffs gab die Veranlassung. Wie dem auch sei, die Überlieferung in meiner Familie berichtet, daß Karoline sich allein in meines Großvaters Hause einfand und vorstellte, und daß meine Großmutter, deren weibliches Auge den Zustand ihres Besuches erkannte, ihr eine Zuflucht in ihrem eigenen Heim gewährte, ohne auf irgend welche mögliche Verwicklungen Rücksicht zu nehmen; ein abermaliges Beispiel des Mutes und der Menschlichkeit, wie sie in meines Großvaters Familie herrschten. Denn einen solchen Flüchtling aufzunehmen, war mit nicht geringen Gefahren verbunden, und nur wenige mochten sich ihnen aussetzen. Die rheinischen Fürsten erlaubten dieser Freundin Forsters, die alle kompromittierte, die mit ihr in Berührung kamen, nicht, sich in ihrem Gebiet niederzulassen, und die außerordentliche Empfindlichkeit der sächsischen Polizei war bekannt. Einer der ältesten und nächsten Freunde Karolinens, der jetzt in Berlin wohnhafte, frühere Göttinger Universitätsbibliothekar F. L. Meyer, an dem sie aus dem Hause meines Großvaters geschrieben hatte, in der Hoffnung, daß sie in Berlin eine verborgene Zufluchtsstätte finden würde, hatte ihr mit einer Kälte geantwortet, die sie bitter enttäuschte. Wenn Göschens Freunde recht hatten, ihn in dem Rulffschen Fall zu warnen, wie viel größer war jetzt die Gefahr, einen berüchtigten Umstürzler bei sich aufzunehmen! Was die sächsischen Behörden betraf und ihre Strenge im Verfahren gegen Personen, die im Geruch standen, sich mit revolutionären Umtrieben befaßt zu haben, so erzählt Karoline selbst in ihrem Brief an Meyer, daß die Verordnungen so strenge seien, daß selbst Mauvillons Anwesenheit nicht gestattet wurde, weil er ein Freund Mirabeaus gewesen, obwohl er tatsächlich den Rang eines Offiziers im Dienste des Herzogs von Braunschweig einnahm. Trotz alledem wankte mein Großvater keinen Augenblick.

Wie lange der Gast in Göschens Hause blieb, weiß ich nicht; ebensowenig ist es mir bekannt, ob ihr Kind dort

geboren wurde. Die Behörden legten ihr, wie sie es erwartet hatte, Schwierigkeiten in den Weg. Sie mußte nach einem kleinen, unweit Leipzigs, aber jenseits der Grenze gelegenen Dorfe Luppa oder Lucca (?)*) fliehen, wo sie neuen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war und neuen Anstoß erregte. Schlegel aber und sein Freund waren Göschens unaussprechlich dankbar für ihre rechtzeitige und menschenfreundliche Hilfe, und dies um so mehr, als Karoline, selbst nachdem ihr heimlicher Versteck unnötig geworden, immer noch zeitweilig eine geächtete, ausgestoßene Person blieb, der alle außer ihren allerältesten Freunden aus dem Wege gingen. Aus Göttingen, wohin sie zum Besuch ihrer Mutter gereist war, wurde sie durch ein Reskript des Universitätskuratoriums als eine Frau, die Schande über eine achtbare Familie gebracht, ausgewiesen.

Schlegel selbst schrieb im Februar 1794 aus Amsterdam an meinen Großvater, als seine Freundin eben im Begriff war, das Dorf, das ihr als Zufluchtsstätte gedient hatte, zu verlassen:

„Dürft' ich Sie bitten den inliegenden Brief an meine Freundin zu besorgen? Sollte sie Lucca schon verlassen haben, so werden Sie ihre Adresse doch wissen. Wie innig weiß ichs Ihnen Dank, daß der großmüthige Eifer womit Sie sich ihrer und also auch meiner annahmen, bis ans Ende sich gleich blieb! Es macht mir das Andenken an unsre so kurze Bekanntschaft theuer und es wird gewiß nie in mir erlöschen. Erhalten Sie mir auch das Ihrige und empfehlen Sie mich auf's angelegentlichste Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem ganzen Hause. Leben Sie recht wohl und greifen Sie Ihre Gesundheit bey den vielen Geschäften, die Ihnen auch die Wielandische Unternehmung machen muß, nicht zu sehr an."

In einem späteren Briefe heißt es weiter:

„Es thut mir leid, daß Ihre Gefälligkeiten für meine Freundin zu einem Ihnen unangenehmen Gerücht Anlaß ge-

*) Welches Luppa gemeint ist, wird aus dem Zusammenhang nicht klar.

geben haben. Indeſſen ſollte ich denken, dergleichen Geſchwätz wäre gar zu unwahrſcheinlich um von Konſequenz zu ſeyn, und nicht ſehr bald zu verfallen. Hoffentlich werden die Umſtände Carolinen bald erlauben, ihren Sohn von Lucca wegzunehmen, und ſodann wird ſowohl dort als in Leipzig alles ſchnell vergeſſen ſeyn.“*)

Aber das Kind ſtarb vor Karolinens Umzug. Sie begab ſich von Gotha nach Braunſchweig im Jahre 1795 und ließ ſich dort mit ihrer Mutter, Schweſter und Tochter Auguſte, dem einzig am Leben gebliebenen Kinde aus ihrer Ehe mit Böhmer, häuslich nieder. Um dieſelbe Zeit gab Schlegel ſeinen Hauslehrerpoſten in Amſterdam auf und ging gleichfalls nach Braunſchweig, um an der Seite der Geliebten leben zu können. Friedrich ſchildert ſeines Bruders Glück in einem Briefe an Göſchen, wie folgt:

„Mein Bruder iſt nun ſchon ſeit geraumer Zeit in den Hafen eingelaufen und genießt die langentbehrte Glückſeligkeit der Freundſchaft. Möchte immer ſeine und unſerer Freundin Lage ſo dauerhaft ſeyn als ſie im Äußern wenigſtens recht günſtig iſt. Denn zu B.**) herrſcht die liberalſte Toleranz und die entfernteſte Erinnerung an ehemaligen politiſchen Bann fällt weg . . .“ (13. Sept. 1795).

Bald nach Schlegels Ankunft in Braunſchweig fügte Karoline folgende Nachſchrift einem ſeiner Briefe an Göſchen hinzu, die ſich augenſcheinlich auf den Tod ihres Kindes bezieht:

„Schlegel hat mir dieſen Brief zur Beſorgung übergeben, und ich kann ihn nicht einſiegeln ohne das zu thun, was ich längſt gern gethan hätte, wenn ich nicht immer fürchtete Ihre Geſchäfte zu unterbrechen. Ich habe Ihnen nehmlich noch nicht den Empfang Ihres traurigen Päckchens gemeldet,

*) Die Originale des Schlegel-Göſchenſchen Briefwechſels befinden ſich in der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden.

**) So im Original. Da Schlegel erſt fünf Jahre ſpäter nach Berlin ging, iſt wohl Braunſchweig gemeint.

noch Ihnen gedankt für Ihre Theilnehmung. Das Gefühl, an meiner Glückseligkeit, an meinem innern Frieden selbst, durch den Tod eingebüßt zu haben, wird keine Zeit lindern, und wenn es weniger lebhaft in mir ist, so ist es nur die Gewöhnung an Schmerz und Verlust, welche es dämpft. Schlegel einige Monate bis zu seiner weitern Bestimmung hier zu haben, ist wirklich ein Trost für mich, den ich genieße, bis er auch wieder vorübergeht . . ." *)

Eine merkwürdig intime Freundschaft zwischen dieser so überaus emanzipierten Frau und dem gottesfürchtigen, strenghäuslichen Kreise in der Familie des Verlegers hatte sich nach und nach entsponnen. Ja, Göschen scheint nach dem hier folgenden Briefe bei ihr angefragt zu haben, ob sie eine Stellung, wo sie Kinder zu beaufsichtigen hätte, anzunehmen geneigt sein würde. Es war dies, wenn man den vergangenen Lebenslauf der Frau in Betracht zieht, mindestens gesagt, eine etwas sonderbare Zumutung! Karoline schrieb darauf im Januar 1706 von Braunschweig aus:

„Liebster und gütigster Freund, ich drücke Ihnen herzlich die Hand für Ihre Vorsorge und Ihr Andenken. Dieser letzte Beweis derselben, ist mir einer der liebsten gewesen, denn in keinem hab ich es mit mehr Sicherheit und Beruhigung erkannt, daß Sie mich nicht vergessen wollen und Zutrauen zu mir haben. Was nun die Sache selbst betrifft, so stimt sie freilich nicht mit meinen Lebensbeschlüssen überein. Könte die Schwierigkeit gehoben werden, die darinn liegt, daß es unmöglich für mich ist, mich von meinem Kinde zu trennen, fände man es vielleicht nicht unvortheilhaft, daß ich eine Gespielin für jenes Kind mitbrächte, so gesteh ich Ihnen doch nun, liebster Freund, daß mich noch etwas anderes zurückhält. Ich kann mich auch von dem Freunde nicht trennen, von dessen Treue und Liebe niemand besser überzeugt seyn kann als Sie — das heißt denn so viel, es ist

*) August 1795.

ihm ebenfalls unmöglich wieder ganz entfernt von mir zu leben, und wenn über kurz oder lang der Augenblick kommt, wo seine Bestimmung ihn von mir ruft, so werden wir uns wohl entschließen müssen, dies Bündniß in ein anderes zu verwandeln, damit ich ihm mit Anstand folgen kann. Dann seh ich Sie auch wieder und Ihre Frau und Ihr ganzes Haus. Ohngeachtet ich nichts unmittelbar von Ihrem Ergehen erfahren, so weiß ich doch theils durch Gotter alles Böse und Gute was sich zugetragen hat. Das Böse ist vergeßen, denn das Gute ist da. Sie sollen „thöricht seyn für Freude" nach Ihrem eigenen Ausdruck und das wirkt auf mich zurück . . . Leben Sie recht wohl, theuerster Freund. Es geht kein Tag vorbey, an dem ich nicht an Ihr Haus denke. Tausend Grüße an Ihre Frau und Mariannen, die liebe.

Caroline B."

Sechs Monate nach dem Datum dieses Briefes heiratete Schlegel seine Freundin. Die Neuvermählten ließen sich zunächst in Jena nieder. Ein paar Jahre lang war Karolinens Gegenwart, anregend, geistreich und literarisch begabt, wie sie war, Schlegel ohne Zweifel von großem Nutzen. Aber ihr fehlte die Festigkeit. Sie machte die Bekanntschaft Schellings, eines ebenso heißblütigen Liebhabers wie gedankentiefen Philosophen, und verliebte sich in ihn, wie sie sich niemals in Schlegel verliebt hatte. Etwas mehr als vier Jahre nach ihrer Heirat nahmen die Gerüchte über ihre Verbindung mit Schelling eine so bestimmte Form an, daß sie ihrem alten Freunde Göschen zu Ohren kamen. Am 15. September 1800 schrieb er darüber an Böttiger:

„Ich höre von der Caroline Schlegel so wunderliche Dinge, daß ich es nicht mehr der Mühe werth halte, mich darum zu betrüben. Sie soll geschieden und Schellings Weltseele geworden seyn. Ich will es nicht glauben bis ich nicht mehr daran zweifeln darf." Dieser Zeitpunkt stellte sich in-

dessen bald ein, und Karoline Schlegel verschwindet aus dem Leben meines Großvaters.

Eine Anzahl Briefe Schlegels an Göschen sind uns aufbewahrt. Sie drehten sich, etwa sechs Monate nach Karolines Ankunft in Leipzig, um literarische Gegenstände; aber sonderbarerweise enthalten sie keine Anspielung auf das Ereigniß, das in ihren Beziehungen die größte Bedeutung beanspruchen mußte, nämlich Schlegels Angebot seiner Shakespeareübersetzung und Göschens Ablehnung. Bei dieser Gelegenheit wie bei andern erscheint die Politik meines Großvaters in den Augen derer, die nach dem Erfolg urteilen, unbegreiflich, denn das damals abgelehnte Werk ist noch jetzt, wie allgemein anerkannt, die grundlegende deutsche Übersetzung. Man hat zwei Gründe für Göschens Handlungsweise angeführt: zuerst — und dies ist wahrscheinlich der wahre Grund — des Verlegers zu dieser Zeit geltender Grundsatz „seine Spekulationen einzuschränken", und dann seine Besorgnis, Wieland, seinen bevorzugten Autor, zu verletzen, der selbst in früheren Jahren einige Stücke Shakespeares übersetzt hatte. Aber was für Einflüsse auch auf Göschen eingewirkt haben mögen, eins ist klar: Schlegel war keineswegs beleidigt; er nahm vielmehr Göschens Dienste in seinen Verhandlungen mit andern Verlegern in Anspruch. Auch andere Pläne wurden zwischen Göschen und Schlegel besprochen; z. B. eine Herausgabe der lateinischen Klassiker, wobei Schlegel den Properz übernehmen wollte. Aber der Plan wurde aufgeschoben. Als Böttiger im Dezember 1796 Schlegel zur Weiterarbeit am Properz ermahnte, da Göschens Ankündigung der beabsichtigten Klassikerausgabe fertig sei, war noch nichts getan. Zwar beteuerte der Dichter, er nehme das größte Interesse an dem Unternehmen und verspreche alle mögliche Mühe und Sorgfalt anzuwenden; aber es blieb bei dem bloßen Versprechen.

Ein von Schlegel in mehreren Briefen kurz skizziertes Werk über Dante, wovon ein Teil schon in den „Horen" er-

schienen war, wurde von meinem Großvater abgelehnt. Dagegen wird in dem Briefwechsel ein anderes Werk von Schlegel erwähnt, über „Walpole", für dessen ersten Band der Verfasser das Honorar empfangen zu haben bescheinigt mit dem Versprechen, den zweiten Band zu rechter Zeit zu vollenden.*) Es läßt sich aber in dem Göschenschen Verlagskatalog kein Werk „Walpole" finden.

Einige kritische Schriften, die Schlegel meinem Großvater zum Verlage vorschlug, wurden von diesem nur bedingungsweise angenommen. Er war bereit, Kritisches zu verlegen, aber nichts Polemisches. Dies, entgegnete Schlegel, sei eine contradictio in adjecto; ohne das freimütigste Urteil und ohne Tadel sei keine Kritik möglich. Er gab indessen zu, daß Göschen unangenehme Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht habe.

„Sie haben", schreibt er, „über den Verlag der Metakritik Anfechtungen zu erleiden gehabt? Dies ist eine in der That unglaubliche Unbilligkeit. Ob ich gleich die Polemik in der Metakritik ganz und gar nicht für die rechte halte, so hat es mich doch vielmehr als ein schönes Beispiel von Liberalität gefreut, daß ein Buch bei Ihnen erschien, das ganz gegen einige Hauptwerke in Ihrem Verlage gerichtet ist. Ihnen darüber den Krieg machen zu wollen, das würde ich abgeschmackt finden und wenn es der alte Kant selber gethan hätte, von dem ich es mir aber unmöglich vorstellen kann . . ."

Schlegel bemühte sich, überzeugend nachzuweisen, daß Göschen, wenn er einmal kritische Aufsätze aufnähme, Polemisches unmöglich ausschließen könne. Ich kann mir aber wohl vorstellen, was in des Verlegers Gemüt vorging.

Niemand hatte in den großen literarischen Fehden, die auf die Veröffentlichung der „Horen" gefolgt waren und sich

*) „Es ist mein Wunsch", schreibt Schlegel, „die durch den Walpole angefangene Verbindung mit Ihnen, zu gemeinschaftlichen Geschäften weiter zu kultiviren" (5. April 1800).

später mit nie zuvor gesehener Heftigkeit um die „Xenien" entsponnen hatten, eine hervorragendere Rolle gespielt als die Gebrüder Schlegel. Sie hatten sich an Kämpfen beteiligt, die die ganze deutsche literarische Welt in zwei feindliche Lager gespalten und die erbittertsten Persönlichkeiten und Ausfälle großgezogen hatten. Nichts war daher natürlicher, als daß ein Verleger kritischen aus solcher Quelle stammenden Abhandlungen mit Mißtrauen begegnete, es sei denn, daß er auf Mäßigung und auf einen Ton rechnen konnte, der sie von jenen leidenschaftlichen Aufwallungen unterschied.*)

Die vorläufige Ankündigung der „Horen" ward von Schiller selbst verfaßt. Es war ein in prächtigster, schwungvollster Sprache gehaltenes Manifest, das eine ganz neue, abweichende Richtung ankündigte. Schütz, den Herausgeber der großen Jenaer Zeitung, hatte man mit Geschick zu gewinnen gewußt, und er führte die neue Zeitschrift mit vielem Pomp ein. Die Ankündigung, die Kritik und die Artikel selbst erregten ungeheures Aufsehen. Sogar der greise Wieland als objektiver Zuschauer fühlte eine gewisse Bestürzung. Zu seinem Schrecken erschien nämlich die Besprechung gerade in dem Augenblick, als die großen Ausgaben seiner Werke, nach siegreicher Überwindung so vieler Hindernisse seinen Ruhm krönend, in die Hände des Publikums ausgeliefert werden sollten, und er war in größter Besorgnis, daß die öffentliche Aufmerksamkeit von ihm abgewandt werden könne. So schrieb er denn an Göschen mit der dringenden Aufforderung, nun auch *seine* Anzeige zu veröffentlichen, „wäre es auch nur, damit man uns nicht gar über den neu erschienenen Horen aus dem Gesicht verliert, welche jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen und in der allgemeinen Literaturzeitung so pompös, und so hyper-pompös recensirt worden sind."

*) Die „Horen" wurden im Januar 1795 veröffentlicht; die „Xenien" erschienen im Musenalmanach vom Jahre 1797.

„A propos der Horen", fährt er fort, „was sagen Sie zu dem Preise von 16 Gr. für 6 Bogen, ziemlich geschmacklos gedruckt? Wenn man diese Horen zum Maßstab nimmt, so ist Ihre Quart Ausgabe meiner Schriften ein sehr wohlfeiles Buch." *)

Aber trotz dieser angeblichen „hyper-pompösen" Ankündigung eroberte sich die Zeitschrift die Gunst des Publikums nicht im Sturm, vielmehr erregte sie einen Sturm, und zwar vom ersten Augenblicke ihres Erscheinens an. Ihre neuen, mit dogmatischer Autorität verbreiteten Lehren erregten außerhalb des Kreises der Mitarbeiter den heftigsten Widerspruch. Der Lobgesang der „Literaturzeitung" selbst goß nur Öl ins Feuer. Die Orthodoxen witterten eine Revolution, und alle sahen in ihr die Anzeichen einer neuen Kampfeszeit. Die Angriffe waren nicht ohne Folgen für die „Horen". Die Buchhändler fingen an, ihre vorigen Bestellungen zu widerrufen. Unter anderen Gegnern eröffnete Zacharias Becker den Reigen mit einer Kritik des marktschreierischen Artikels der „Literaturzeitung", und Dyk**) blies in seiner „Bibliothek der schönen Wissenschaften" von Leipzig aus zum Angriff. Schiller argwöhnte, daß Göschen den letztgenannten Aufsatz inspiriert habe, aber der Verdacht war, wie aus dem Tone der weiter unten mitzuteilenden Briefe ergibt, völlig grundlos. Göschen wankte in seiner treuen Anhänglichkeit an Schiller keinen Augenblick.

Der entfesselte Sturm literarischer Grobheiten erregte den Zorn der beiden Titanen, spornte sie aber zu gleicher Zeit an, über die Schuldigen eine scharfe Strafe zu verhängen. Schiller war besonders empfindlich und schrieb am 29. Nov. 1795 an Goethe: „Hier habe ich Lust eine kleine Hasenjagd anzustellen und besonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Consorten, zu regaliren." ***)

*) Siehe Gruber, l. c., S. 231f.

**) Joh. Gottfr. Dyk, Buchhändler und Schriftsteller in Leipzig (1750—1815). Acht Xenien beziehen sich auf ihn.

***) Siehe Jonas, IV, 332.

Zum Zweck dieses Rachefeldzuges beschlossen die beiden „Titanischen Brüder", den Thron ihrer anerkannten Majestät zu verlassen und als gewöhnliche Athleten in die Arena hinabzusteigen. Damit eröffneten sie jenes literarische Pandämonium, den Xenienkampf, in dem sie, die Erhabenen, Freund und Feind in wahren Orgien des Übermutes und der Tollheit mit Schlägen bedachten.

Das Mittel, um diese Epigramme unter das Publikum zu bringen, war bald gefunden. Schiller hatte nämlich mitten in seinen ästhetischen und Redaktionsarbeiten beschlossen, einen Musenalmanach zu gründen und herauszugeben; und den wichtigsten Beitrag für den ersten Jahrgang (1797) sollten eben jene Xenien, die Schiller und Goethe im Dezember 1795 in Arbeit genommen hatten, bilden. Als der letztere seinem Freunde einige Probedistica sandte, war mein Großvater leider unter den ersten, die Schiller als passende Schlachtopfer erschienen. Er sagt in seiner Antwort an Goethe:

„. . . Ich denke, wenn wir das hundert voll machen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir heiliges und profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramsdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht Ichs; Freund Nicolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister, u. dgl. mehr.*)

Racknitz hatte, wie wir wissen, über den „Geschmack" geschrieben. Ramdohr wird häufig in Schillers Briefen erwähnt als Verfasser der „Charis oder Über das Schöne". Die Ausleger der „Xenien" sind verschiedener Meinung über die Gründe, warum Göschen als Thümmels Stallmeister aufgeführt wird. Am wahrscheinlichsten ist, daß beide in Schillers Vorstellung nicht als Schriftsteller und Verleger verbunden waren,

*) Jonas, l. c., IV, S. 374.

sondern als Verfasser von Reisebüchern: Göschen sollte wegen seiner „Johanns Reise" an den Pranger gestellt werden. Goethe ging auf Schillers Vorschlag ein, gebrauchte aber das anstößige Buch, nicht um meinen Großvater mit Thümmel zusammen, sondern mit Charis zu verspotten. „Wie prächtig" schrieb er seinem Freunde zurück, „werden sich Charis und Johann neben einander ausnehmen".*) Aber weder diese Nebeneinanderstellung noch der Vergleichspunkt tritt in den Xenien klar hervor. Dagegen schickte Goethe Schiller folgendes bissige Epigramm auf Göschen:

„Einen Helden suchtest du dir, um deinen Character
Darzustellen, und fuhrst in den Bedienten Johann."

Weder dies Epigramm noch das im Manuskript gleich dahinter folgende auf Thümmel sahen das Licht, bis sie viele Jahre später zugleich mit den Originalen des Goethe-Schillerschen Briefwechsels aufgefunden wurden. Man hat vermutet, daß Schiller Gewissensbisse darüber empfand, seinen Namen zu einem verletzenden Angriff auf Göschen, zu dem er trotz zeitweiliger Entfremdungen in freundschaftlichsten Beziehungen stand, herzugeben. Aber das Epigramm ist so wie so pointelos, insofern, als Göschen selbst in dem Buche nicht durch den Bedienten Johann repräsentiert wird, sondern durch dessen Herrn. Um aber den Verleger doch nicht ganz frei mit Bezug auf das Buch ausgehen zu lassen, wurde folgendes Distichon, wahrscheinlich von Schiller selbst, geschmiedet:

„Sachen, die man sucht.
Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet
Und orthographisch, jedoch nichts in Belles-lettres gethan."

Ein zweites gegen Göschen gerichtetes Xenion war sehr harmloser Natur; es verspottete lediglich seine ausschließliche Beschäftigung mit Wielands Werken:

*) Weimar, 30. Dez. 1795. Siehe Vollmer, Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, S. 104.

„Göschen an die Deutschen Dichter:
Ist erst der Wieland heraus, so kommt's an euch Übrige Alle,
Und nach der Location, habt nur einstweilen Geduld."

Wenn man die Heftigkeit der persönlichen Angriffe, die beabsichtigte Heftigkeit in Betracht zieht, welche die „Xenien" durchweg charakterisierte, und ebenso bedenkt, daß nach Schillers lustiger Bemerkung weder Heiliges noch Profanes geschont werden sollte, so hatte Göschen wenig Grund, sich zu beklagen. Auch hegte er nicht den geringsten Groll gegen die Verfasser. Hätte er jenes erste kränkende Epigramm Goethes gekannt, so wäre er darüber sicherlich in Feuer und Flamme geraten, denn er war schnell aufgebracht, wenn er sich für persönlich beleidigt hielt. Wie aber die Sachen lagen, bewies er keine Empfindlichkeit, ja, er war einer der sehr wenigen, die die Xenien freundlich und unparteilich beurteilten, während sich nach dem Erscheinen des Musenalmanachs ein Wutgeschrei von allen getroffenen Autoren, Kritikern und Gelehrten in ganz Deutschland erhob. Der Zorn gegen das „Duumvirat" war intensiv. Erbitterte Opfer schrieben und veröffentlichten zahlreiche, immer giftige und verletzende und meist sehr armselige Anti-Xenien.

Wieland persönlich hatte man mit leidlichem Respekt behandelt, und seine Eitelkeit fühlte sich nicht besonders verletzt. Auf alle Fälle unterdrückte er irgendwelche Äußerungen persönlicher Natur, dagegen brachte er es fertig, ein strenges, mit leichtem Spott und vieler Ironie gemischtes Urteil über die „Ausbrüche der Götterbuben" in einem unter dem Titel „Er und Ich" veröffentlichten Dialog zu fällen.

Seine Privatbriefe an Göschen zeigen jedoch, daß ihn der ganze Xenienkampf schmerzte.

Göschen hatte ihm im Vertrauen einige Leipziger Xenien zum Durchlesen gesandt, worin die großen Duumviri angegriffen wurden. Darauf lautete des Dichters Antwort (29. November 1796):

„Für die mitgetheilten Leipziger Xenien danke ich Ihnen, — sie sind zum Theil grob und schmutzig genug. — Ich für meine Person habe so wenig Freude daran, wenn Männer wie G[oethe] und S[chiller] der Welt eine solche Farce geben, und sich durch einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich ist, sich selbst eine so pöbelhafte Behandlung zuziehen, daß ich darüber eher weinen als lachen möchte. Ich werde mich sehr hüten, dieses von der Pleiße zu uns herüberschallende Echo hier jemanden mitzutheilen; ich sorge aber, es werde ohne mich bekannt genug werden . . ."

Göschen selbst wurde von vielen Seiten ins Vertrauen gezogen. Auf diese Weise war er imstande, die Heftigkeit sowohl wie die Ausdehnung des tobenden Unwetters zu bemessen. Über die „Gegengeschenke an die Sudelköche", d. h. eine Sammlung von Anti-Xenien schrieb er an Böttiger, sie hätten in Leipzig keinen Beifall gefunden; Manso,*) einer der heftigsten Gegner des Duumvirates, habe fast alles Zeug allein gemacht; Garve sei sehr ärgerlich darüber. In Wien habe man das Gefühl, wie Göschen erfahren habe, daß Goethe zu gescheut sei, um solche „Bubenstreiche" zu vollführen. Was Nicolais Antwort auf die furchtbare Züchtigung der Xenien anbetreffe, so hielt Göschen sie für schwach. Er schrieb darüber an Böttiger:

„Nicolai**) ist nun auch mit 16 Bogen gegen die Xenien erschienen. Ein Gericht Kartoffeln, worin für Manche gesunde Nahrung ist. Da sie aber mit der Mondierung in bloßem Wasser gekocht sind, so wäre etwas Salz, Butter und Pfeffer nöthig, damit das Gericht auch Geschmack bekäme. Sein Lessing spielt auch hir seine Rolle und französische, eng-

*) Joh. Caspar Friedr. Manso (1760—1826), Historiker. Von ihm rührt der Ausdruck „Sudelköche" her. Der Titel seines Schriftchens lautet: „Gegengeschenke an die Sudelköche von Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" (1797).

**) Nicolai, Chr. Friedr., der bekannte Buchhändler und Schriftsteller in Berlin (1733—1811). Verfaßte unter anderm auch eine „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz".

lische, griechische und lateinische Citate sollen ihm von dem Leerkopf loshelfen. Der arme Schiller muß die Freundschaft Göthens theuer bezahlen, denn auf ihn fällt immer der Schuß, da man auf Göthe nur anlegt . . ."

Wie mein Großvater im allgemeinen über die schmachvollen Angriffe auf seine großen Geschäftsfreunde aus früheren Tagen dachte, erhellt aus folgendem, am 2. Januar 1797 an denselben Freund gerichteten Briefe:

„Hier haben Sie ein Gedicht von Asmus*), worinn ein paar hübsche Dinge auf die Götterbuben sind. Reichard**) hat im Journal „Deutschland" auch Rache geschnoben. An Göthe wagt er sich nicht recht, aber desto verächtlicher geht er mit Schillern um. Mir blutet das Herz wenn ich bey dieser Gelegenheit den schönen Traum von der Cultur unserer Nation schwinden sehe. Es waren diese Erscheinungen ein Griff an den Puls unseres Jahrzehnds. Nicht der Griff eines sorgsamen Arztes, sondern eines Scharfrichters; aber es war doch ein Griff. Und was ergiebt sich? Erstlich die Nation ist noch nicht reif genug das Verachtungswürdige zu verachten und sie ist nicht reif genug um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. In allen Briefen, die ich erhalte, in allen Journalen, in allen Flugschriften, die bis jetzt erschienen sind, raubt man wegen einer Versündigung den beyden Menschen, wenigstens Schillern, alles. Und hat Schiller nicht den Geisterseher geschrieben? welches Buch in Rücksicht auf Darstellung gewiß vielen Götheschen das Gleichgewicht hält? Hat Schiller nicht Bürger und Matthison rezensirt? und welche Nation hat eine ähnliche Kritik? Auf zehn Jahr ist Schillers Ruhm unter den Deutschen dahin,

*) Claudius, Matthias, gen. Asmus (1740—1815). Schiller bezieht sich auf die im Text genannten Verse in dem Briefe an Goethe vom 27. Jan. 1797.

**) Heinr. Aug. Ottokar Reichard (1751—1828), Kriegsrat in Gotha, Verfasser des Revolutionsalmanachs und „Theaterjournals für Teutschland"

wegen einem Muthwillen, der Züchtigung, aber keine so fürchterliche verdiente.

Was haben die Xenien im Grunde geschadet? Das wahrhaft Gute und Schöne kann durch dergleichen Muthwillen nicht besudelt werden. Nicolais Verdienst wird bleiben ohngeachtet der Musenalmanach ihn Nickel nennt und ohngeachtet Nicolai Reisen beschreibt und viele Sünden begeht . . ."

Dies war Göschens Gemütsverfassung zu einer Zeit, da die Majorität derer, welche die Geißelhiebe der „Xenien" gespürt hatten, laut aufschrieen! So protestierte er gegen die Ungerechtigkeit, den Genius Schillers schmähen zu wollen wegen einer poetisch-tollen Laune. Die Wirkung dieser Angriffe auf Schiller und sein Geschick liegt ihm am meisten am Herzen. Denn trotz des Zerwürfnisses zwischen ihnen, das eben erst, wie wir sahen, durch die Vermittelung Schlegels beigelegt worden war, und trotz des tiefen Kummers, den ihm die Verlagsübertragung der Schillerschen Schriften an seinen Konkurrenten Cotta verursachte, hatte die Macht des Schillerschen Genius und seine Persönlichkeit nicht aufgehört, ihn immer von neuem zu bezaubern und zu fesseln, und kein Anflug von Verstimmung oder Groll trübte sein unparteiisches Urteil über jene bissigen Epigramme, unter denen seine früheren Autoren ihm einen Platz angewiesen hatten.

Sollte vielleicht in der Erwähnung von Reisebeschreibungen unter Nicolais Sünden eine leise Ironie liegen? Es wäre möglich.

Wenn Göschen in dem obigen Briefe schrieb, daß zehn Jahre vergehn könnten, ehe Schiller wieder auf seiner alten Höhe dastehen würde, so irrte er sich sehr. Schon vor dem Ende des Jahres 1796 gebot Goethe den ärgerlichen Feindseligkeiten ein Halt. Sein großes Idyll, „Hermann und Dorothea", näherte sich der Vollendung und Schillers „Wallenstein" war in Arbeit.

Die ideale Schönheit „Wallensteins" ließ die Tollheit der Xenien vergessen.

Aber diese Rückkehr zur Vernunft und würdigerer literarischer Arbeit fand bei einigen der Mitstreiter keinen Anklang. Der heftige Kampf dauerte fort, und zwar standen jetzt auf der einen Seite die Gebrüder Schlegel im Vordertreffen. Von dem tollen Geist der „Xenien" angesteckt, gründeten sie eine neue Zeitschrift, das „Athenäum", in welchem sie fortfuhren, diejenigen anzugreifen, die in den „Xenien" verschont worden waren. Die verhältnismäßige Achtung, mit der Goethe und Schiller Wieland behandelt hatten, wurde preisgegeben, und er wurde wie andere unbedeutende Männer an den Pranger gestellt.

Der greise Dichter selbst war abgeneigt, sich in einen Kampf mit den jugendlichen Herausgebern des „Athenäums" einzulassen, ja er wünschte sogar den von ihm redigierten „Mercur" aufzugeben, damit diese Zeitschrift nicht unter dem Druck seiner Freunde oder eigener im Bereich der Möglichkeit liegenden Versuchung ein Antischlegelsches Organ würde. Er wünschte, Böttiger möge die Leitung übernehmen. Dieser fragte bei Göschen an, doch lautete die Antwort wenig ermutigend.

Schließlich überredeten die Freunde des Dichters, die für ihre eigenen Zwecke den Fortbestand des „Mercur" wünschten, Wieland, die Herausgabe bis zum Jahre 1800 beizubehalten, und Böttiger wurde Mitherausgeber.

War Wieland voller Sehnsucht nach Frieden und abgeneigt, handgemein zu werden, — wie denn die ihm zugedachten Hiebe seine empfindliche Natur stets auf das schmerzlichste berührten — so hatten andere keine solchen Gewissensbisse. Persönliche Grobheiten nahmen auf beiden Seiten überhand. Eine wahre Wut scheint sich der ganzen schriftstellerischen Welt bemächtigt zu haben. Nicolai und Merkel*) taten ihr Bestes, Wieland zu rächen, und Kotzebue trat mit den Ergebnissen seiner nicht immer feinen Feder auf seine Seite.

*) Merkel, Garlieb (1769—1850), Schriftsteller in Berlin. Obwohl Gegner Schillers, schrieb er doch eine begeisterte Rezension des „Wilhelm Tell".

Sein Stück: „Der hyperboräische Esel" war eine der von ihm geschmiedeten Waffen. Wieland jedoch, der von dem hohen Beruf des Schriftstellers durchdrungen war, konnte mit Angriffen auf seine Gegner, wenn sie gegen den guten Geschmack verstießen, und denen es an der gehörigen Wirksamkeit fehlte, nicht übereinstimmen. So fragte er denn bei Göschen an:

„Ist es wahr, lieber Göschen, daß Kotzebue's ‚Hyperboreischer Esel' so große Sensazion in Leipzig gemacht hat, wie man sagt? Das Possenspielchen hat gleichwohl einen Hauptfehler; und der ist, daß man in dieser Manier, und durch Herausheben auffallender Sätze aus ihrem Zusammenhang, jeden andern Schriftsteller ebenso gut lächerlich machen könnte. Die Herren Schlegel haben eine tüchtige Aristophan'sche Lauge verdient: aber Herr v. Kotzebue nimmt sich zu wenig Zeit zur Arbeit, und sein Salz, unter uns gesagt, ist ein wenig dumm." *)

Die maßlose Heftigkeit der Schlegelschen Schule, die Erniedrigung der Zeitschriften zu bloßen Mundstücken der gröbsten persönlichen Beleidigungen und im allgemeinen der Ton der damaligen literarischen Fehden dürften meines Großvaters kluge Weigerung, die kritischen Aufsätze Schlegels zu veröffentlichen, ohne ein vorheriges Einverständnis betreffs der Grenzen der Polemik und einer echten Kritik, sattsam erklären. Seine Haltung war hierin konsequent. Er weigerte sich ebenso, heftige Artikel der andern Partei zu publizieren. Als Böttiger ihm im Dezember 1799 einen zornsprühenden Aufsatz gegen die Herausgeber des „Athenäums" anbot, lehnte er mit folgenden Worten ab:

„Der Manuscript-Aufsatz ist ein Muster von ätzenden Curmitteln; es ist Höllenstein. Daß die Herren diese Cur bedürfen und die Schmerzen verdienen, das ist keine Frage. Aber ich kann die Publizität nicht befördern. Ich bin schwach in dergleichen Fällen. Hat mir ein Mann einmal Freund-

*) Den 31. Okt. 1799. Siehe Gruber, l. c., S. 266.

schaft bewiesen, so kann ich nichts gegen ihn in's Publikum befördern helfen. Sie kennen meine ehemaligen Verhältnisse mit W[ilhelm] S[chlegel], ich kann unmöglich beitragen, daß er öffentlich so gegeißelt werde . . . Sie haben keine Rücksicht zu nehmen; denn Sie sind geneckt und gereizt worden; man hat sich Alles gegen Sie erlaubt. Ihnen kann ich es nicht verdenken, wenn Sie das erwiedern was man Ihnen gethan hat. Aber, wenn Sie mir erlauben, so wünsch ich, daß die Herren mit Todesstille behandelt werden, und kein Mensch Notiz von ihnen nehme.

Mögen sie doch eine zeitlang Gesichter schneiden und Sprünge machen; wie sie sehen, daß das Publikum doch nur lacht und ihnen den Beutel nicht füllt, so werden sie schon wieder einlenken. Vielleicht wird noch etwas aus ihnen. Wahrlich es ist schade um so manches Talent, welches diese Herren haben.

Zürnen Sie nicht auf mich, verehrungswürdiger Freund, daß ich vielleicht allzu weich bin. Diese Weichheit ist aber so sehr mit meinem ganzen Wesen verbunden, daß ich sie nicht losreißen kann . . ."

So bewahrte sich mein Großvater seine Kaltblütigkeit und hütete seine Ehre in jener Zeitperiode heftigster Invektiven und unerbitterlichen literarischen Kampfes.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Prachtdrucke.

1797—1806.

Wenn der seit dem Vertrage von Basel zwischen Frankreich und dem Norden Deutschlands bestehende Frieden und die zwischen Frankreich und Österreich in Loeben festgesetzten Friedensbedingungen die Geschäftsleute im Frühling 1797 mit lebhaften Hoffnungen auf eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und der Wiederbelebung des Handels erfüllt hatten, so waren diese Hoffnungen bestimmt, getäuscht zu werden. Die Einstellung militärischer Bewegungen hatte Deutschland zwar von unmittelbarer Gefahr und von der Furcht weiteren Gebietsverlustes befreit, aber von einer wirklichen Wiederherstellung des Vertrauens und des Handels konnte trotzdem nicht die Rede sein. Noch seufzte das übrige Europa unter den entfesselten Leidenschaften des Kampfes; Land- und Seekriege, abenteuerliche Unternehmungen, Siege und Niederlagen zerrütteten es. Während dieser bedeutsamen und gewaltigen Ereignisse, deren Endresultat man unmöglich vorhersehen konnte, hielten es daher die deutschen Geschäftsleute für ihre dringende Pflicht, zu „balancieren und pausieren", um mich einer Wendung Göschens zu bedienen. Auch Göschen „balancierte", aber er schreckte deshalb doch nicht von allen neuen Verlagsverpflichtungen zurück, und da er sowohl Buchdrucker wie Verleger war und die Bedingungen seiner Konzession ihn auf den Druck derjenigen Bücher beschränkte, die er selber verlegte, so mußte er in großem Maße seine Geschäftsunternehmungen so einrichten, daß er Werke aus typo-

graphischen Rücksichten annahm. Er mußte nicht nur den schweren Verlust vermeiden, den das Müßigstehen seiner „gefräßigen" Pressen, wie Klopstock sie nannte, mit sich gebracht haben würde, sondern er hatte auch durch seinen ungeheuren Fleiß viele verbesserte Methoden in seinem Handwerk erfunden, auf deren praktische Verwertung er stets bedacht war, und da er Maschinen besaß, die besonders für schöne Ausgaben eingerichtet waren, suchte er natürlich fortwährend nach Büchern, die sich für einen derartigen Druck eigneten. Wenn wir dazu noch bedenken, daß sein Ehrgeiz als Typograph keine Grenzen kannte, so haben wir, wenn nicht den, doch einen Schlüssel zu seiner Gewohnheit, die Autoren zu überreden, ihm zu gestatten, ihre Werke in ein schöneres Gewand zu kleiden, als sie es selber wollten.

Beweggründe dieser Art veranlaßten Göschen wahrscheinlich zur Annahme eines Gedichtes „Die Gesundbrunnen" von einem gewissen Neubeck,*) den ihm Schlegel im Jahre 1797 zugeführt hatte. Der Verleger benutzte die Gelegenheit zur Herstellung eines prachtvollen Foliobandes als einer glänzenden Probe seiner Typographie. Dies war jedoch nur ein isoliertes Werk. Um seine Pressen dauernd zu beschäftigen, ging er mit größeren Plänen um und verfiel dabei auf die Idee, eine Reihe schöner Ausgaben der alten Klassiker herzustellen. Schon im Jahre 1796 hatte er angefangen, derartige Pläne auszuarbeiten, und sich namentlich nach den notwendigen Gelehrten und Mitarbeitern umzusehen, obschon er sich bewußt war, daß die Gefahren der Zeit irgend welchen wirklichen Fortschritt in der Verwirklichung seines Planes für den Augenblick unmöglich machten.

Zuerst hatte er sich im Frühjahr des genannten Jahres an Böttiger gewandt, der, selber ein gelehrter Philologe, an einer Ausgabe des Terenz arbeitete. Als Veranlassung zu

*) Neubeck, Valerius Wilh., Hofrat und Kreisphysikus (1765 bis 1850). Verdient um die öffentliche Gesundheitspflege. Das Motto seines Lehrgedichtes war das Pindarische *Ἄριστον μὲν ὕδωρ.*

seinem Plane hatte er dabei den Wunsch angegeben, seine eigenen Verbesserungen des Druckes praktisch vorzuführen. Unter andern war er mehr als zwei Jahre lang bemüht gewesen, die Ungleichheiten der Linien zu beseitigen, und hatte endlich einen Mechanismus zustande gebracht, der dies erreichte. Diesen Sieg über Schwierigkeiten wollte er nun in einer „Bibliothek der lateinischen Klassiker" für „den Mann von Geschmack, nicht für den Philologen" zeigen. „Ich muß hinzusetzen", fährt er fort, „für den begüterten Mann von Geschmack, der seine Meubles und seine Wohnung mithin auch seine Bibliothek gerne elegant hat. Haben Sie schon einen Verleger für Ihren Terenz, so schweige ich; haben Sie noch keinen, so frag ich, ob Sie ihn für diese Bibliothek bestimmen wollen. Vielleicht übernehmen Sie auser dem Terenz noch einige andere Dichter oder Geschichtsschreiber. . . Vielleicht übernehmen Sie auch die Redaction des Ganzen? . . . Mit den Dichtern fingen wir an, dann folgten die Historiker, aber in allen Fächern blos die Matadore. Denken Sie Sich unter die (!) Käuffer die Freunde der schönen Wissenschaften in allen Ständen, welche in der Jugend so viel gelernt haben, daß sie die Classiker in ihren männlichen Jahren für die Quelle ihres geistigen Vergnügens halten."

Dann folgt dieser Gefühlsausbruch:

„O wie wohl ist mir, wenn ich manchmal des Abends nach der Arbeit noch mein „Beatus ille qui procul negotiis" in meiner Laube zusammenstoppeln kann, und wie schmerzt es mich dann, daß mein Conrektor nicht mehr Latein in einem ganzen Jahr in mich hinein gebläuet hat . . ."

Als Göschen eine ermunternde Antwort von Böttiger erhielt, setzte er ihm seinen Plan genauer auseinander in einer weitschweifigen, aber oft pittoresken Darlegung. Wir wollen den Leser nicht mit einer ausführlichen Wiedergabe belästigen. Nur ein kurzer Auszug sei hier mitgeteilt:

„Bodoni und Didot haben in Rücksicht der Typographie unendlich viel geleistet; aber sie sind zu theuer. Der Horaz

von Bodoni kostet jetzt 70 Dukaten. Meine Absicht ist daher, keine Prachtausgaben, sondern elegante Ausgaben zu liefern, die zwahr ohne Luxus aber, in dem Geist der Alten, Simplicität, Schönheit und Correctheit haben. Nicht Ausgaben bey denen jeder Bogen 1 Thaler kostet, wie in dem musterhaften Werk „Hume's History of England" in fol., welches alle typographischen Unternehmungen in Europa seit Erschaffung der Welt, weit hinter sich zurückläßt, sondern Ausgaben zu denen der sparsame Deutsche, welcher Mittel hat, solche anzuschaffen, Lust bekommt. Es muß dabey deutsche Geduld und Fleiß bemerkbar, aber keine Pracht seyn. Einfach, nett, schöne Farbe, gute Lettern, schwarz und kräftig gedruckt auf schönes Papier, das ist das was ich zu leisten gedenke."

Was die Höhe der Auflage betraf, so beabsichtigte er nur 200—350 Exemeplare der schönen Ausgabe zu drucken, weil man nur eine gewisse Quantität jährlich von dem schönen Papier erhalten könne, weswegen auch Didot und Bodoni nie über 250 Auflagen machten. Aber nach Unterbringung der schönen Ausgaben sollten Abdrucke auf billigem Papier ausgegeben werden für weniger Wohlhabende. Jene schöne Ausgabe müsse diese mit tragen, „damit der Reiche dem Armen helfe". Die Idee, eine Suite von Klassikern zu drucken, sei eigentlich bei ihm entstanden, als Kindervater*) ihm den „Lucrez", der Dichter Schlegel . . . Catull, Tibull und Properz antrugen. „Halten Sie diese beiden Männer für brauchbar?" frägt Göschen am Schluß.

Unterdessen wünschte er von dem Plane bis Michaelis 1797 nichts verlauten zu lassen. Da aber kam der trübe Sommer 1796, jene Zeit der verzweifelten Not, in der nichts vorgenommen werden konnte. Erst im folgenden Jahre wurde die Sache wieder aufgenommen.

*) Kindervater, Chr. Viktor, Theologe und Philologe, starb als Generalsuperintendent in Eisenach im Jahre 1809. Auch als Übersetzer von Ciceros „De natura deorum" bekannt.

Da Böttiger sich nicht entschließen konnte, die Herausgabe der ganzen „Suite" zu übernehmen, sah sich Göschen nach einer andern Persönlichkeit um, und seine Wahl fiel auf Professor Eichstädt*). In seinem weiteren Nachforschen nach etwaigen gelehrten Mitarbeitern erinnerte er sich auch seines Jugendfreundes Heeren, des Historikers; aber dieser erscheint nicht auf der Liste der später gewonnenen Schriftsteller. Der berühmte Hermann**) jedoch ließ sich überreden, den „Plautus" zu übernehmen, jedoch mit der Bedingung, daß irgend jemand die Schätze der Leydener Bibliotheken für ihn prüfte.

Außer dieser Anwerbung von Mitarbeitern wurde die Sache im Jahre 1797 nicht weiter gefördert. Im folgenden Jahre verursachte der große Plan Göschens endlose Mühe. Keiner der mit der Bearbeitung der Dichter betrauten Gelehrten konnte irgend ein Resultat seiner Arbeit vorweisen, und viel wertvolle Zeit wurde vergeudet.

Zu Anfang des Jahres 1799 nahm Österreich seine Feindseligkeiten gegen Frankreich wieder auf, der Kongreß zu Rastatt wurde zersprengt, und alle Aussichten auf ein Wiederaufleben im Handel und Verkehr wurden vernichtet. Göschen war mutlos. Seine Klassikerausgaben waren für die Wohlhabenden bestimmt, die „elegante Bibliotheken" zu haben wünschten. Aber wer würde jetzt in einer solchen Zeit der Krisis Bücher kaufen? Unter solchen Umständen nahm sich Göschen vor, wenn auch widerwillig, seinen ursprünglichen Plan zu ändern und den prosaischeren aber einträglicheren Bedarf der Schulen ins Auge zu fassen.

Sobald aber der Vertrag von Lunéville im Jahre 1801 die Aussicht auf einen zeitweiligen, wenn auch unsicheren Frieden eröffnete, kehrte seine alte unermüdliche Unternehmungslust wieder, und er beschloß das Gebiet seiner Klassiker-

*) Eichstädt, Heinr. Karl Abraham, Philologe, 1772—1848. Professor in Jena.

**) Hermann, Joh. Gottfried Jakob, bahnbrechender Philologe, 1772—1848.

ausgabe durch die Aufnahme auch andrer Autoren außer den Dichtern zu erweitern. Cicero's Reden wurden Schütz in Jena zugeteilt, Cicero's Briefe dem ausgezeichneten Gelehrten Martyni-Laguna, Cicero's philosophische Schriften dem Professor Morgenstern*), Eutropius dem Professor Zschucke. Sich das Versprechen dieser Gelehrten zu sichern war leicht, eine andere Sache aber war es, nun auch wirklich Arbeit geliefert zu erhalten. Mehrfach erfolgte ein ärgerlicher Aufschub, die Zeit ging dahin, und immer mehr Kapital wurde in das Unternehmen hineingesteckt, da das Papier im voraus gekauft und einigen der Erklärer Vorschuß geleistet werden mußte. Die Pressen und die Arbeiter mußten zum größten Schaden des Geschäftes müßig dastehen in der Erwartung des versprochenen, aber nicht abgesandten Manuskriptes. So verflossen die Jahre 1801 und 1802, und nur Bruchstücke des Werkes erreichten Göschen. Am Ende des letztgenannten Jahres endlich glaubte er freier atmen zu können. Er schrieb an Böttiger am 4. Dezember 1802: „Erschrecken Sie nicht, ich komme im Ernst zur Ostermesse mit Cicero Rhetoric., Cicero Epist., Tibullus, Plinius Epist., Eutropius. Noch mehr: ich bringe auch den ersten Band des prachtvollen Neuen Testaments und eines ebenso herrlich ausgestatteten Griechen . . ."

Aber des Verlegers hoffnungsvolle Erwartungen sollten auch zur Ostermesse 1803 bitter getäuscht werden. Von allen eben erwähnten Büchern war Griesbachs**) Neues Testament, von dem sofort die Rede sein wird, das einzige, das zur bestimmten Zeit fertig war. Die gelehrten Herren Professoren waren alle noch im Rückstande, und als Eichstädt, der die Hauptleitung und Herausgabe des Ganzen gegen ein jährliches Honorar von 200 Talern unternommen hatte, zu dem Verleger kam, nicht mit dem von ihm zu liefernden

*) Morgenstern, Karl Simon, geb. 1770, gest. als Professor in Dorpat 1852.

**) Griesbach, Joh. Jakob, berühmter Textkritiker des N. T., Professor in Jena (1745—1812).

Tibull, sondern mit der Bitte, ihm sein Honorar weiter auszuzahlen, hatte es mit Göschens Geduld ein Ende. Keiner sei für das Mißlingen mehr verantwortlich als der Herausgeber. Was hätte er für sein Geld getan? Ein paar Briefe geschrieben! Gerade er sei es, der hätte einspringen sollen, als andere ihn im Stiche ließen. Alles was Eichstädt getan habe, sei reichlich belohnt mit den 400 Talern, die Göschen ihm ausgezahlt habe; er selber wisse nicht, ob er mit alle seiner Arbeit, seinem aufgewandten Kapital und seinen Sorgen 200 Taler bei dem Geschäft verdienen werde. Wenn daher Eichstädt fortführe, das Gehalt zu beanspruchen, ohne Manuskript einzusenden, so würde er sagen: „Nun gut; dann werde ich mit den Autoren, mit denen ein Anfang gemacht worden ist, die Reihe schließen und das Unternehmen als beendigt ansehen, ehe ich dadurch aus Haus und Hof getrieben werde." Aber weder Göschens Zornesausbruch noch seine Hoffnungslosigkeit verhinderten ihn, mit Schneider*) für eine Ausgabe des Vitruvius und mit Schütz wegen weiterer Ciceronianischen Literatur abzuschließen.

Mitten unter endlosen Plackereien, Wortbrüchigkeiten und einem stets wachsenden Kapitalaufwand vergingen wiederum zwei Jahre. Es war genau zwei Jahre nach Göschens hoffnungsvoller Ankündigung des Erscheinens der sechs Klassikerbände für das Jahr 1803, daß er seinem Freunde Böttiger schreiben konnte:

„Das erste Bataillon meines Feldzuges auf die Lesewelt ist ausgerüstet. Im Anfang des Jänners marschirt es aus. Sie werden da sehr überrascht werden über meine schmucken Leute, über ihre Waffen und über ihre Feldherrn . . . ich sage nichts bis ich vor dem Thore bin. Sollte dieses Heer sterben müssen, und nicht gleich auf der Stelle der erste Zug seine Wirkung thun, so finden Sie mich an der Ostermesse

*) Schneider, Joh. Gottlob (1750—1822), Professor der Philologie in Frankfurt a. O. und in Breslau. Sein „Vitruv" erschien in drei Bänden in den Jahren 1807/8.

beschäftiget den Buchhandel am (sic) Nagel zu hängen. Die Classiker hätten mich beinahe gewürgt . . . Wenn das so fortgegangen wäre, die verdammten Classiker hätten mich auf die Hefen (?) gebracht in kurzer Zeit . . ."

Das Bataillon bestand aus den Opera Rhetorica von Schütz, dem ersten Bande der Epistolae und des Eutropius und aus den beiden ersten Bänden der Wolfschen „Ilias", alle in schöner Ausstattung. Von den Epistolae hatte Göschen auch eine Prachtausgabe veranstaltet.

Diese Liste sollte eigentlich bloß ein Anfang sein, eine erste Lieferung der großen „Suite", aber wenig mehr wurde vollendet. Im Jahre 1806 erschien Plinius, ein zweiter Band der Ciceronianischen Reden und der von einem andern Gelehrten herausgegebene Empedokles.

Das war eigentlich das Ende. Infolge der Saumseligkeit der Autoren wurde im Jahre 1806 weiter nichts fertig. Die Schlacht bei Jena tat das übrige. Göschen faßte die Lage kurz und bündig in folgende Worte zusammen: „Wer kann Bücher kaufen, wenn kaum Geld genug da ist um Brot zu kaufen?"

Kein einziger Mitarbeiter an der Sammlung hatte sein Wort gehalten. Vergebens waren Tibull, Catull, Lucian, Terenz und Horaz versprochen worden. Göschen mußte sein „Beatus ille" an stillen Sommerabenden immer noch in seiner alten Ausstattung lesen.

Günstiger gestaltete sich das kühne und mit großem Enthusiasmus begonnene Unternehmen Göschens, verschiedene gleichzeitige Ausgaben des griechischen Neuen Testamentes zu veranstalten. Die Idee wurde ihm im Jahre 1797 durch Griesbach*), den bekannten Kenner des Griechischen, nahe gelegt. Die zwiefache Absicht des letzteren, ein großes theologisches Werk herauszugeben und zugleich eine durchgreifende Reform im Druck des Griechischen auszuführen, fand den ungeteilten Beifall meines Großvaters.

*) Siehe oben.

Um sich auf eine Besprechung des Planes genügend vorzubereiten, eilte Göschen im Oktober des Jahres nach Dresden zu Forschungszwecken. Seine Gründlichkeit war eben außerordentlich. Nach seinem Ausfluge stattete er Böttiger Bericht ab und schrieb:

„Ich komme von Dresden zurück, wo ich mich in der Bibliothek um alle alte und neue Werke des griechischen Druckes der Bodonis und Didots und aller Engländer, nicht weniger die Manuscripte von 10 000 (!) Jahren so sorgfältig bekümmert habe, um bey der schönsten ästhetischen Form nicht wider die Treue zu sündigen. In Jena wird ein griechischer Landtag gehalten, der aus Schütz, Griesbach und Eichstädt bestehen wird und wohin ich Sie auch zaubern muß, damit ich Ihnen eine Form von jedem großen und kleinen gr. Buchstaben vorlegen werde, die Ihre Erwartungen gewiß übertreffen wird."

Ehe die Konferenz stattfand, schrieb Griesbach viele Seiten an Göschen, über den Entwurf zu verschiedenen griechischen Buchstaben, und der letztere hatte allerlei Mitteilungen über die vorgeschlagenen Änderungen und den Schnitt der Lettern zu machen. Der alte Freund des Verlegers, der Schriftgießer Prillwitz, dem ein Teil der Wielandischen Lettern anvertraut war, sollte auch seinen Rat erteilen.

Man plante drei Ausgaben, eine Prachtausgabe in zwei Bänden, eine zweite, ebenfalls schöne, aber weniger kostspielige Ausgabe in zwei Bänden und eine billigere einbändige Ausgabe.

Der „griechische Landtag" wurde 1797 abgehalten. Bis zum Mai 1801 fehlt dann jede Korrespondenz über den Gegenstand. Aus einem in dem genannten Monat geschriebenen Briefe erhellt, daß Griesbach einige Fortschritte gemacht hatte, aber daß man trotz der inzwischen verflossenen drei und ein halb Jahre immer noch technische Punkte zu erörtern hatte. Probebogen waren jedoch abgezogen worden, und der über ihre Schönheit hocherfreute Gelehrte sprach die

Hoffnung aus, „der Verfaſſer und der Verleger möchten jetzt von ihren langwierigen und mühſamen Bemühungen um die Verbeſſerung der griechiſchen Schrift Ehre haben".*)

Endlich, nach einer Verzögerung von mehr als anderthalb Jahren, im Dezember 1802, war der Augenblick gekommen, wo eine Ankündigung der Prachtausgabe an das Publikum nebſt einer Preisangabe geboten ſchien.

Griesbach beſprach den Preis und die Zahl der Bände, in die das Werk zerfallen ſollte, und ſtrebte dabei nach einer Verteilung, die ihm den möglichſt großen Spielraum für ſeine Arbeit gewährte. Er ſchlug vier Teile vor und als Preis für einen jeden 2 Louisd'or. Der erſte ſollte im Oktober 1803, der letzte zu Michaelis 1804 erſcheinen. Aber aus 1804 wurde 1807. Der erſte Band wurde zur beſtimmten Zeit fertig, und Griesbach ſchrieb ganz enthuſiaſtiſch darüber:

„Bey dem Anblick des nun vollendeten erſten Theils der Prachtausgabe hatte ich eine unnennbare Freude. Erſt wenn man das Enſemble vor ſich hat, zeigt ſich die Schönheit und Harmonie des Ganzen, bey deſſen Beſchauung ich gerne alle die Mühſeligkeiten der ſo ſchwierigen Buchſtabenbildung [vergeſſe]. Ich wünſche Ihnen herzlich Glück zu dieſem Genuß; mit erneutem Eifer wollen wir unſere Arbeit fortſetzen, damit wir uns noch mehr mögen freuen können, wenn auch der 4te Theil ſo vor uns fertig liegen wird. Nur beklage ich, daß der verdammte Krieg auf einige Zeit die Connexion unterbricht; ſie muß indeſſen auf eine oder die andere Art wieder eröffnet werden . . ." (20. Juni 1803.)

Der erſte Band enthielt einen Stich, „die Madonna mit dem Kinde" nach Carlo Dolce, der zweite mit dem Stich des Johannes nach Guido Reni folgte bald darauf; der dritte mit dem Bilde des Petrus wurde 1806 herausgegeben, während der vierte und Schlußband mit einem Chriſtuskopf nach Annibale Carracci erſt 1807 erſchien.

*) Brief an Göſchen vom 22. Mai 1801. Original in meinem Beſitz. G.

Als nun das große Werk vollständig vorlag, faßte Göschen den Gedanken, seinem Fürsten Friedrich August, auf dessen Stirn Napoleon unterdessen die Königskrone gesetzt hatte, ein Exemplar zu dedizieren. Aber wer sollte es in seinem Namen dem Pater Patriae „mit Anstand aber ohne höfische Angst" überreichen? Göschen ahnte Schwierigkeiten mit Bezug auf die Etikette und allerlei durch die Hofchargen verursachte Plackereien. Ebenso zweifelhaft war es ihm, ob er das Buch durch die Post an den König schicken könne wie in Preußen und Rußland. Vielleicht würde der Präsident Graf von Hohenthal die Besorgung übernehmen. Körner sei zu furchtsam.

„Ich will nichts haben," schrieb er an Böttiger am 31. Dezember 1806, „als die Ehre, dem Fürsten das Buch dedicirt zu haben. Das Lob, das der König verdient, ist darin kräftig und ohne Schmeicheley und Kriecherey ausgedruckt in 12 Zeilen. Da der König gelobt ist, so konnt ich nicht um die Erlaubniß anhalten, daß der König sich loben lasse. Es mußte das Lob freiwillig aus dem Herzen kommen und der König nichts davon wissen . . ."

Göschens Freunde jedoch zögerten, ihm zu Hilfe zu kommen. In einer so kritischen Zeit hatte niemand Lust, sich vorzudrängen. So schrieb er denn kurz darauf:

„Ich habe die Dedication drucken lassen und will das Werk damit in die Welt laufen lassen ohne ein Exemplar zu übergeben. So sind wir aus aller Verlegenheit und setzen Niemand in Verlegenheit etwas Unangenehmes thun zu müssen."

Das Buch wurde demgemäß dedicirt:

Frederico Augusto
Regi Saxoniae
Patri Patriae
G.

Der lateinische Text der Widmung rührt von Schäfer her, aber die Fassung selbst ist unverkennbar Göschens. Sie lautet:

„Dieses heilige Buch biete ich ehrfurchtsvoll dem König dar, dessen Leben von dem wahren Licht christlicher Tugenden hell erglänzt und den Lohn der daraus fließenden Glückseligkeit sattsam genießet. Der Abgott seiner Untertanen, geliebt und geschätzt von seinen Zeitgenossen, wird er in den Augen der Nachwelt mehr und mehr an Preis und Ruhm wachsen und den künftigen Leitern der Völker als ein Beispiel königlicher Tugenden vorgehalten werden. So wird er sich um das menschliche Geschlecht am rühmlichsten verdient machen, selbst dann, wenn er zum Himmel zurückgekehrt in den reinsten Freuden triumphieren wird. Aber lange, so flehe ich, lange möge Friedrich August über die Sachsen herrschen. Einem so großen Könige widmet sein ergebenster Georg Joachim Göschen dies Buch." *)

Griesbach seinerseits flicht in seine wunderliche lateinische Vorrede ein hohes Lob des Verlegers ein und verweilt besonders bei dessen edlen Anstrengungen zur Verbesserung der Typographie. „Als Göschen," sagt er, „der Leipziger Buchdrucker und Buchhändler, ein in seinem Fach hervorragender Künstler (artifex) und der bewährteste (probatissimus) Verleger großer monumentaler Werke der Typographie, sich an mich wandte mit der Bitte, das Werk herauszugeben und ihm mit meinem Rath beizustehen in der Führung zu den höchsten Idealen der Schönheit und Eleganz in der Form der griechischen Buchstaben, da konnte ich, obwohl durch viele andere Pflichten und Aufgaben abgehalten, dies Verlangen nicht abweisen, besonders da er von dem Wunsche beseelt war, den

*) Sacrum hunc codicem venerabundus offero Regi cujus vita et virtutum vera Christianarum luce exsplendescit, et beatitatis inde oriundae praemiis perfruitur. Amor et deliciae civium suorum, carusque et dilectus omnibus equalibus, apud posteros laude et gloria magis magisque crescet, futurisque popolorum rectoribus in exemplum regiae virtutis proponetur. Sic de genere humano praeclarissime merebitur etiam tunc, cum coelo redditus liquidissimis gaudiis triumphabit, sed diu, precor, diu Fridericus Augustus Saxones regat. Tanto Regi deditissimus Georgius Joachim Göschen."

Ruhm typographischer Kunst, wie sie von den Deutschen ausgeübt wird, zu erhöhen und den Verfassern des Neuen Testamentes ein ihrem Ansehen und ihrer Würde entsprechendes Monument zu errichten." *)

Aber es war nicht nur der gelehrte Herausgeber, der den Verleger beglückwünschte. Der Ruhm seines typographischen Triumphes breitete sich weit und breit aus, und der ehrgeizige Drucker erntete eine reiche Anerkennung, wenn auch die Börse des Verlegers sich durch den Erfolg nicht füllte.

Ein zweites berühmtes Unternehmen meines Großvaters in der griechischen Typographie mag als eine Fortsetzung der Geschichte des Griesbachschen Neuen Testamentes hier füglich erwähnt werden. Im Jahre 1801 teilte der berühmte Wolf, damals Professor in Halle, Göschen mit, daß er geneigt sei, einen bereits sehr alten Plan zur Ausführung zu bringen, nämlich eine doppelte oder dreifache Ausgabe der sämtlichen Werke Homers. Er war begierig zu wissen, ob Göschen, dessen Geschmack und Sorgfalt in dergleichen Unternehmungen ihm wohlbekannt war, geneigt sei, den Verlag zu übernehmen. Indem er ihm seinen Plan in großen Umrissen vorlegte und darauf hinwies, daß die verschiedenen Ausgaben sich durch die größere oder geringere Anzahl der Anmerkungen und Erklärungen unterscheiden würden, machte er es zur unerläßlichen Bedingung, daß 6—7000 Exemplare einer Schulausgabe gedruckt werden müßten, da er auf keinen Fall alle sieben Jahre das undankbare Geschäft einer Revision auf sich nehmen wolle.**)

Dieses Anerbieten Wolfs war Göschen sehr angenehm. Er hatte bereits beschlossen, seine Reihe der lateinischen Klassiker

*) In der Vorrede zur zweiten Ausgabe beglückwünscht Griesbach den Verleger noch einmal. Er spricht von „Göschen, dem rechtschaffensten Manne, der mit großen Kosten und unermüdlichem Fleiß neue Lettern herstellen ließ, und zu seiner Herzensfreude sah, daß die meisten Gebildeten wohlwollend, ja ehrenvoll über seine Versuche urteilten."

**) Vgl. W. Körte, „Leben und Studium Fr. Aug. Wolfs, des Philologen"; Essen 1833, I, 335—338.

auch auf die Griechen auszudehnen, und hier bot sich eine glänzende Gelegenheit, mit der von dem ersten Kenner des Griechischen besorgten Ausgabe Homers zu beginnen. Er schickte also eine Antwort an Wolf, die, wenn sie auch nicht in allen Punkten mit den Ansichten des letzteren übereinstimmte, doch die Grundlage zu weiteren Verhandlungen bildete. Wolf erklärte sich bereit, einige seiner Ideen aufzugeben gegenüber den Ansichten eines im Buchhandel so erfahrenen Mannes und räumte außerdem Göschen das erste Recht ein auf alles, was er in Zukunft, sei es in griechischer oder lateinischer Sprache, über Homer schreiben würde. Für den vorliegenden Plan wurde folgendes Schema festgesetzt:

„1, Eine Schulausgabe Homers in 4 Bänden. Höhe der Auflage 6000 Exemplare. Honorar 30 Thaler für den Bogen.

2, Eine Ausgabe in groß 8^0 oder klein 4^0 mit Erklärungen. Honorar 25 Thaler pro Bogen.

3, Eine Prachtausgabe in groß 8^0 oder klein Folio. Honorar 80 Friedrichd'or baar."

Der Honorarbetrag für die Schulausgabe ist ein beträchtlich höherer, als Göschen bisher für irgendein Werk bezahlt hatte. Dazu kam, daß diese drei gleichzeitigen Ausgaben und die große Anzahl der zu druckenden Exemplare das Unternehmen zumal bei den unruhigen Zeiten zu einem sehr gewagten machten. Trotzdem drang Göschen in Wolf, ihm so viel aus seiner Feder zu senden als nur möglich: Inhaltsangaben der Gesänge und so viel Anmerkungen, wie er wolle. Für jeden Band Anmerkungen, der getrennt von der Schulausgabe zu verkaufen sei, wolle er extra bezahlen. Da nun Wolf bogenweise honoriert wurde, so war die Aufforderung, möglichst viel zu liefern, gewiß eine kühne. Als Fortsetzung der griechischen Serie wurde ein Werk über Hesiod und die Gnomikoi ins Auge gefaßt.

Wolf machte sich mit allem Fleiß an seine „Ilias", aber, wie bei Griesbachs Testament, so fanden auch hier lang-

wierige Erörterungen über viele Einzelheiten, namentlich auch über die Form der verschiedenen Buchstaben statt. Ende 1802 beratschlagte man noch die Form der großen Buchstaben; auch andere Fragen waren noch unerledigt. Dennoch schlug Göschen, ohne über die Ausdehnung seines Unternehmens sich zu beunruhigen, noch eine weitere Ausgabe vor, eine Taschenausgabe, worauf Wolf in humoristischer Weise antwortete: „Ein Taschenhomer ist in der Tat eine gute Idee. Dann können die Werthers sich mit einem eleganteren Homer in der Hand erschießen, als dem der bei Goethe vorkommt."

Wieder verfloß ein Jahr, und die Kontroverse über die Buchstaben dauerte noch immer fort. Nebenher gingen Erörterungen über Abbildungen. Wolf war noch nicht ganz zufriedengestellt mit Bezug auf einige Buchstaben, aber er wollte jetzt, wie er im September 1803 schrieb, das ästhetische Risiko Göschen überlassen. Dabei erwähnte er jedoch, daß man sich in Berlin über Griesbachs Delta beklagt habe, weil es dem Lateinischen offenbar zu ähnlich sei.

Endlich wurden in den Katalogen von 1804 die beiden ersten Bände der Ilias in der Oktavausgabe angekündigt.

Die beiden letzten, die Odyssee umfassenden Bände erschienen erst 1807.

Tatsächlich aber wurden drei Oktavausgaben der ersten beiden Bände gedruckt, und zwar auf verschiedenem Papier. Eine davon enthielt Flaxmans*) berühmte „Umrisse", eine Reihe von Zeichnungen zur „Odyssee" und zur „Ilias", die er in Rom gefertigt, und die Piroli gestochen hatte. Für Göschen wurden sie nach den englischen Originalen von Schnorr von Carolsfeld gefertigt. Die Sammlung, welche 34 Umrisse zur „Ilias" und 28 zur „Odyssee" enthielt, wurde auch einzeln veröffentlicht.

*) Flaxman, John, berühmter englischer Bildhauer und Zeichner (1755—1826). Seine „Umrisse" zu Homer wurden zuerst von Piroli in Rom im Jahre 1793 gestochen. Sein Brief an Wolf über dessen Homer und die von Schnorr kopierten „Umrisse" ist bei Körte, l. c., II, 224f. abgedruckt.

Πιδύτην δ' Ὀδυσεὺς Περκώσιον ἐξενάριξεν
ἔγχεϊ χαλκείῳ· Τεῦκρος δ' Ἀρετάονα δῖον.
Ἀντίλοχος δ' Ἄβληρον ἐνήρατο δουρὶ φαεινῷ
Νεστορίδης· Ἔλατον δὲ ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων
ναῖε δὲ Σατνιόεντος ἐυῤῥείταο παρ' ὄχθας,
Πήδασον αἰπεινήν. Φύλακον δ' ἕλε Λήϊτος ἥρως
φεύγοντ'· Εὐρύπυλος δὲ Μελάνθιον ἐξενάριξεν.
Ἄδρηστον δ' ἄρ' ἔπειτα βοὴν ἀγαθὸς Μενέλαος
ζωὸν ἕλ'· ἵππω γάρ οἱ ἀτυζομένω πεδίοιο,
ὄζῳ ἔνι βλαφθέντε μυρικίνῳ, ἀγκύλον ἅρμα
ἄξαντ' ἐν πρώτῳ ῥυμῷ, αὐτὼ μὲν ἐβήτην
πρὸς πόλιν, ἦπερ οἱ ἄλλοι ἀτυζόμενοι φοβέοντο
αὐτὸς δ' ἐκ δίφροιο παρὰ τροχὸν ἐξεκυλίσθη
πρηνὴς ἐν κονίῃσιν ἐπὶ στόμα· πὰρ δέ οἱ ἔστη
Ἀτρείδης Μενέλαος, ἔχων δολιχόσκιον ἔγχος.
Ἄδρηστος δ' ἄρ' ἔπειτα λαβὼν ἐλλίσσετο γούνων·
Ζώγρει, Ἀτρέος υἱέ, σὺ δ' ἄξια δέξαι ἄποινα.
πολλὰ δ' ἐν ἀφνειοῦ πατρὸς κειμήλια κεῖται,
χαλκός τε, χρυσός τε, πολύκμητός τε σίδηρος·
τῶν κέν τοι χαρίσαιτο πατὴρ ἀπερείσι' ἄποινα.

PROBE DES GRIECH. SATZES DER OKTAV-AUSGABE VON WOLFS *HOMER*, 1806.

(*Photographiert.*)

Göschens Lieblingsband, die Folioausgabe der „Ilias", die „editio splendidissima", folgte im Jahre 1806, aber leider nur der erste Band. Der zweite Band dieses typographischen Meisterwerkes ist niemals erschienen.

Der Preis der Folioausgabe belief sich auf 36 Taler.

Göschen hatte sich nicht getäuscht mit Bezug auf den wahrscheinlichen Absatz dieses prächtigen Buches. Nur fünfzig Exemplare sollten davon ausgegeben werden, wie er an Böttiger schrieb (1805). „Die Übrigen gehören meinen Töchtern und werden für diese versiegelt."

Zu welcher Zeit und unter welchen Umständen die Siegel gebrochen und diese Prachtbände den Liebhabern von schönen Büchern zugänglich gemacht wurden, vermag ich nicht zu sagen. Fest steht jedoch, daß die Folioausgabe jetzt außerordentlich selten geworden ist.

Im übrigen brachte das Jahr 1806 trotz des Triumphes dieser editio splendidissima Göschen, wie wir wissen, wenig Freude. Im März schrieb er in so düsterer Stimmung an Wolf, daß dieser sein größtes Erstaunen darüber ausdrückte. Er könne verstehen, daß der Verlust eines Kindes und verschiedene Familiensorgen seinen Freund niedergeschlagen hätten, aber augenscheinlich trüge die Furcht vor einem Kriege zu seiner außerordentlichen Mutlosigkeit bei. Dann fährt Wolf fort, ihn mit Bezug hierauf zu beruhigen. Wenn wir aber bedenken, daß dies das Jahr der Schlacht bei Jena war, so erscheinen uns seine Vorhersagungen recht fremdartig.

„Ich weiß nicht, welcher Divinationsgeist," schrieb er, „(der indeß von der Kenntnis unsers Königs und seiner Gemüthsstimmung ausging) hat mich seit den letzten 4 bis 5 Monaten auch nicht eine Viertelstunde einen solchen Krieg fürchten lassen; und erhalte ich die Früchte meiner Wetten, die ich gegen Andersdenkende hier bisher häufig gemacht, so mache ich im Sommer gewis eine ansehnliche Reise durch Deutschland davon: so sehr hab ich immer diese These behauptet. Und Sie sehen nun, mit Grund: denn auch Sie

wißen ohnzweifel ſchon, wie ſich die Haugwitziſchen Verhandlungen geendigt haben. Sofort thut man dann fein, was der Repräſentant des Schickſals in Paris gern ſieht, und freut ſich des in kurzem wieder aufblühenden Handels, inſonderheit des Buchhandels, der ſicher in einem halben Jahre wieder in beſtem Flor iſt, und alle Ihre finſtern Sorgen glücklich vereiteln wird. — Dieß alles, was ich ſchrieb, gründet ſich auf ſo mancherlei Betrachtungen und ſelbſt auf Erkundigungen bei ſehr weltkundigen Freunden, daß ich darauf für mich ſelbſt baue; und ſo wünſche ich, daß Sie es auch machten, und meine Worte nicht als gutgemeinten Troſt anſähen. Läßt man einmal Deutſchland — einen leeren Namen ſeyn, wie man unrühmlich genug muß, nun über andres Unglück werden wir ſicher nicht zu klagen finden."

Die Annahme Wolfs, daß weiteres Unglück dadurch vermieden werden könne, daß man einer ehrloſen Herabwürdigung Deutſchlands zu einem bloßen Namen zuſtimme, bewahrheitete ſich nicht. Der Profeſſor würde bei ſeinen Wetten viel verloren haben. Seine Kenntnis von der ſchwankenden Geſinnung des Königs täuſchte trotz alledem. Die demütigenden Verträge, die Haugwitz am Anfang des Jahres abſchloß, konnten nichts helfen, und die Schlacht bei Jena am 14. Oktober ſah Preußen und ganz Deutſchland zu Napoleons Füßen. Handel und Wandel waren mit völligem Untergang bedroht.

Am Schluſſe ſeines Briefes fragt Wolf an, ob er vor Oſtern ein Exemplar des Folio-Homer für den König von Preußen haben könne.

„Ich muß Ihnen ſagen," ſchreibt er, „daß Ende May die Ilias von Bodoni endlich erſcheint, an Napoleon dedicirt; ſo hat der Herausgeber neulich in München ausgeſagt, wo er als Gratulant von Italien aus an N. geſchickt war: von Seiten des Textes mag es ein kauderwelſches Ding werden; er verſichert, ihn aus mir und Heyne zuſammengeſetzt zu haben. Herrlich wäre es doch, wenn man durch raſche Avis auch dem Bodoni in England etwas zuvoreilte!"

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος,
οὐλομένην, ἣ μυρί' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκεν,
πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς Ἄϊδι προΐαψεν
ἡρώων, αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν
οἰωνοῖσί τε πᾶσι - Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή -
ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα διαστήτην ἐρίσαντε
Ἀτρεΐδης τε, ἄναξ ἀνδρῶν, καὶ δῖος Ἀχιλλεύς.
Τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι;
Λητοῦς καὶ Διὸς υἱός. ὁ γὰρ βασιλῆϊ χολωθείς,

PROBE DES GRIECH. SATZES DER FOLIO-AUSGABE VON WOLFS *HOMER*, 1806.

(*Photographiert.*)

Das betreffende Exemplar wurde denn auch nach Potsdam gesandt, und kurze Zeit darauf schrieb Wolf von Pyrmont aus, wo er die Bäder gebrauchte, an Göschen:

„Noch ist hieher ein sehr freundliches Dankſagungs-Schreiben des Königs schon vom 12ten h. mir nachgesandt worden. Er hat ihm eine goldene Medaille der Academie beigelegt, die aber wegen schrecklicher Schwere meine Tochter zu Halle behalten hat. Zugleich giebt er mir der Auftrag, durch den Verleger baldmöglichſt den Landes-Universitäten, zu Halle, Frankfurt, Königsberg, Erlangen und Göttingen, einer jeden ein Exemplar dieſer herrlichen Prachtausgabe zuſenden zu laſſen, und die Koſtenrechnung demnächſt darüber bei mir einzureichen. . . .

Dieſe Abnahme von 5 Exemplaren ſoll alſo wahrſcheinlich eine Aufmunterung für den edlen Verleger ſeyn, deſſen Verdienſt ich ihm angerühmt hatte, indem ich mir zugleich alle Mühe gab, durch verſchiedene Wendungen irgendeine metallene Belohnung zu erwiſchen. Es hat aber nicht ſo ſeyn ſollen . . ."*)

Wie bei Griesbachs Neuem Teſtament, ſo liefen auch jetzt zahlreiche Glückwunſchſchreiben bei Göſchen ein. Kein Kompliment jedoch konnte ſchmeichelnder ſein, als dieſer Befehl des Königs, Exemplare an die fünf Univerſitäten zu ſenden. Schütz in Jena kommt auf die Genugtuung, die dieſe Tatſache dem Verleger gewähren müſſe, in einem geiſtvollen Brief zurück. Nachdem er Göſchen gratuliert, ſchreibt er:

„. . . Dafür lobe ich Sie, mein trefflicher Bodoni-Didot! Was für ein ſüberbes opus iſt Ihre Prachtausgabe des Homer! Es iſt doch ſchön, daß unſer König allen Univerſitäten ein Exemplar geſchenkt hat! Wenn doch alle Fürſten und Könige der ganzen Welt und alle Republiken (wenn es noch welche giebt) ebenſo dächten, und ihren Univerſitäten eins ditto zum Präſent machten. Der alte Heyne wird freilich eine ſonderbare Miene dazu gemacht haben, daß der König

*) Handſchriftlich.

von Preußen seiner Georgia schenkt und daß es gerade der Wolfsche Homer ist, den er schenkt . . ."

Ich will nur noch folgenden Auszug aus einem Briefe Griesbachs zitieren, weil er, außer dem meinem Großvater gespendeten Lob, Sätze enthält, welche die traurigen und verzweifelten Gefühle ausdrücken, die in dieser für Deutschland so verhängnisvollen Periode den Äußerungen von vaterlandsliebenden Männern eine so bestimmte Färbung verliehen. Der Schmerz über die verlorene Ehre hat einen edleren und echteren Klang in Griesbachs Klage als in Wolfs cynischen Äußerungen.

„Wahrlich, etwas prächtigeres und dabey geschmackvolleres von griechischem Druck als dieses Ensemble hat man noch nicht gesehen. Indem Sie durch ein solches vollendetes Kunstwerk hohe Ehre bey der Mitwelt und Nachwelt Sich selbst erwerben, machen Sie zugleich unsrer armen Nation große Ehre, die es so sehr bedarf, daß man ihr zu einiger Ehre behülflich sey. Möge dann auch diese Nation, so viel sie kann, und da sie jetzt leider so wenig kann, mögen andere Nationen, welche jene so arg theils mißbraucht haben, theils noch mißbrauchen, sich so dankbar gegen Sie erweisen, wie es so große Aufopferungen für die Ehre der Kunst und der Literatur, unter solchen Zeitumständen gemacht, verdienen . . ." *)

Alle diese Lobsprüche aber konnten meinen Großvater in seinem Streben nach Vervollkommnung nicht irre machen. Seine Devise war stets: „altiora petens", wie Wolf einmal von ihm sagte. In dieser Stimmung schrieb er, noch ehe er den griechischen Druck vervollkommnet hatte, an Böttiger mit Bezugnahme auf die Nachricht, daß ein Exemplar des Neubeckschen Buches an den großen Drucker Millin in Paris gesandt worden sei, wie folgt:

„. . . Mein Verdienst ist blos Druck und Glätte und Schwärze und in Ansehung dieser stell' ich mich ohne Scham-

*) Jena, den 23. Juni 1806. Handschriftlich.

röthe, mit Bewußtseyn dreist neben Didot. Aber ich bin nicht Schriftschneider und nicht Gießer und hier ist Didot weit mehr als ich, denn er erfindet und beßert täglich und ich komm ihm nicht nach . . ."

Dies wurde im November 1798 geschrieben.

Millin muß sich anerkennend über den ihm gesandten Probeband ausgesprochen haben, denn Neubeck teilte bald darauf Göschen mit, er sei über die Anerkennung seiner Dienste, sogar seitens fremder Länder, herzlich erfreut, besonders wenn sie von einem solchen Kenner wie Millin herrührten.

Die außergewöhnliche Stellung, die mein Großvater als ein berühmter Buchdrucker einnahm, tritt auch in einigen Stellen in der Biographie Friedrich Königs hervor, den Deutschland als den Erfinder der Schnellpresse für sich in Anspruch nimmt.

Bitter enttäuscht in verschiedenen Ländern, ganz besonders in der Stadt Würzburg, wohin er sich gewandt hatte, um seine Erfindung zu verwerten, schrieb er zuletzt an Göschen. Folgende Stelle aus seinem Briefe gibt den Grund zu diesem Schritte an:

„Unglücklicherweise wird die Buchdruckerkunst in Deutschland fast durchgängig ohne alle Ehre und Emulation betrieben. Sie sind der einzige Buchdrucker, der mit Ambition arbeitet, darum wende ich mich mit Vertrauen an Sie und mache Sie mit der Sache bekannt . . ." *)

König fügte in der Form einer Abhandlung eine vollständige Beschreibung seiner Erfindung bei mit unzähligen technischen Einzelheiten.

Aber Göschens Antwort lautete ungünstig. Die vorgeschlagene Maschine zielte hauptsächlich auf Schnelligkeit ab, und Schnelligkeit des Druckes stand bei Göschen und seinen besonderen buchdruckerischen Neigungen nicht obenan. Schön-

*) Vgl. Goebel, Friedrich König und die Erfindung der Schnellpresse, 1875, S. 29 f.

heit galt ihm alles. Daraus erklärt sich folgende Stelle seines Briefes:

„. . . Zu einer Presse die schön drucken soll, gehören Dinge, worauf ich in Ihrer Abhandlung gar keine Rücksicht genommen sehe. Deshalb behaupte ich: Ihre Maschine wird viele Abdrücke liefern, aber nichts Schönes, das heißt, die größte Zartheit der feinen Striche bey großer Kraft der Starken und bey großer Schärfe aller Züge . . ."

So lehnte Göschen in seiner Manie für schöne Drucke eine Erfindung ab, die, im Laufe der Zeit vervollkommnet und durch andere Ergänzungen praktisch nutzbarer gemacht, eine der größten Umwälzungen im Buchdruck herbeiführen sollte.*)

Es ist fraglich, ob dieser intensive Eifer für Prachtausgaben den Autoren immer zum Vorteil gereichte. Bis zu einem gewissen Grade war dem Verleger diese Idiosynkrasie bei der Festsetzung des Honorars hinderlich. In dieser Beziehung ist ein späteres Schreiben Griesbachs an Göschen betreffs der Knebelschen Übersetzung des Lucrez von hohem Interesse, in welchem er mitteilte, daß Goethe seinem Freunde geraten, Cotta sein Buch anzubieten, daß Knebel aber keine Lust dazu verspürt habe, weil Cottas Ausstattung zu armselig sei: „schlechtes Papier, unreiner, enger Druck usw.". Er sagt ferner, daß Cottas Autoren damit vorlieb nähmen, wegen des ihnen angebotenen freigebigen Honorars. Knebels Meinung sei, daß ein alter, herrlicher Klassiker nicht in einem schmutzigen Rock vor das Publikum treten solle, sondern so gekleidet, daß, wenn er von den Toten auferstünde, er sich mit Vergnügen selbst betrachten könne. Dann fügte der Übersetzer hinzu, daß er lieber

*) Göschen widmete sich übrigens mit rastloser Energie der Vervollkommnung seiner Maschinen. Er war der erste, der die schon lange in England und Frankreich bekannte Glättmaschine in seiner Offizin einführte, auch war er fortwährend darauf bedacht, neue, schöne Lettern zu schneiden, und studierte eifrig Chemie, um bessere Druckerschwärze herzustellen. Eine Vorrichtung, welche er zum Schutz seiner Arbeiter gegen den Staub traf, erwähnt Klopstock in einem seiner Briefe. Siehe S. 112.

das Manuskript, an dem er mit so vielem Fleiße gearbeitet habe, seinem Sohne hinterlassen oder es dem Vulkan opfern würde, als es in die Hände eines Subeldruckers zu geben. Schließlich frägt er an, ob Göschen ein Angebot des Werkes willkommen sein würde?

Nicht alle Autoren dachten wie Knebel; viele wurden durch die hier bezeugten hohen Honorare zu Cotta hingezogen. Der obige Brief wurde zu einer unheilvollen Zeit, nämlich im Jahre 1809 geschrieben, und Göschen konnte sich damals — halb zu Grunde gerichtet, wie er war, — nicht auf neue Unternehmungen einlassen. Knebel behielt sein Manuskript Jahre lang. Schließlich aber wurde es doch noch von Göschen gedruckt, und erntete wegen der schönen Ausstattung ein besonderes Lob von Goethe.

Übrigens sah sich mein Großvater in seinen späteren Lebensjahren gezwungen, sein Lieblingssystem aufzugeben und unter dem Druck großer Geldsorgen den ehrgeizigen Drucker dem klugen Verleger unterzuordnen, anstatt wie früher in den Glanztagen seiner Prachtausgaben seinen Vorteil dem Ruhme hintanzusetzen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Göschens spätere Beziehungen zu Schiller.

1798–1802.

Die Geschichte der Beziehungen Göschens zu Iffland, Klopstock und berühmten Gelehrten der klassischen Sprachen brachte uns von den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts zu den ersten Jahren des neuen. Wir müssen jetzt erzählen, wie sich seine Lebensschicksale in demselben Zeitraum nach anderen Richtungen hin entwickelten, bis zu der Zeit, da der Kriegstumult des Jahres 1805 den Bau, den er mit so vielem Mute und so vielem Geschick errichtet hatte, bis zu seinen Grundfesten erschütterte.

Die Größe seiner Unternehmungen während der Jahre 1798 und 1799 nahmen natürlicherweise seine Hülfsquellen außerordentlich in Anspruch. Zwar war sein Kapital beträchtlich angewachsen, aber er konnte es noch immer nicht flüssig machen, und die zur Verfügung stehenden Barmittel waren auf ein Minimum gesunken. In einem Brief an Knebel vom August 1798 gibt er einen trüben Bericht über seine finanzielle Lage.

Knebel hatte den Properz auf Anraten Goethes in deutsche Verse übersetzt, und Göschen war auf Böttigers Veranlassung zum Verleger ausersehen worden. Es entstanden dann einige Schwierigkeiten mit Bezug auf das Honorar und die Zahl der zu druckenden Exemplare, denn der Verfasser war als Gelehrter unbekannt, und es war nicht wahrscheinlich, daß das Buch selbst viel gelesen werden würde. Knebel aber nahm nach einigem Widerstreben die Bedingungen an, und war, von einem unwiderstehlichen Hang zum Schrift-

stellern ergriffen, bereit, sich nun auch an den „Lucrez“ zu wagen.

Göschen konnte zwar den Übersetzer zu seiner Leistung beglückwünschen, aber ihn zu weiteren Veröffentlichungen zu ermuntern, das vermochte er nicht. Nachdem er den langsamen Absatz der Klopstockschen Werke angeführt und festgestellt hatte, daß er nur 190 Exemplare der Wielandschen Quartausgabe verkauft habe, fährt er in einem Briefe vom 10. August 1798 an Knebel fort:

„. . . Das deutsche Publikum ist das deutsche Publikum. Man muß es nehmen, wie es ist. Von Klopstock in Quart schöner Ausgabe, die in der Ostermesse erschienen ist, habe ich 40 Ex., von der Ausgabe in gr 8. 30 Ex., von Wielands Ausgaben in Quart bis jetzt 190 Ex. abgesetzt. Verwandeln Sie diese beyden Schriftsteller in Engländer oder Franzosen und setzen Sie mich nach London oder Paris und ich würde Ihnen sagen müssen, ich habe von Wieland 6000 und Klopstock 4000 verkauft und ich bin reich geworden. — Lassen Sie mich nur ein Mal nach meiner Erfahrung handeln und nicht mehr als einige hundert Exemplare von dem Properz abdrucken. Hab ich mich geirrt in meinem Publikum, so werd ich allein dafür gestraft und zu einer zweiten Auflage eher als sonst genöthiget. Ew. Hochwohlgeboren haben dann desto eher die Freude, das, was Sie etwa wünschen bey der 2ten Auflage thun zu können und dann mit uns einen neuen Akkord zu treffen. —

Ich bin gewiß nicht gültiger Richter, aber ich gestehe, was ich fühle. Nach meinem Gefühl ist die Übersetzung des Properz meisterhaft und unvergleichlich, in Rücksicht der Eleganz, Zartheit, Geschmeidigkeit und Treue, der Treue, die nur ein Dichter bey Übersetzung eines Dichters erreichen kann . . .

Ich würde so frey seyn Sie um den Lucrez zu bitten, wenn mich nicht die Umstände etwas beschränkten. Aus der Aeußerung über den Abgang von Wieland und Klopstock werden Ew. Hochwohlgeboren schon ersehen haben, daß ich

bey so kostspieliger Unternehmung unmöglich ein bemittelter Mann geworden sein kann. Ich habe mein Brod, aber ich bin noch immer beschränkt. Als ein solcher Handelsmann, den überdieß die Zeitumstände und das Schicksal Deutschlands von Düsseldorf bis Basel, welcher Strich für den Bücherverkauf verarmt ist, drückt, muß ich meine Kräfte wohl berechnen, damit ich in der nächsten Ostermesse jedermann ehrlich zahlen kann. Ob ich nun zu Ostern ausreiche? Das kann ich noch nicht bestimmen."

Noch deutlicher tritt uns die Unverwendbarkeit des Kapitals meines Großvaters im Jahre 1798 in seiner Korrespondenz mit Schiller entgegen. Die freundlichen Beziehungen zwischen beiden Männern waren in diesem Jahre, wie man sich erinnern wird, wieder aufgenommen, und der Verleger war am Ende des peinlichen Streites Herr des „Carlos" geblieben, um den sich der Kampf gedreht hatte. Neue Auflagen dieses Dramas und des „Geisterseehers" wurden notwendig und bildeten den Gegenstand eines Briefwechsels zwischen beiden. Wegen des „Carlos" kam man vorläufig noch zu keinem Resultat, da dieses Stück noch einer Revision des Verfassers unterzogen werden sollte, aber die neue Ausgabe des „Geisterseehers" erschien zur Michaelismesse 1798, und bei dieser Gelegenheit blieb Göschen zum ersten Mal mit seiner Zahlung an Schiller in Rückstand.

Erst im April 1799 sandte er ihm das Honorar mit einer Entschuldigung seiner Unpünktlichkeit.

„Ich gestehe offenherzig", schrieb er dazu, „ich war seit vorigen Herbst so arm, daß ich Ihnen meine Schuld für den Geisterseher nicht bezahlen konnte; denn alle meine Gelder blieben aus. Jetzt bin ich im Stande Ihnen hiebey eine Anweisung auf 16 Carolin zu übersenden . . . womit ich vorlieb zu nehmen bitte. Die Messe und ein krankes Weib machen mir den Kopf voll. Ich bitte Sie also blos noch mich ein wenig lieb zu behalten . . ." *)

*) Geschäftsbriefe Schillers, S. 209f.

Dieser sowie alle späteren Briefe Göschens an Schiller beginnen mit der förmlichen Anrede: „Verehrungswürdigster Freund", die sich in den Briefen vor dem Bruch nicht findet. Trotz der Wiederherstellung freundlicher und nach und nach intimer Beziehungen klingt doch, wenn auch kaum bemerkbar, in Göschens Briefen ein Ton an, der sie von den früheren unterscheidet. Der Dichter war inzwischen von Jahr zu Jahr und von Stufe zu Stufe auf der Ruhmesleiter emporgestiegen. Er war jetzt einer der berühmtesten Männer Deutschlands, einer der Koryphäen; und im Verlauf der Jahre mochte der Geist der Kameradschaft, in dem die beiden Männer von 1785—1794 miteinander verkehrt hatten, sich abgeschwächt haben. Sie begannen jedoch bald wieder einander mit dem liebevollen Interesse an ihren gegenseitigen häuslichen Angelegenheiten zu schreiben; rührende Ausdrücke des freundlichsten Wohlwollens kennzeichnen alle ihre Geschäftsbriefe, und endlich erfüllte der Dichter auch Göschens innigsten Wunsch, ihn auf seinem „Hohenstädter Hügel" zu besuchen.

Im November 1799 schrieb Göschen einen traurigen Brief an Schiller, worin er ihm von dem beklagenswerten Gesundheitszustand meiner Großmutter eine Schilderung entwirft. Man hatte einen Arzt nach dem andern zu Rate gezogen, aber keiner hatte sie geheilt. Schiller könne sich wohl vorstellen, meinte er, wie unglücklich er sei. Dann fährt er in Geschäftsangelegenheiten fort:

„Der ‚Dreißigjährige Krieg' ist in Oktav nachgedruckt, wie ich höre, und man sucht bei mir immer eine Ausgabe in 8°. Darf ich mir schmeicheln, daß Sie denselben einmal wieder vornehmen, oder geben Sie mir die Erlaubniß, ihn ohne Veränderung in Oktav zu drucken?" *)

Noch viel dringender wünschte Göschen, daß der Dichter ihm gestatten möge, den „Don Carlos" neu zu drucken, und zwar als Prachtwerk. Ohne sich von seiner finanziellen Lage

*) Geschäftsbriefe, S. 219.

einschüchtern zu lassen oder bei Schiller bedeutenden Anklang damit zu finden, konnte er sich des beinahe leidenschaftlichen Wunsches nicht entschlagen, den schönsten Stil seines Druckes auf ein Werk seines alten Freundes und seines berühmtesten Autoren zu verwenden.

„. . . Da Sie den Don Carlos als Theaterstück für Cotta bearbeiten," schrieb er, „so möchte ich doch gerne eine hübsche Ausgabe von der ersten Bearbeitung veranstalten, ungefähr so wie der Doolin von Alxinger in der neuen Auflage. Ein Buch wenigstens muß ich doch von Ihnen mit typographischer Schönheit drucken . . ."

Schiller war nicht abgeneigt, den „Dreißigjährigen Krieg" und den „Don Carlos" einer Revision zu unterziehen, wie Göschen es gewünscht hatte; aber er war damals völlig in Anspruch genommen von großen Ideen zu neuen dramatischen Werken, die sich seinem Meisterwerke „Wallenstein", das in dem Jahre gerade mit Triumph über die Bühne gegangen war, würdig anreihen sollten.

Im April 1800 jedoch schrieb er einen Brief an Göschen, der uns nicht aufbehalten ist. Aus der Antwort des letzteren ersieht man aber, daß Schiller endlich seinen heißen Wunsch, den Carlos neu zu drucken, gewährt hatte.

„. . . Es ist mein völliger Ernst," heißt es in diesem Schreiben, „daß ich, sobald ich den ‚Dreißigjährigen Krieg' und den ‚Don Carlos' von Ihnen erhalte, den Druck anfange, und ich versichere Ihnen heilig, daß ich mit der größten Freude drucke . . . Haben Sie tausend Dank für die Freude, welche Sie mir durch Ihren lieben Brief und die Ankündigung der Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches gemacht haben. Diese Freude wirkt so viel Leben in mir, daß ich anfange meinen Beruf wieder lieb zu gewinnen; ich war im Begriff, ihn mit einer unbequemen aber gesündern und erheiternden Lebensart zu verwechseln. Meine gute Frau empfiehlt sich, so wie ich, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin. Könnten wir Beyde Sie doch einmal auf unserm Hügel bewirthen. Die Erfüllung

dieses Wunsches hoffen wir noch immer. Mit der innigst freundschaftlichsten Verehrung der Ihrige

Göschen."*)

War der Schreiber dieses Briefes zuletzt des fortwährenden Kampfes gegen die Mißgunst des Geschickes müde geworden? Oder war diese Sehnsucht nach Frieden und nach dem stillen Glück der Zurückgezogenheit nur eine vorübergehende Gemütsbewegung?

Es verging einige Zeit, ehe Schiller sein Versprechen betreffs des „Don Carlos" halten konnte. Im Anfang des Jahres hatte ihn „Maria Stuart"**) besonders in Anspruch genommen. Dann begann er die Arbeit an der „Jungfrau von Orleans". Endlich aber nahm er sich Zeit und konnte Göschen am 15. Jannar 1801 das versprochene Manuskript senden, zugleich mit seinen herzlichsten „Glückwünschen zum neuen Jahre und Jahrhundert".

Göschen antwortete sofort. Auch er schickte Glückwünsche zum neuen Jahrhundert, obwohl dasselbe „unter drohenden Kriegswolken" erscheine.

„Ich danke herzlich," lautete das Schreiben, „für das übersandte Mspt. zu der neuen Auflage des Don Carlos . . .

. . . Mit der Fortsetzung des 30jährigen Krieges nehme ich mir die Freyheit, Ihrer Frau Gemahlin die Fortsetzung des Ifflands zu überreichen . . .

Wir armen Bücherwürmer leben in Hoffnung des Friedens. Eine feindlicher Dämon läßt meinen Glauben daran nicht aufkommen, wiewohl ich für einen Kaiserl. Königl. Geh. Rath eine Ode auf den Frieden in aller Schnelligkeit drucken muß. Das neue Jahrhundert begrüßte mich mitten unter meinen Kindern an der Hand meiner trefflichen Frau. Wir waren alle gesund, und so war uns der Gruß freundlich und

*) Geschäftsbriefe.

**) Am 15. Juni wurde „Maria Stuart" zum ersten Male aufgeführt.

das Jahrhundert willkommen. Möge Gesundheit und Freude Sie jeden Tag begleiten, Sie und Ihre Frau Gemahlin und die Kleinen. Bleiben Sie mir gewogen und gönnen Sie mir, wenn ich meinen Gang in diesem neuen und langen Zeitraum geendet habe, das schöne Gefühl, einige Tage der verflossenen Zeit mit Ihnen gelebt zu haben." *)

Der Friede von Lunéville war noch nicht unterzeichnet, stand aber vor der Tür. Auch das Leben in Grimma war wieder erträglicher geworden. Jette war wieder gesund, und meines Großvaters im Grunde hoffnungsvolle Natur lebte wieder auf. In fast allen seinen Neujahrsbriefen findet man einen freudigen Ton.

Schiller sandte ein Gegengeschenk an Jette. Nach dem Ausdruck seiner Freude über den erhaltenen Iffland**) fährt er fort:

„. . . Von Wallenstein hätte ich Ihrer lieben Jette gern ein feines Exemplar bestimmt, wenn nur noch eins zu haben wäre. Nehmen Sie einstweilen mit diesem gewöhnlichen vorlieb . . .

Gebe uns der Himmel Frieden, so werden wir frohen Tagen entgegensehen." ***)

Als Göschen das nächste Mal wieder schrieb, um das vorläufige Exemplar des Wallenstein mit Jettes herzlichem Dank zurückzuschicken, war der Friede unterdessen tatsächlich geschlossen (9. Februar). Er schreibt als Nachschrift:

„. . . Zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen einen Wunsch entdecke, den ich als nicht gebohren anzusehn bitte, wenn er Ihnen Unlust macht. Ich möchte gern ein Gedicht von einem Bogen auf den Frieden mit möglichster Schönheit drucken, aber es müßte von einem Manne wie Sie seyn. — Ich mag den Wunsch nicht ausschreiben und also lassen wir das —" ****)

*) Geschäftsbriefe, S. 254.
**) Vgl. Kap. XX.
***) Jonas, l. c., Bd. VI, 240.
****) Geschäftsbriefe, S. 256.

Aber kein echter deutscher Dichter konnte sich begeistern lassen, eine Ode auf einen Frieden zu schreiben, der das Unglück des Vaterlandes besiegelte. In dem Sinne antwortete denn auch Schiller am 26. Febr. 1801:

„Gerne, lieber Freund, wollte ich Ihren Wunsch wegen des Gedichts erfüllen, wenn ich nicht eine ähnliche Proposition von Cotta schon dreimal abgeschlagen hätte. Auch fürchte ich, werden wir Deutsche eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen, daß sich die Ode unter den Händen des Poeten in eine Satyre auf das deutsche Reich verwandeln müßte . . .

Einen completten Wallenstein will ich senden. Einstweilen bitte ich Ihre liebe Frau, der wir uns bestens empfehlen, beiliegenden ersten Band meiner Gedichte in ihre Bibliothek aufzustellen . . ." *)

Als Antwort hierauf dankt Göschen im Namen seiner Frau und fügt in überströmenden Worten seinen eigenen Dank hinzu.

„Wie reich haben Sie mich, mein verehrungswürdiger Freund, durch das köstliche Geschenk für meine Jette gemacht. Seit dem Sonntag, da ich es erhielt, habe ich nur zwey Seiten in Ihren Gedichten gelesen und habe doch jeden Tag darin gelesen. Immer las ich das „Mädchen aus der Fremde" wieder und empfand immer ein neues Vergnügen. Sie sehen, daß ich lange an dieser Freude zehren, und die andern Dichter singen lassen kann — bis sie müde sind.

Ich erkenne Ihre Güte gegen mich auch darin, daß Sie meinen Wunsch wegen eines Gedichtes auf den Frieden so ernsthaft genommen haben. Ich fühle es selbst, daß die Deutschen eben nicht Ursache zur Begeisterung bey diesem Frieden haben, und unterdrückte meinen Wunsch, bevor er ganz zur Welt kam. Die Gallier mögen mehr Ursach haben ihre Kehlen heiser zu schreyen, wir wollen ruhig bleiben.

*) Jonas, l. c., Bd. VI, 245.

Unterdessen ist es für den Büchertrödel (denn viel mehr ist unser deutscher Buchhandel doch nicht) erwünscht, daß es einmal Ruhe im Vaterlande wird. Die Aussichten für uns waren nicht tröstlich, wenn der Krieg fortgesetzt wurde, und so müssen wir Bücherwürmer denn doch so froh seyn als wir können . . .

Sie erlauben mir wohl das Vergnügen, den ‚Carlos' in der englischen Übersetzung erst durchzulesen bis ich ihn zurückschicke und behalt ihn in dieser Hoffnung noch einige Wochen bey mir.

Tausend herzliche Empfehlungen von meiner lieben Frau, tausend Dank von der frohen Empfängerin Ihres gütigen Andenkens. Von ganzer Seele Sie verehrend und liebend

der Ihrige

Göschen."*)

Alle diese Briefe aus den ersten drei Monaten des Jahres 1801 bezogen sich auf den Druck der revidierten Ausgaben des „Dreißigjährigen Krieges" und des „Don Carlos". Zwei verschiedene Ausgaben des letzteren, eine in gewöhnlichem Oktav, eine zweite in kleinem Oktav wurden für den allgemeinen Bedarf im Jahre 1801 gedruckt; dagegen wurde die Ausgabe in Großoktav mit lateinischem Druck und in eleganter Ausstattung erst 1802 veröffentlicht. In diesem Falle überließ Schiller, abgesehen von ein paar unbedeutenden Vorschlägen, die Sache ganz dem Belieben Göschens und war mit dem Resultat so außerordentlich zufrieden, daß er in seinem Briefwechsel mit dem Verleger Crusius betreffs einer Prachtausgabe seiner Gedichte, diesen darauf hinwies, daß die neue von Göschen veröffentlichte Ausgabe des „Carlos" die schönste sei, die er in dieser Art kenne.**)

*) Geschäftsbriefe, S. 257f. Siehe ebendas. über das Friedensgedicht, S. 258.

**) Geschäftsbriefe, S. 307.

FENSTER DES VON SCHILLER BEWOHNTEN ZIMMERS IN GÖSCHENS LANDHAUS.

Endlich im September 1801 wurde Göschens Hoffnung, Schiller seine Heimat zeigen und seine Kinder vorstellen zu können, verwirklicht. Der Dichter und seine Frau besuchten ihre alten Freunde in Dresden, und auf der Rückreise nach Weimar kehrten sie in Hohenstädt ein. Ihr junger Sohn war mit ihnen und schloß mit den Göschenschen Knaben Freundschaft. Die Räumlichkeiten des Hauses waren ländlich und sehr bescheiden. Schiller und seine Frau bewohnten ein ganz kleines mit zwei Betten versehenes Schlafzimmer zur ebenen Erde, an das sich ein kleines Wohnzimmer anschloß. Mein Sohn und ich haben die Ehre gehabt als Gäste meiner Tante Lotte, der damaligen Eigentümerin, dasselbe Quartier zu bewohnen. Dichtes Blätterwerk von verschiedenen Sträuchern zierte und versteckte das Fenster, das sich zahllose Mücken zu ihrer Operationsbasis auserkoren hatten. Es gelang ihrer nächtlichen Tätigkeit mit Hülfe von ganzen Schwärmen kleinerer Insekten fast, meine Träume von dem großem Dichter, der da geruht hatte, wo ich ruhte, zu verjagen.

Lange lebten die frohen Erinnerungen an den schönen Schillerschen Besuch fort. Es war ein Tag der ausgesuchtesten Freude für die Göschensche Familie, und man sah darauf zurück wie auf ein unvergeßliches Stück Geschichte. Alles verlief zur höchsten gegenseitigen Befriedigung. Mein Vater war zu der Zeit ein kleiner Junge, aber er erzählte mir, wie er sich erinnere, daß der berühmte Mann Stellen aus einem seiner Stücke laut vorgelesen habe. Zwei Briefe, die nach dem Besuche gewechselt wurden, brachten die Gefühle jeder der beiden Familien zum Ausdruck. Sie sind aber besonders durch ihre Anspielungen auf Schillers „Jungfrau von Orleans" interessant. Das Trauerspiel war nämlich in Gegenwart des Dichters am Abende des Tages, an dem dieser Hohenstädt verließ, auf dem Leipziger Theater aufgeführt worden. Das Publikum nahm das Stück mit unbegrenztem Enthusiasmus auf. Donnernde, nicht enden wollende Hoch-

rufe und eine Trompetenfanfare begrüßten den Verfasser, als er das Theater verließ. Göschen schrieb am 6. Oktober 1801:

„Mein verehrungswürdiger Freund! Ich danke Ihnen noch einmal herzlich für die sonnigen, schönen Stunden, die Sie mir durch Ihren Besuch geschenkt haben als Präservativ für die schwere mephitische Meßluft, worin ich jetzt lebe und webe, so gut es sich thun läßt, und worin ich am Abend ganz leicht und heiter bin, wenn ich an Ihren Besuch zurückdenke . . .

Ich habe die Jungfrau von Orleans gesehen. Erlauben Sie, daß ein Laye Ihnen das Resultat seiner Empfindung schreibt. Nach meinem Gefühl ist es eine himmlische Dichtung. Ich habe mich nie mit Classificationen befassen mögen. Mir ist also nicht eingefallen, ob es naiv oder sentimental ist. Aber es hat mich die gewöhnliche Welt vergessen lassen; ich habe mich durch die zarte Weiblichkeit und Reinheit des Mädchens erquickt, ich war in eine höhere Schöpfung erhoben. Was die Griechen hatten und wir bisher auf unserm Boden entbehrten, eine Wirkung himmlischer Mächte mit den Kräften der Menschen, das habe ich hier gefunden, ohne daß mich nirgends etwas in meiner Illusion gestört hätte. Der Baum ist ein einfaches Mittel, wodurch Sie dieses Wunder bewirkt haben. Das Mädchen ist keine Schwärmerin; ihre Schwärmerey hat festen Grund und Boden.

„Die Erscheinung des Geistes Talbots ist der wahre tragische Hebel. Ohne diese Erscheinung hatte die ganze Dichtung mich nicht traurig gemacht. Das Mädchen war glücklich und mußte einen Himmel in ihrem Busen selbst in Ketten tragen; ihre Liebe zu Lionel konnte ihr keine schmerzhafte Empfindung machen; ich hätte diesen Schmerz getadelt, denn sie hatte nichts verschuldet; sie war blos ein menschliches Wesen, oder ein Engel in menschlicher Form geworden. Aber die Warnung wirft einen schwachen Schatten über ihren Glanz. Sie rückt uns übrigen Menschen dadurch näher, daß

sie die Warnung in dem kritischen Augenblick nicht mehr achtet; man glaubt sie habe sich der Gränze eines Fehlers genaht, man bemitleidet sie und nimmt menschlichen Theil an dem unglücklichen Lauf ihres Lebens von jenem Moment an. Ich sage nichts von der trefflichen Situation von dem Tode Talbots, weil die Jedermann bewundern muß. Der Dauphin scheint mir am Anfang zu weich und schwach im Vergleich der Folge seines Benehmens. Welch' eine schöne Diktion! . . ." *)

Auf diesen Brief erwiderte Schiller:

„Haben Sie nochmals herzlich Dank, lieber Freund, für Ihre gütige Aufnahme in Hohenstädt. Jener Tag gehört zu den fröhlichsten, die ich durchlebte. Ich sah Sie glücklich in Ihrem häußlichem Kreis, in Ihrer ländlichen Ruhe. Ich habe jetzt eine Anschauung Ihres zufriedenen Landlebens, ich kenne das Haus, das Sie bewohnen, die Gegend, die Sie umgiebt, und kann mir nun Alles, was Sie angeht, lebhafter vorstellen. Gerne wäre ich und meine Frau unter den vergnügten Theilnehmern Ihres Familienfestes gewesen.

Daß Ihnen die Jungfrau von Orleans diese edle Rührung erweckt hat, freut mich sehr, und ich darf hoffen, daß das ruhige Lesen des unverstümmelten Werkes selbst um so reiner auf Sie wirken werde; denn durch die Repräsentation ist freilich vieles, sehr vieles entstellt, und alles herabgestimmt worden . . ." **)

Nachdem Göschen drei Monate später das Stück in Leipzig ebenfalls gesehen hatte, kam er auf den Gegenstand zurück, und stimmte Schiller bei mit Bezug auf das, was dieser vom Lesen und Sehen des Trauerspiels geäußert hatte.

„. . . Sie haben Recht, der Genuß bei der Lektüre ist der wahrhaft reine Genuß; der Genuß der Leipziger Vorstellung war sehr verfälscht. Kein Product des Geistes hat mich mehr ergriffen, mich inniger gerührt. Bey der Scene

*) Geschäftsbriefe, S. 271 f.

**) Jonas, l. c., S. 307.

bey der Kohlenhütte wo Raimond d[as] M[ädchen] verläßt, hat mein Auge Thränen geströhmt. Ich muß mir Gewalt anthun, um in meinem Enthusiasmus Ihnen nicht Ihr eigenes Werk vorzusetzen. — Das ist eine himmlische Diktion! Das ist eine geistige Schöpfung und ein Engel aus eines Menschen Seele gebohren. Um mich abzukühlen, schreibt ein ehrlicher Mann aus Dresden an mich: Das Mädchen v. O. wird hier nächstens gegeben werden, man hat nur Unbedeutendes darin geändert, aus der Mutter Gottes hat man — den Genius von Frankreich gemacht. Das heiß ich ein Meisterstück! eine unbefangene Schäferin läßt sich von dem Genius Frankreichs begeistern! Es lebe die Klugheit!" *)

Schiller schätzte die aufrichtige Gefühlsäußerung in Göschens Bemerkungen, in denen keine literarische Kritik, sondern die warme Sprache der Empfindung redete. In diesem Sinne antwortete er am 10. Februar 1802:

„... Wie angenehm war es mir, mein lieber Freund, was Sie mir über meine Jungfrau v. O. schrieben. Dieses Stück floß aus dem Herzen, und zu dem Herzen sollte es auch sprechen. Aber dazu gehört, daß man auch ein Herz habe und das ist leider nicht überall der Fall . . ." **)

Das Familienfest, auf das Schiller in seinem Brief vom 15. Oktober anspielt, war die Geburtstagsfeier meiner Großmutter. Göschen hatte ihm in einer langen Nachschrift zum Besten Lottes eine fröhliche und humoristische Beschreibung der hübschen, ländlichen Feier gesandt, die in patriarchalischer Freude und Rührung überfloß. Die Burschen und Mädel aus dem Dorf hatten um eine Tonne herumgetanzt; Bänkelsänger hatten unter dem Dach der Bäume ihre Lieder vorgetragen. Von hier ging der Zug ins Akazienwäldchen, wo der düstere Seume unter einem erleuchteten Apfelbaum sein Lied als Eremit sang. „Der Pavillon," fährt Göschen fort, „war eine Trödelbude, worin meine Frau ein neues Kleid

*) Geschäftsbriefe, S. 280.

**) Jonas, l. c., S. 349.

fand. Unter dem Pavillon war eine Bandbude, wo Stecknadeln und andere kurze Waaren nebst bedruckten Bändern verkauft wurden. Unten in der kleinen Laube zeigte ich meine beyden kleinsten Kinder als Zwerge, die wahrsagen konnten . . . Endlich kam man zu dem Bogengang, welcher in eine Wein- und Eßbude verwandelt war, wo das Abendbrot gegeben wurde. Alle Einwohner des Dorfs waren Zuschauer, und mein Garten war ein wirklicher, volkreicher Jahrmarkt. Der Gutsbesitzer, der Pfarrer, die Honoratioren und Bauern: alles kam unter einander Nachts um Eilf Uhr durch die Fröhlichkeit wie durch Oberons Horn in einen allgemeinen Tanz. Dieser sonderbare Ball dauerte ganz zwey Stunden, und welch' ein Wunder! keine Blume, kein Strauch war am andern Morgen zertreten . . ."*)

Man ist beinahe versucht zu lächeln, wenn man liest, wie Göschen diesen langen und gefühlvollen, bis ins kleinste genauen Bericht über ein ländliches Familienfest an Schiller sandte, an ihn, den großen Idealisten, der stets in den hohen Regionen der Kunst und des philosophischen Gedankens weilte, hoch über den Trivialitäten des gewöhnlichen Lebens. Aber Göschen war nun einmal in seinen häuslichen und privaten Beziehungen naiv!

Noch voll von der innigen Freundschaft, welche ihr Besuch bei ihrem Freunde erneut hatte, schrieben sowohl Schiller wie seine Frau die wärmsten Glückwünsche an Göschen zu der im Dezember stattgehabten glücklichen Entbindung meiner Großmutter.**) Lotte fürchtete nur, daß „eine solche Mutter, die so unermüdlich für ihre Kinder sorgte, leicht versucht werden könne, über ihre Kräfte zu thun".

Unterdessen beschränkten sich die geschäftlichen Abmachungen der beiden Männer auf revidierte Ausgaben älterer Werke. Dagegen gab Schiller Göschen einen weiteren Beweis seiner Freundschaft, indem er ihm einen neuen Autor zuführte in

*) Geschäftsbriefe, S. 272 f.

**) Weimar, den 10. Dez. 1801. Siehe Jonas, S. 318.

der Person Einsiedels, der in die Reihen der Gelehrten und Dichter einzutreten wünschte. Er hatte die „Brüder" von Terenz übersetzt und wollte sie gerne von Göschen elegant gedruckt haben. Schiller gab zwar zu, daß das Werk kaum auf einen glänzenden Absatz werde rechnen können, aber es würde möglicherweise Leser auch außerhalb des Kreises der Freunde der alten Literatur anziehen, da es mit „großer Laune und Leichtigkeit" geschrieben sei.*) So nahm Göschen an, und das Buch wurde im Jahre 1802 herausgegeben.

Während der letzten Monate des Jahres 1801 war Schiller anderweitig außerordentlich beschäftigt, und das Manuskript für die neue Ausgabe des „Dreißigjährigen Krieges" ließ lange auf sich warten. Im Februar 1802 schickte er einen Teil, zugleich mit einem Briefe, in dem er sich wegen des Aufschubes damit entschuldigte, daß ihm augenblicklich so viele Geschäfte durch den Kopf gingen. Dahin gehörte hauptsächlich die Realisierung seines alten Wunsches, nämlich der Plan, ein eigenes Haus zu besitzen. Zu diesem Zweck nahm er Göschens Hilfe in Anspruch.

„Lassen Sie mich doch gelegentlich wissen, lieber Freund," so schrieb er, „ob ich das Sümmchen Honorar für die neue Ausgabe des 30jährigen Krieges ohne Sie zu genieren, nicht auf Himmelfahrtstag erhalten könnte, denn da ich alles was ich hatte und zusammenkratzen konnte, an den Ankauf des Hauses habe verwenden müssen, so muß mein Beutel bis dahin wieder aufgefrischt werden. Wenn es Ihnen aber irgend ungelegen käme, so schreiben Sie mirs gerade heraus und ich werde mich sonst zu arrangieren wissen . . ."**)

Schillers Absicht, ein Haus zu kaufen, fand bei Göschen die regste Zustimmung. Er antwortete:

„. . . Ein eigener Herd ist Goldes werth, sagt das Sprichwort, und ich habe die Wahrheit desselben oft empfunden. Mögen Sie die schöne Unabhängigkeit, welche Sie in Ihrem

*) Jonas, l. c., S. 312.

**) Jonas, l. c., S. 349.

Ankauf sich verschafft haben, in Gesellschaft der freundlichsten Hausgötter recht lange genießen. Das Haus wird, wenn ich mich in dem Zutrauen zu der Nachwelt nicht irre, noch nach Jahrhunderten, wenn auch sein Dach und seine Mauern ein Opfer der Zeit werden, merkwürdig bleiben, und der bisherige Besitzer hat es durch Sie zu einem Monument für Weimar gemacht.

Ihre gütige Einladung bereichert den Vorrath von Hoffnung, den ich nicht gern ausgehen lasse. Der Gedanke, daß es mir und meiner Frau unter Ihrem Dach einmal wohl seyn wird, erfreut mich schon jetzt, und wir werden uns oft mit dem lachenden Plan beschäftigen, wenn wir ihn auch nicht gleich ausführen können.

War es Scherz oder Ernst, als Sie mich in Hohenstädt fragten ob ich Ihnen eine zweyte Bearbeitung des Sujets der Jungfrau bezahlen wolle? Ich sagte Top! und reichte Ihnen meine Hand, das war mein Ernst. Halten Sie mich nicht für zudringlich und seyn Sie versichert, daß ich jedes Verhältniß ehre, welches Sie abhalten kann, etwas für mich zu thun. Nur das Honorar darf Sie nicht abhalten . . ."*)

Zu dieser Frage, die „Jungfrau von Orleans" betreffend, hatte ihn wahrscheinlich die erneute Innigkeit ihres Verkehrs ermutigt, sein Wunsch sollte jedoch nicht gewährt werden.

Schillers Antwort an Göschen vom 1. März 1802 lautet:

„Haben Sie besten Dank theurer Freund für Ihre gütige Bereitwilligkeit, mir den Ankauf meines Hauses zu erleichtern. Der Contract ist nun abgeschlossen und ich werde mit Anfang Mays in meinen eigenen vier Wänden wohnen.

*) Es kann hier natürlich nicht auf den Stand dieser Frage näher eingegangen werden. Wie es scheint, sind die im Taschenbuch „Minerva" vom Jahre 1812 von Böttiger veröffentlichten schriftlichen Äußerungen Schillers über eine mögliche Umarbeitung der „Jungfrau", in der Form wie sie gegeben sind, unecht, dagegen beweisen die oben angeführten Stellen, daß von einer zweiten Bearbeitung tatsächlich die Rede war. Siehe Jonas, l. c., Bd. IV, 514.

Hier folgt der Anfang des zweiten Bandes meiner Geschichte des 30jährigen Kriegs. In dem lezten Transport war, wie ich hoffe, der ganze Rest des ersten enthalten, der mit der Schlacht bey Breitenfeld schließt.

Der Druck davon Sie mir Proben gesendet, ist sehr schön und das Papier durch das Glätten vorzüglich schön geworden.

Sollte es dazu kommen, daß ich eine neue Jungfrau von Orleans schreibe, so soll niemand als Sie diese verlegen. Wenn es aber nicht sobald dazu käme, so hoffe ich doch Mittel zu finden, ohne neuere Versprechungen zu verletzen, meine Dankbarkeit gegen einen alten Freund zu beweisen. Herzlich umarm ich Sie; von mir und meiner Frau die freundschaftlichsten Grüße an Ihre liebe Jette

Ihr

Sch."*)

Die noch unerledigten Unternehmungen näherten sich ihrem Ende. Der erste Band des „Dreißigjährigen Krieges" erschien im Mai 1802, und Göschen schickte das Honorar zugleich mit der dringenden Bitte um mehr Manuskript. In seiner Antwort vom 31. d. M. drückte der Dichter seine herzlichste Dankbarkeit aus.

„. . . verbindlichsten Dank für die überschickten 60 Carolins, die alle meine Erwartungen und Ansprüche vollkommen befriedigen und auch wirklich übersteigen. Ich halte mich durch diese Summe vollkommen für meine Arbeit bezahlt und belohnt. Aber ich sehe wohl, mein wertheſter Freund, Sie haben bey diesem Anschlag auch darauf gerechnet, einen Stein zu meinem Häuschen beizutragen, . . ."**)

Auch hieraus wieder erhellt zur Genüge, daß es nicht im allergeringsten Unzufriedenheit mit Göschen als Verleger und Zahlmeister war, die Schiller verhinderte, weitere Schriften

*) Jonas, l. c., S. 360.

**) Jonas, l. c., S. 392. Der Brief ist uns nur verstümmelt erhalten.

seinen Händen anzuvertrauen. Noch einmal in einem im folgenden Juli geschriebenen Briefe, als die letzten Bogen des zweiten Bandes des „Dreißigjährigen Krieges" fertig vorlagen, versichert der Dichter Göschen, daß die schönen Tage, die er in Hohenstädt zugebracht, ihm noch immer in frischer Erinnerung seien, und wünscht ihm recht frohe und glückliche Tage:*) und dann fällt der Vorhang. Eine fast zweijährige Lücke entsteht in dem schriftlichen Verkehr der beiden Männer. Briefe mögen und müssen gewechselt worden sein, aber sie sind uns nicht erhalten.

Unterdessen beschäftigte der Druck der großen Oktavausgabe des „Don Carlos" Göschen fast bis zum Ende des Jahres. Am 4. Dezember 1802 schickte er ein Exemplar an Böttiger mit folgenden etwas erregten Zeilen:

„. . . Sie sind ein viel zu stattlicher und großmüthiger Mann als daß Sie das arme Würmchen ohne alle Unterstützung lassen sollten. Sie werden, ich sehe es schon im Geist, gleich nach einem helltönenden Instrument greiffen und durch die Welt, worin Sie vermittelst des Modejournals und der allgem. Zeitung herrschen, den Befehl ergehen lassen: Nehmt euch dieses schönen Kindes an, kauft es, bezahlt es, und ergetzt euch dann nach Herzenslust! damit sein armer Vater in der Ostermesse die Geburts- und Taufkosten verschmerzen könne. So was, wie dieser Don Carlos ist in der deutschen Welt noch nicht erschienen! Denn Didot und die Engländer machen es viel besser und Glising in Weimar viel schlechter; folglich hat es die vortreffliche Mittelmäßigkeit, die euch Deutschen so lieb ist. Geht es dann nicht — so hohle es der Henker!!!"

Die neue Ausgabe „ging" jedoch sehr gut.

*) Ibid. S. 399.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Letzte Verbindungen mit Schiller.

1804—1805.

Nachdem wir gesehen, wie der Vorhang sich wieder gehoben und neue Verhandlungen zwischen Göschen und Schiller angeknüpft worden waren, kommen wir zu einer merkwürdigen Episode, nämlich zu der Göschenschen Veröffentlichung einer Übersetzung Goethes aus dem Französischen. Das Original lag in der Satire oder der Tragikomödie, wie man das Werk genannt hat, „Rameaus Neffe" vor, einem bis dahin unveröffentlichten Meisterwerk des berühmten französischen Enzyklopädisten Diderot.*) Die Geschichte dieses Dialoges ist höchst eigentümlich. Daß ein französisches Werk von einem so berühmten Manne wie Diderot zuerst in einer deutschen Übersetzung erscheinen sollte, war in der Tat eine sonderbare Laune des Schicksals, und erregte in literarischen Kreisen viele Neugier, und dies um so mehr, als es ebenso zweifelhaft ist, wohin das Original verschwand, als woher es kam. Ein französischer Herausgeber von Diderots Werken fragte bei Goethe wegen dieses Manuskriptes an und sprach die Vermutung aus, es sei in die Hände des Prinzen von Gotha oder des Prinzen Heinrich von Preußen gelangt; aber Goethe leugnete die Möglichkeit, daß

*) Diderot, Denis (1713—1784). Berühmter franz. Philosoph und Schriftsteller; besonders bekannt durch seine „Encyklopädie". Das im Text genannte Werk ist ein Gespräch, welches der fingierte Neffe des Komponisten Rameau, das Ideal eines Schmarotzers, mit Diderot führt.

es in Gotha gewesen sein könne ohne sein Wissen, er vermutete vielmehr, es sei in den Besitz der Kaiserin Katharina gekommen. In Rußland finden wir es auf alle Fälle wieder, und zwar im Besitz des russischen Majors Maximilian von Klinger*), des alten Freundes Goethes. Aus dem im folgenden wiedergegebenen Briefwechsel geht zur Genüge hervor, daß dieser das Manuskript Schillers Schwager, Wolzogen, der den Erbprinzen von Weimar auf seiner Brautfahrt nach Petersburg begleitet hatte, zur Verfügung stellte. Man hat behauptet, Göschen habe das Manuskript zur Kenntnis Schiller gebracht, aber das Umgekehrt war augenscheinlich der Fall.

Der Briefwechsel beginnt mit einem Schreiben Göschens am 18. April 1804:

„. . . Sie werden mich unendlich verbinden, wenn Sie mir das Manuscript von Diderot zuwenden wollen. Ich kann noch nichts davon sagen und keinen merkantilischen Plan fassen, bis Sie mich näher davon unterrichten und die Bedingungen melden. Ich habe durch Duveau [einen gemeinsamen Freund] verstanden, daß von einem französischen Original die Rede ist? Finden Sie das Werk interessant genug, um mit den Original eine Übersetzung auszugeben? und hätten Sie vielleicht die Güte, wenn ich eine Übersetzung veranstalte, solche durchzuführen?"**)

Duveau hatte augenscheinlich eine Botschaft von Schiller das Buch betreffend überbracht, und Göschen ging sofort auf die Sache ein. Im Mai besuchte der Dichter Leipzig während der Messe, und das betreffende Manuskript bildete wiederum

*) Auch als Dichter der Sturm- und Drangperiode bekannt. (1752—1831.) Es handelte sich um eine von Klinger genommene Abschrift des Originals, das nach Verkauf der Diderotschen Bibliothek nach Petersburg gekommen war. Ausführlich behandelt Schlösser in seiner Monographie „Rameaus Neffe" (Berlin 1900) die ganze Frage. Siehe namentlich S. 107—124.

**) Siehe Geschäftsbriefe, S. 319 f.

den Gegenstand der Unterhaltung der beiden Männer. Nach Schillers Rückreise schrieb der Verleger:

„. . . Erst jetzt kann ich den Augenblick gewinnen Ihnen für Ihre Rathschläge in Absicht des Rameau zu danken. Mein Brief wird wohl nun zu spät kommen . . ."

Nachdem er dann sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß er Schiller in seinem Logis vor seiner Abreise verfehlt habe, fährt er fort:

„Ich lege dem allen ohngeachtet noch einen Brief an Ihren Herrn Schwager bey. Machen Sie damit was Sie wollen. Da mein Schwager Heun jetzt auch im Buchhandel pfuscht, und jetzt in Petersburg ist, auch gewiß dem Herrn von Wolzogen empfohlen ist, so wird er wohl die Satire des Mr. Rameau schon weggefischt haben. Sie bleibt dann doch in der Familie . . ."

Schiller übersandte am 16. Juni den Einschluß an Wolzogen mit folgender Erklärung:

„. . . [Ich lege] einen Brief vom Buchhändler [Göschen?*)] an Dich bey, er wünscht gar [zu gerne], den Rameau von Diderot in Verlag zu bekommen. Wenns möglich, so verhilf ihm doch dazu; Du wirst ihn zu jeder Gegengefälligkeit bereit finden.**) Und sollte sich Klinger nicht bereden lassen, den Rameau im französischen Original drucken zu lassen, so erlaubt er vielleicht, daß eine deutsche Übersetzung davon gemacht wird. Ebenso ist auch „Jaques le fataliste" vor dem französischen Original in einer deutschen Übersetzung herausgekommen, und die Neugier auf das Französische wurde dadurch nur desto mehr erregt . . ."***)

*) Jonas rät auf Klinger, aber augenscheinlich ist Göschen gemeint. Vgl. Schlösser, l. c., S. 110.

**) Schillers Voraussetzung war gerechtfertigt. Der Verleger beeilte sich, seinen Freund zu bitten, er möge sich einmal in Wolzogens Bibliothek umsehen und ihm etwaige Lücken, die er ausfüllen könne, mitteilen. (Brief vom 22. November 1804.)

***) Jonas, l. c., Bd. VII, 158.

Aus dem Folgenden wird es klar werden, daß Klinger sowohl die deutsche als die französische Veröffentlichung gestattete, daß Wolzogen das Schriftstück an Schiller sandte, und daß der letztere sich mit Göschen wegen der Herausgabe in Verbindung setzte. Endgültige Schritte wurden jedoch nicht vor dem Monat November getan. Damals besuchte mein Großvater Schiller in Weimar, und bei dieser Gelegenheit machte der Dichter den kühnen und glücklichen Vorschlag, daß kein geringerer als Goethe der Übersetzer sein solle.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Leipzig erkundigte sich Göschen, dem sein Besuch „neues Leben gegeben und neue Beweise des Wohlwollens und der Freundschaft gebracht hatte" begierig, wohin Schiller Goethen „vermocht" habe.*)

Der erstere hatte sich sofort mit dem letzteren in Verbindung gesetzt, und als Göschen den Bericht von ihrer Konferenz erhalten hatte, ließ er Schiller wissen, daß er mit Bezug auf das an Goethe zu zahlende Honorar allem zustimme, was er für recht halte. Er gebe ihm in der Angelegenheit unbeschränkte Vollmacht.

Daraufhin schloß Schiller mit Goethe ab und berichtete dem Verleger darüber wie folgt:

„Göthe hat sich mit großem Eifer an die Übersetzung des Rameau gemacht, und es ist ihm so ernst, etwas Gutes zu leisten, daß wir uns gewiß ein vortreffliches Werk versprechen können . . . Ich habe mit ihm, nach Ihrer Vollmacht, um 100 Carolin gehandelt, denn er wollte anfangs noch höher hinaus, und — im Falle Sie mit dem Werke sehr glücklich wären — habe ich ihm in Ihrem Nahmen noch etwas Extra versprochen, wenn es zu einer zweiten Auflage kommt . . .

Ich hoffe nun, daß mit 1500 Exemplaren, die Sie an dieser deutschen Übersetzung absetzen, alle Kosten derselben bezahlt sind, und das französische Manuscript frei in Ihren

*) Den 22. November 1804. Siehe Schlösser, l. c., S. 113.

Händen bleibt. Auf jeden Fall wird diese deutsche Übersetzung als Vorläuferin dem französischen Original große Dienste thun und die Erwartung auf dasselbe um so lebhafter spannen."*)

Am 21. Dezember war Goethe in voller Arbeit. Er hoffte die Hälfte der Übersetzung um die Mitte Januars, die andere zu Ende des Monats abliefern zu können. Mit dem was dabei zu sagen wäre, sähe es indes schon etwas weitschichtiger aus, meinte er. Mit anderen Worten, die beabsichtigten ausführlichen Anmerkungen würden viel Zeit in Anspruch nehmen. Ein paar Tage später schrieb Goethe wiederum an Schiller, um sich über einige Bedenklichkeiten wegen des „Rameau" seinen Rat zu erbitten.**) Dieses Billet sandte Schiller noch an demselben Tage an Göschen:

„Göthe wünscht . . . daß die Schrift von Diderot nicht eher, als unmittelbar ehe sie ausgegeben wird, angezeigt werde, und daß man das Publikum im eigentlichen Sinn damit überraschе. Übrigens will er, Ihrem Wunsche gemäß, sich gern mit seinen Nahmen dazu bekennen. Die Verhältnisse unsers Hofes mit Hrn. Grimm***) und Grimms mit den Diderotschen Erben machen jene kleine Vorsicht nöthig, weil sonst allerley dazwischen kommen könnte . . ."

Hierauf antwortete Göschen am 2. Januar 1805:

*) Die französische Abschrift des Originals ging aller Wahrscheinlichkeit nach nach Petersburg zurück. Hierüber und über Klingers Bedingungen bei Auslieferung seiner Kopieen an Göschen siehe Schlösser. Eine weitere Abschrift des Originals, welche Assézat in seiner Ausgabe der Diderotschen Werke benutzte, fand sich bei den Verlegern Treuttel & Würtz in Straßburg. Über die Aufnahme der Goetheschen Übersetzung siehe Schlösser, l. c., S. 215—234.

**) Schlösser, l. c., S. 116.

***) Es ist dies Baron Friedr. Melchior von Grimm, philosophischer Schriftsteller in französischer Sprache und der Vermittler zwischen französischer und deutscher Literatur. Er war ein Freund Diderots, lebte lange Zeit in Paris; seit 1792, von der Revolution vertrieben, als russischer Staatsrat in Gotha. Er starb 1807.

„Allerdings muß Goethes Werk nicht angekündigt werden. Ich liebe überhaupt das Posaunen nicht mehr, wiewohl ich ehemals auch die Backen voll genommen habe."

Goethe hatte sich also, wie Schiller an Göschen schrieb, mit vollem Eifer ans Werk gemacht. Er hatte stets für Diderot große Achtung empfunden, aber das vorliegende Werk mit seiner erbarmungslosen Satire auf die Zustände der französischen Gesellschaft im Jahre 1762 und auf die Feinde der Enzyklopädisten übte eine ganz besondere Anziehungskraft auf ihn aus.

Während er noch mit der Abfassung von Anmerkungen beschäftigt war, druckte Göschen fleißig am Text, den Schiller ihm am 25. März gesandt hatte. Aber erst einen Monat später konnte dieser ihm die Anmerkungen schicken, mit dem Zusatz, er könne sich freuen, daß Goethe noch dazu gekommen, weil diese Anmerkungen an sich sehr bedeutend seien und den Wert des Werkes erhöhten.

Das Buch wurde zur Ostermesse 1805 veröffentlicht, hatte aber nicht den gewünschten Erfolg, und der Plan, die französische Handschrift zu verlegen, wurde fallen gelassen. Goethe selbst gibt 1823 den Grund davon in seinem Aufsatz: „Rameaus Neffe" an.

„Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen," schreibt er dort, „daß ich mit ganzer Seele dabei war: Der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publikum nicht greifen. Die kriegerischen Aspekten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Ausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich, ja unthunlich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns, und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war." *)

*) Goethes Werke, Ausgabe letzter Hand (1833), Bd. 46, S. 65 f.

Die freundschaftlichen Unterredungen unter Schillers Dach während des Göschenschen Novemberbesuches in Weimar hatten ferner eine, wenn auch nur lose Verbindung der beiden Männer betreffs Gründung einer monatlichen Zeitschrift, des „Frauenjournals", hergestellt. Es sollte dies ein Journal für deutsche Frauen sein und von deutschen Frauen geschrieben werden. Auf dem Titelblatt stand ferner zu lesen: „besorgt durch Wieland, Schiller, Rochlitz und Seume".

Der eigentliche Herausgeber aber war Rochlitz*), der zu der Zeit in Leipzig wohnte. Die Namen, die das Titelblatt schmückten, kündigten nur ein Art Gevatterschaft und Unterstützung des Unternehmens an; ihre Träger gaben nur guten Rat, verpflichteten sich aber nicht zu Beiträgen oder zu einer gemeinsamen Redaktion, wenn auch ehrgeizige Schriftstellerinnen sich an den einen oder andern dieser großen Männer wenden konnten, in der Hoffnung, Aufnahme im Journal zu finden. Der Plan war lange in Göschens Kopf herumgegangen; es war eine derjenigen Unternehmungen, zu der ihn seine Vorliebe, dem besseren Geschmack gebildeter Frauen Rechnung zu tragen und sie zu Höherem zu erziehen, verleitete.

„... Als Vater und Gatte", schrieb er an Böttiger, „entdecke ich Ihnen, daß ich viele Aufsätze zu erhalten wünsche, die eine nützliche und moralische Tendenz haben, daß ich wünsche, mehr Aufsätze liefern zu können, worinn die wahre Natur athmet, als die Phantasiebaderey, die einem kein Stück Fleisch auf dem Leibe läßt. Doch werd ich mich nie darüber äußern und Rochlitz, den feinen galanten Junggesellen, sowie den Geist des Zeitalters frey schalten und walten lassen. Ihnen gesteh ich offen, daß mir der Gedanke, bey der theils schwehrfälligen, theils platten theils geschraubten Schreibart unserer Schriftsteller: Das Heil der Leichtigkeit und der Natur muß von den Weibern kommen, den Einfall zu diesem Journal gegeben hat. Darum habe ich mich bemüht jene Aufsätze so

*) Rochlitz, Friedrich, Erzähler und musikalischer Schriftsteller. (1769—1842.)

leicht, munter und edel zu behandeln als es nur möglich war. Ich weis, es wird manchen vorkommen, das sey sehr leicht und so etwas habe keinen Gehalt, weil man es lesen kann ohne zu rathen. Mag es seyn und mag Gott solchen Richtern helfen!" *)

Es war keine leichte Aufgabe, gleich am Anfang eine genügende Anzahl tüchtiger Schriftstellerinnen aufzutreiben, und Göschens eigene Feder wurde für die Revision und Überarbeitung in Anspruch genommen. Das erste Heft enthielt drei so behandelte und nachher von Rochlitz „gewaschene", Aufsätze, einer derselben — pädagogischen Inhaltes — rührte von meiner Großmutter her und beruhte auf tatsächlichen Erfahrungen, die sie an ihrem Sohne Georg gemacht hatte.**) Göschen schickte den Aufsatz an Wieland und verriet die Verfasserin. Der greise Dichter begleitete die Rücksendung mit folgenden Zeilen: „Ich danke Ihnen lieber Freund, für das große Vergnügen, so mir die Durchlesung des hieben zurückgehenden interessanten Aufsatzes gemacht, und wofür ich der theuren Henriette die Hand küsse. Er beweist, daß sie eine wahre Virtuosin in der Erziehungskunst ist. Was ganz vorzüglich meinen Beyfall hat, ist die schöne, anspruchlose und doch immer edle Simplicität des Tons und Stils, ein in unsern Tagen seltnes Verdienst. So schrieben ehmahls die Pythagoräischen Frauen . . ."

Dem scharfen Blick des Kenners aber entgingen die Spuren der revidierenden Feder nicht. Er fährt fort:

. . . „Wenn Sie, lieber Göschen, . . . der Redacteur dieses schönen Aufsatzes waren, so gebührt Ihnen das Lob, den wahren Ton der Weiblichkeit, der den Stil einer verständigen und gebildeten Frau von dem eines Mannes gleicher Art unterscheidet, sehr glücklich getroffen zu haben . . ." (6. Dezember 1804).

*) Brief undatiert; nach dem 16. Dezember 1804.

**) Betitelt war der Aufsatz: „Der trotzige Gustav".

Auch Schiller war, obschon eine so viel kritischere Natur und in seinem Stil so viel abweichender von Göschen als Wieland, mit diesem Artikel zufrieden.

Noch ein Aufsatz im ersten Heft rührte von Göschen her. Weiße, der greise Leipziger Dichter nämlich, mit dem er eng befreundet gewesen, war in hohem Alter und an Ehren reich gestorben. Zu seinem Andenken schrieb Göschen ein „Idyllion", ein Gedicht in Prosa. Es war eine recht schwülstige, aber von großer Phantasie zeugende und in poetischer, wenn auch blumenreicher Sprache abgefaßte, mythologische Allegorie. Diese rückte er als Beigabe in das „Frauenjournal" ein, in der Hoffnung „die Damen würden es verzeihen, daß ein Freund des vortrefflichen Weiße sich zu ihnen eindränge und ihnen einen kleinen Kranz von Vergißmeinnicht, den er in der Nähe seines Grabes geflochten habe, mitteile." *)

Die Aufnahme des Frauenjournals war eine sehr günstige. Zwar waren die Mitarbeiterinnen unbekannt, aber Göschen hatte trotzdem einen Erfolg zu verzeichnen. Das erste Heft wurde mit großem Beifall begrüßt und „ging". „Nur zwey Worte: es geht!" schrieb Göschen; „und das sagt mehr als tausend Worte!" Günstige Besprechungen erschienen in mehreren literarischen Zeitschriften, und des Verlegers Freude war groß. Er teilte seinen Triumph Wieland mit, aber dieser war nur sehr teilweise mit dem Heft zufrieden. Weimar, das kritische, feinsinnige Weimar stimmte nicht mit in den Chor des Lobes ein. Göschen nun wollte die Dusche der Wielandischen Kritik nicht stillschweigend über sich ergehen lassen und schickte ihm eine, wie der greise Dichter es nannte, „triumphierende Antwort auf seine Jeremiade". Wieland nahm sie freundlich auf und gestand, er sei kein Prophet Jonas, der darüber zürnte, daß Ninive nicht untergehen wollte, da er doch den Untergang bei seinem prophetischen Ehrenwort geweisagt habe. Es sei wahr, er verstehe sich nicht darauf,

*) Das Idyllion findet sich in den Geschäftsbriefen vollständig abgedruckt, S. 328 f.

wie es damit zugehe; das Journal fände außerhalb Weimars Beifall, es ginge reißend ab und sei von den Antipoden, dem freimütigen Herrn Merkel*) und dem eleganten Herrn Mahlmann, zugleich aus vollen Backen angepriesen worden ..."

Schiller schickte am 24. Januar einen ermunternden Glückwunsch an Rochlitz:

„Ich wünsche Ihnen Glück zum Anfang des Journals und zur Fortsetzung Muth und Freude.

Seine Bemerkungen über Erziehung, wovon in diesem ersten Stück schon eine Probe,**) werden immer willkommen seyn. Bey Ninon wollte ich bloß erinnern, daß es gut seyn würde, wenigstens vor der Hand, das Capitel der Courtisanen nicht zu berühren. Die Damen pflegen als Kunstrichterinnen sehr intolerant in diesem Punkt zu seyn.

Noch sind wir hier in Weimar sehr unfruchtbar an Beiträgen. Fast alles ist krank, wo ich anklopfe, und leider bin ich es selbst mit meinem ganzen Hause." ***)

Nachdem die Zeitschrift erfolgreich vom Stapel gelassen war, boten viele Mitarbeiter des schönen Geschlechtes Beiträge an. „Ein hübsches Gesichtchen nach dem andern" umflatterte Göschen. Merkwürdigerweise war aber alles an ihn Eingesandte ernsthafter Natur; heitere Kleinigkeiten gingen ihm seltener zu. Zwei „Weiberchen" jedoch hatte er für den humoristischen Teil gewonnen und versah sie nun mit Winken. „Gott sei Dank, haben mir die Frauen Gedichte erspart! Ich fürchtete mich davor."

Im Februar 1805 schrieb Schiller einen langen, freundlichen Brief an Göschen, in dem er auf das „Frauenjournal" zurückkommt.

*) Merkel, Goethes Gegner, war eine Zeitlang Redakteur des „Freimütigen", einer Zeitung, die eine kühne Polemik gegen die Franzosen und Franzosenfreunde verfolgte. Mahlmann, der Dichter (1771—1826), war Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt".

**) Dies war Jettes Artikel.

***) Siehe Jonas, l. c., Bd. VII, S. 208.

„. . . Ich freue mich von Rochlitz zu hören", heißt es darin, „daß Sie mit dem Absatz Ihres Journals vors erste zufrieden sind. Da der innere Werth des Instituts sich mit jedem Fortschritt vermehren wird, so wird es auch nicht an einem guten Erfolg bei dem Publicum fehlen. Nur vor langen und schleppenden Aufsätzen müssen Sie sich hüten, diese sind der Tod jedes Journals. Man will Mannigfaltigkeit und Abwechßlung, daher ist die Kürze schon allein eine große Empfehlung selbst bei einem geringen Gehalt.

Das Äußere ist elegant ohne Anspruch, vielleicht würde etwas mehr Verzierung von Kupfern in der Folge nicht schaden. Bei einem solchen Werk wollen auch die Augen bestochen werden . . .

Mein Fieber hat mich nun verlassen und ich fange wieder allmählich an aufzuleben. Dieß war ein schrecklicher Winter und in der litterarischen Welt besonders verheerend. Auch unser armer Herder mußte die Welt so frühzeitig verlassen! . . ."*)

Goethe und Schiller waren während dieser Wintermonate fortwährend krank, der erstere sogar besorgnißerregend. Schiller erholte sich zwar gelegentlich wieder; dennoch ging es mit ihm rasch dem Ende zu.

Noch einmal konnte der Dichter dem Verleger von Herzen zu dem frischen Fortgang des „Frauenjournals" gratulieren. Der betreffende Brief enthielt zugleich als Einlage einen Beitrag von einem „Frauenzimmer aus Gießen oder Marburg".

„. . . Ich kann ihn eben nicht loben, doch sende ich ihn nach Pflicht und Gewissen. Rochlitz mag darüber Gericht halten . . . Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Sie werden für die herannahende Messe alle Hände voll zu thun haben. Mögen Sie recht gute Geschäfte darauf machen.

Ganz der Ihrige

Schiller."**)

*) Jonas, l. c., Bd. VII, S. 215.

**) Jonas, l. c., Bd. VII, S. 236f.

Dies war Schillers letzter Brief an Göschen. Das Lebewohl war ein Lebewohl auf ewig. Ehe die Messe vorüber war, hatte der Dichter seinen letzten Atemzug getan.

Das „Frauenjournal" konnte sich in Anbetracht der unheilvollen Zeitumstände einer vierjährigen Existenz rühmen. Es hielt sich während des drohenden Jahres 1805; es überlebte den Jammer und die Not von 1806; sein Schicksal wurde erwogen im Jahre 1807, es wurde ihm aber noch eine Gnadenfrist gewährt. Erst beim Herannahen des Jahres 1809, als der auf den Verlegern lastende Druck beinahe unerträglich geworden war, wurde das Todesurteil unterzeichnet.

Wir haben im vorigen gesehen, mit wie großem und freundlichen Interesse Schiller den Erfolg dieses Göschenschen Verlagsartikels begleitet hatte. Augenscheinlich aber fühlte er zugleich die Notwendigkeit, Cotta mit Bezug auf das Erscheinen seines Namens auf dem Titelblatt eines von der Göschenschen Firma herausgegebenen „Journals" zu beruhigen und die darin liegende Gunstbezeugung auf das kleinste Maß zurückzuführen. Wie anzunehmen ist, leitete ihn dabei das Bewußtsein der außerordentlichen Empfindlichkeit des späteren Freundes in allem, was den Mann, dessen Erbschaft er angetreten hatte, betraf.

In diesem Sinn schrieb Schiller erklärend an Cotta:

„. . . Göschen will ein Journal für Frauen, und welches auch nur von Frauen soll geschrieben seyn, herausgeben. Rochlitz wird es redigieren, mich und wie ich höre auch Wieland hat er gebeten, dabei Rath zu geben und in vorkommenden Fällen ein Votum zu geben, welches ich, da es sehr wenig ist, nicht habe abschlagen wollen. Mit Rath dien' ich jedem gern, mit der That möcht ich nur Ihnen dienen . ."*)

Ohne Zweifel ging Schiller hier in seiner natürlichen und überschwänglichen Dankbarkeit für Cottas anerkennenswerte Freigebigkeit und für seine während einer langen Reihe von

*) Jonas. l. c., Bd. VII, S. 197 f.

Jahren bewiesene Freundschaft ein wenig zu weit, wenn er seinen Wunsch betonte, ihm das Monopol seiner „Dienste durch die Tat" zu überlassen, während er seinem früheren Verleger und immer noch treu ergebenen Freunde gegenüber seine Gunst auf das frostige und unwesentliche Erteilen eines gelegentlichen Rates zu beschränken wünschte. Das Bewußtsein von Cottas mißtrauischer Haltung, Göschen gegenüber, muß in der Tat in hohem Maße bei ihm gegenwärtig gewesen sein. In Verbindung hiermit müssen wir, wenn auch mit Widerstreben, eines anderen Ereignisses gedenken.

Als Schiller im Mai 1804 auf seiner Reise nach Berlin in Leipzig weilte, befand sich Cotta zum Besuch der Messe ebenfalls dort. Nach seiner Rückkehr warf er Göschen in einem Klagebriefe an Schiller ein „gemeines Betragen" vor; er habe in Leipzig ausgesprengt, er, Cotta, habe Schiller überall hin begleitet, damit man mit ihm kein freies Wort habe sprechen können; auch habe er sich einfältig über sein Verhältnis mit Wieland geäußert.*) Cotta war im besten Sinne des Wortes ein weitherziger, liberaler Mann, aber diese unnötige Anklage eines besiegten Rivalen auf Grund bloßen Geschwätzes scheint mir seiner unwürdig zu sein.

„. . . Göschens Benehmen ist mir ganz unbegreiflich", schrieb Schiller, „da er mit Ihnen doch auf einem so freundschaftlichen Fuße zu stehen schien. Ich muß glauben, daß gemeine Menschen dabei im Spiele sind, die ihn hetzen. Interesse kann es nicht seyn, da er, nach den geschehenen Äußerungen, kein Verlagswerk mehr von mir erwarten kann, und auch keinen Versuch dazu gemacht hat . . ." **)

Hier haben wir eine genauere Darlegung der damaligen Beziehungen Schillers zu Göschen als in irgend einem andern uns erhaltenen Schriftstück, so viel ich weiß. Wörtlich genommen, weisen die Ausdrücke auf ein mehr oder weniger

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 511.

**) Jonas, l. c., Bd. VII, S. 155.

formelles Einverständnis hin, wonach mit Bezug auf des Dichters Schriften weder ein Angebot noch eine Nachfrage stattfinden solle. Alles in allem jedoch vermute ich, daß Schiller mehr auf den allgemeinen Ton seiner Mitteilungen an Göschen anspielte, aus dem sich die stillschweigende Übereinkunft ergab, daß mit Bezug auf fernere Arbeiten aus der Feder des Dichters nichts mehr zu wollen sei.

Aber warum diese absolute Ausschließung die doch, wie uns Schillers Briefe beweisen, in keinerlei unfreundlichen Gesinnung ihren Grund hatte? Außerdem wies Schiller ja Einsiedel an Göschen und erlangte die Goethesche Übersetzung des „Rameau" für ihn. Ebensowenig kann der Grund in dem geringen Honorar des Verlegers gelegen haben; denn Schiller versicherte einmal über das andere, daß er seine Erwartungen befriedigt, ja manchmal übertroffen habe. Unklar bleibt auch, ob Schiller, trotz seines Wunsches, Cotta alle seine Schriften zu übergeben, tatsächlich durch ein Versprechen dazu verpflichtet war. Wahrscheinlich fühlte Schiller, daß er durch seine früheren innigen Beziehungen zu Göschen, die zuerst um Cottas willen gelockert, nachher aber wieder angeknüpft wurden, eine ganz besonders heikle Stellung zwischen beiden Männern einnehme, eine Stellung die es ihm geboten und weise erscheinen ließ, um Mißverständnissen und besonders Unannehmlichkeiten für seinen spätern Freund Cotta vorzubeugen, Göschen alle Erwartungen auf weitere Werke seiner Feder von vornherein abzuschneiden. Soweit ich urteilen kann, erkannte der letztere die Sachlage an und beruhigte sich dabei. Es dürfte hier am Platze sein, auf den Takt und das Zartgefühl hinzuweisen, das Göschen an den Tag legte, als er sich beim Dichter erkundigte, ob es ihm mit der während seines Besuches in Hohenstädt an ihn gerichteten Frage betreffs der Bezahlung einer zweiten Bearbeitung der „Jungfrau" Ernst oder Scherz gewesen sei; und das ihn hinzufügen ließ, er ehre jedes Verhältnis, das den Dichter abhalten könne, etwas für ihn zu tun.

Kein Wort des Ärgers oder der Empfindlichkeit entschlüpfte seinen Lippen in seinem Umgang mit Schiller, obwohl er sich trotz der stattgefundenen Aussöhnung von allen Gunstbezeugungen seines alten Freundes ausgeschlossen sah.

Keine Silbe des Vorwurfs mit Bezug auf Schillers Haltung findet sich in der Masse von Briefen an andere genaue Freunde, die ich durchgelesen habe. Getreulich kam er seinem Teile des Übereinkommens nach und ersparte Schiller die Unannehmlichkeiten, die etwaige Ablehnungen hätten mit sich bringen müssen. Aber er müßte kein Mensch gewesen sein, wenn er nicht im innersten Herzen Groll gegen seinen Rivalen empfunden und einen unvertilgbaren Kummer darüber, daß er an den herrlichen Spätfrüchten des Schillerschen Genius keinen Anteil haben durfte.

Im allgemeinen bleibt uns der Eindruck, daß Göschen, auch als er Schiller, den „Autoren", verloren hatte, doch nie aufhörte, Schiller, den Menschen, zu lieben, wie er ihn in den Gohliser Tagen geliebt hatte, und für ihn eine bis zuletzt unbeschränkte, ehrerbietige Zuneigung zu empfinden; daß Schiller dagegen seinem alten Freund zwar auch freundliche Gefühle bewahrte, daß aber in seiner späteren Lebenszeit sein Herz durchaus an Cotta hing.

Der letzte Grund der langjährigen Fehde zwischen den beiden konkurrierenden Verlegern mit Bezug auf Schiller wurde kurz vor des Dichters Tode hinweggeräumt, indem Göschen, der vor zehn Jahren mit grimmiger Entschlossenheit an seinen Rechten festgehalten, jetzt ohne Widerspruch gestattete, daß „Carlos" von Cotta veröffentlicht wurde.

Die Vermutung liegt nahe, daß Göschen, als bei seinem Novemberbesuch in Schillers Hause Pläne für „Rameaus Neffen" und das „Frauenjournal" besprochen wurden, durch des Dichters freundliches Willkommen gerührt wurde, und in überquellender Liebe zu seinem Wirt sich von seiner nachgiebigen Stimmung leiten und es in einer solchen Umgebung merken ließ, er würde Schillers dringendem Wunsch, den „Carlos"

der Reihe seiner dramatischen Werke einverleibt zu sehen, nicht länger im Wege stehen. So erklärt es sich, daß der Dichter in einem Briefe vom 25. Februar seinem Freunde diesen Plan voller Zuversicht vorlegte. Er wäre, schrieb er, um die Interessen Göschens möglichst zu beschützen, mit Cotta übereingekommen, daß der den „Carlos" enthaltende Band nicht einzeln verkauft werden solle. „Ich wünsche, mein lieber Freund", so schließt der Brief, „durch dieses Arrangement Ihre Wünsche erfüllt zu haben; auch Cotta hat diesen Ausweg mit Vergnügen ergriffen, um nicht mit Ihrem Interesse zu collidieren . . ."

Somit war endlich der Kampf entschieden. Göschen hatte die Waffen gestreckt, obschon wahrscheinlich nicht blind mit Bezug auf die Folgen. Im Verlauf eines Briefes über andere Dinge schreibt er kurz und lakonisch: „Haben Sie Dank für das, was Sie mit Cotta veranstaltet haben."

Schiller täuschte sich indessen in der Hoffnung, daß die „getroffene Einrichtung" dem Geschäfte Göschens keinen Schaden tun würde. Der Absatz seiner Carlosausgabe nahm wesentlich ab, gerade wie später im Jahre 1812 der „Geisterseher" dasselbe Schicksal teilte, als Schillers „Gesammelte Werke" bei Cotta erschienen.

Der letzte Brief Schillers an Göschen datierte vom 24. April 1805. Noch zwei Briefe schrieb der Dichter, einen an Goethe und am folgenden Tage einen an Körner. Dann entfiel die schwungvoll glänzende, humoristische und gedankenreiche Feder, die er in so uneingeschränktem Maße im Dienste der Freundschaft verwandt hatte, seiner Hand. Er, der große Genius, der hochsinnige Dichter, der glühende Vorkämpfer für alles Schöne und Wahre, der begeisterte Apostel der Humanität, starb am 9. Mai. Mir fehlen die Worte, um das Pathos seiner letzten Lebenstage zu schildern, die Trauer seiner Zeitgenossen, den Verlust für die Welt! Nur ein Zug aus seinen letzten Augenblicken sei hier verzeichnet: zu Tode krank, hätte er seine Schwägerin noch gern in ein Gespräch

darüber gezogen, wie man die edelsten Kräfte des Menschen am besten pflegen könne! So war der Dichter bis zum Ende der hohen Mission treu, die sein Leben vergeistigt hatte.

Die Leipziger Messe war auf ihrer Höhe in diesem tragischen Maimonat. Cotta, auf der Reise dahin, hatte das traurige und denkwürdige Vorrecht, seinen sterbenden Freund besuchen zu können. Er war bis zum Ende der vom Glück Begünstigte; Göschen war diese Quelle des Trostes in der Rückerinnerung versagt.

Die deutschen Verleger, Buchhändler und Drucker haben zu ihrem eigenen Gebrauch in Leipzig ein prachtvolles Gebäude errichtet, den Sitz des „Börsenvereins der deutschen Buchhändler", eine Börse für den gesamten Buchhandel, ein Sammelpunkt für die Lebenden, ein Schatzhaus interessanter Andenken an die Vergangenheit. In einem seiner Wandelgänge wird der Besucher nahe beieinander zwei Büsten bemerken, die eine Göschens, die andere Cottas; die eine die eines freigebigen, hilfreichen Freundes in der Not in Schillers frühen Tagen des Ringens mit den Widerwärtigkeiten des Lebens; die andere die eines reichen Versorgers auf seinem Pfade von Triumph zu Triumph. Die während ihrer Lebenszeit eifrigen und eifersüchtigen Konkurrenten um die Gunst der berühmtesten deutschen Dichter teilen sich nun friedlich in die Achtung der Nachwelt als große und hervorragende Gestalten in den Annalen eines an Ehren reichen Berufes.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wieland.

1798—1805.

Wir haben in einem früheren Kapitel gesehen, wie Wieland sich des abgeschlossenen Gutskaufes freute, wie glücklich er war, das Ende seines geduldigen Arbeitens, das die Revision und das Feilen der ungeheuren Masse seiner Schriften mit sich brachte, herannahen zu sehen; und wie freudig er Göschen, seinen „standhaften Freund mit der eisernen Konstitution", als seinen Schutzpatron begrüßte. Dann folgt die abwechslungsreiche Geschichte wonniger Tage in Osmannstädt, fleißiger Schriftstellerarbeit, finanzieller Schwierigkeiten und gelegentlichen Unmutes. Wie Göschen vorausgesehen, wurde der greise Dichter bald in Schulden verstrickt, er, dem schon der bloße Gedanke, daß ein Dichter um Geld schreiben solle, so außerordentlich drückend und „abscheulich" vorkam.

Abgesehen von diesen finanziellen Schwierigkeiten waren die ersten Jahre, die er in seinem Elysium zubrachte, voller Reiz und Freude. Die Hoffnung auf einen erfrischenden Einfluß der ländlichen Genüsse und patriarchalischer Beschäftigungen hatte ihn nicht getäuscht, und er schwelgte, um mit seinen eigenen Worten zu reden, im „Verkehr mit den Geistern der Weisen". Auch seine geselligen Bedürfnisse konnte er vollauf befriedigen. Willkommene, sympathische Freunde suchten ihn in seiner Zurückgezogenheit auf, und die vornehmen Persönlichkeiten der Stadt bewiesen ihm, da sein Osmantinum nahe bei Weimar gelegen war, daß sie einen ihrer ausgezeichnetsten Bürger nicht vergessen hatten. Der regierende Herzog und die Her-

zogin, vor allem aber seine treue Wohltäterin, die Herzogin-Witwe Amalie, statteten ihm und seinen schattigen Hainen, die sein Stolz waren, freundliche Besuche ab. Dichter und Schriftsteller fühlten sich geehrt, seine Gäste zu sein und dem reichen und lebendigen Strom seiner Rede zu lauschen.

Aber ein quälender Zweifel hing wie eine Wolke über diesem glücklichen Leben in Wielands irdischem Paradies: würden die drückenden finanziellen Schwierigkeiten ihn schließlich daraus vertreiben? Die Antwort hing augenscheinlich von der Produktivität seiner Feder und dem Wertgehalt seiner Schriften ab, und ein pathetisches Gefühl der Beunruhigung im Hinblick auf seine literarische Stellung beschlich ihn; eine Unruhe, die sich in einer außergewöhnlichen Empfindlichkeit seinem Verleger gegenüber kund gab, während er mit krankhafter Ängstlichkeit nach irgend welchen Zeichen eines abnehmenden Vertrauens auf den Marktwert seiner Schriften ausschaute. Auch war die Aufnahme seiner revidierten Werke tatsächlich nicht derart, daß daraus auf eine Zunahme seines Rufes geschlossen werden konnte. Sein außerordentlicher Fleiß bei der Umarbeitung seiner Schriften wurde nicht genugsam anerkannt. Göschens typographischer Triumph stellte seine mühsamen Revisionsarbeiten in den Schatten, und es ist nicht unmöglich, daß ihn diese Verteilung der öffentlichen Gunst ein wenig verbitterte.

Anfang 1798 wurde der fünfte Band der Supplemente nach Leipzig gesandt; und nun wurden neue Originalarbeiten aufgenommen. Zwei Entwürfe aus den vielen, die dem Dichter durch den Kopf gingen, standen im Vordergrund: „Gespräche unter vier Augen" und ein Werk, das den Namen „Agathodämon" tragen sollte. Göschens Haltung diesen Projekten gegenüber kann jedoch nicht ermutigend gewesen sein, denn Wieland gab, wie wir aus seinen Briefen ersehen, zu, daß er, angesichts der drohenden politischen Aussichten und infolgedessen der gänzlichen Stockung alles Handels, die Notwendigkeit, mit kostspieligen Unternehmungen zurückzuhalten,

wohl einsehe. Doch hoffe er, daß die friedlichen, ländlichen Umgebungen Hohenstädts die Sorgen eines Geschäftsmannes, der in Tagen höchster Gefahr in große Unternehmungen verwickelt sei, hinwegtreiben würden. Möglicherweise bemerkte Göschen eine leise Andeutung, einen Wink in dem Briefe, daß Wieland fürchtete, nicht länger auf seine Unterstützung rechnen zu dürfen; denn ein paar Tage später benachrichtigte er den besorgten Dichter, daß er geneigt sei, zu Ostern 1799 noch zwei Bände der gesammelten Werke erscheinen zu lassen. Wieland bestimmte sofort die beiden genannten Schriften dazu.

Inwieweit Göschen damit zufrieden war, ist schwer zu sagen. Sorgen und Kummer lasteten im Herbste des Jahres auf ihm. Er verlor ein Kind durch den Tod im November; Jette war krank; ihr Vater war kürzlich verstorben; dazu war der Winter von 1798 auf 1799 unerhört strenge, und der Schnee lag so tief, daß er nicht von Grimma nach Leipzig gelangen konnte. Seine eigene Gesundheit war schlecht, und mit dem Buchhandel sah es gar traurig aus.

Wie zu erwarten stand, folgten von Wielands Seite bald Bitten um Geld. Im Februar 1799 stellte er einen Wechsel auf Göschen aus mit vielen Entschuldigungen. Er plage ihn nur ungern, schrieb er, weil er wisse, Göschen sei selbst geplagt genug; nur möge er ihm über das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts hinüberhelfen, dann „werde alles in seiner Ordnung gehen". Einen Monat später ward es ihm klar, daß die verlangte Summe nicht groß genug gewesen sei; er müsse innerhalb sechs Tagen das Honorar für den 31. und den 32. Band haben. Es täte ihm unaussprechlich leid, ihm so „beschwerlich fallen zu müssen", aber was solle er machen? Den Trost möge sein Freund ihm wenigstens lassen, daß er an dem schlechten Absatz seiner Werke nicht schuld sei; er könne einmal keine Romane wie Lafontaine und Cramer*)

*) Cramer, Karl Gottlob, Verfasser von Ritter- und Diebesromanen (1758—1815).

schreiben, die das Publikum „so verzaubern, daß es nichts als die Gehirnexkretionen dieser Herren genießen" könne.

Im Sommer 1799 wurde Wielands 32. Band und außerdem der fünfte der Ergänzungsbände veröffentlicht. Am 15. Juli, als das Riesenunternehmen beinahe vollendet war, nach so vielen Jahren der Sorge und Mühe und einer mit Befürchtungen abwechselnden Hoffnung, schrieb Wieland einen der bemerkenswertesten Briefe in dem ganzen Briefwechsel an Göschen, einen Brief, der zu seinen früheren triumphierenden Äußerungen im schärfsten Gegensatz steht. Der Verfasser fühlte sich in gewissem Sinne gekränkt, und er verhehlte seinen Verdruß nicht; Göschens Ehrgeiz und Liebhabereien als Typograph hätten das Unternehmen sowohl für den Dichter wie für den Verleger unvorteilhaft gestaltet.

„Sie fragen mich, lieber Freund", lautet der Brief, „ob ich mit 15 Thalern so Sie mir für jeden Bogen der Gespräche und des Agathodämon berechnen wollen, zufrieden sey? Warum sollte ich nicht, zumal wie meine Actien beim Publico dermalen zu stehen scheinen, sehr wohl damit zufrieden seyn? Sie wissen ja, daß ich gleich anfangs Ihren, mit mehr Muth und gutem Willen als Vorahnung des Erfolgs (wiewohl von mir mehr als einmal gewarnt) unternommenen Ausgaben meiner Sämmtlichen Werke die Bestimmung des Ehrensoldes Ihnen selbst anheim gestellt habe. Daß die Entreprise für Sie selbst, und vielleicht auch für mich, vorteilhafter hätte ausgeführt werden können, werden Sie, wie ich nicht zweifeln kann, itzt selbst einsehen. Ihr lebhafter Geist und Ihr Herz ließ Sie zu viel von unserer Nazion hoffen, — Sie trachteten nach dem Höchsten in Ihrer Kunst, und opferten Ihr eigenes Interesse dem Gefühl und Verlangen, etwas für den Ruhm einer Nazion zu thun, die keine Nazion ist und selbst kein Nazionalgefühl hat. Der König von Preußen (einer der verständigsten und würdigsten Könige, die je gewesen sind) hat mir zwar erst vor wenig Tagen ein recht großes Kompliment zu Ihren Händen darüber ge-

macht, daß die Prachtausgabe meiner Werke der teutschen Nazion so große Ehre machte; aber dieser zeitlichen Ehre wegen wird doch unter zwanzig seiner reichen Edelleute in Schlesien schwerlich einer seyn, der ein Exemplar dieser kostbaren Auflage kauft."

Dann verwünscht Wieland den lateinischen Druck, auf dem Göschen bestanden habe. Er habe der Auflage geschadet. Männer und Frauen aller Klassen hätten ihm erklärt, sie zögen die deutschen Lettern vor. Und die „leidige" Glätte, auf die Göschen sich so viel zugute getan, tue nur den Augen wehe, während sie das Buch verteuere.

„Alles dies, lieber Göschen", fährt der Dichter fort, „schreibe ich Ihnen nicht, weil ich mit der edlen Art, wie Sie das Eigenthumsrecht an den Verlag meiner Sämmtlichen Werke, (dessen ruhigen und ausschließlichen Besitz ich, als ein von den Gesetzen ungeschützter teutscher Schriftsteller, Ihnen nicht einmal garantiren kann) von mir an sich gebracht haben, nicht vollkommen zufrieden wäre. Gott ist mein Zeuge, daß ich mehr als zu sehr überzeugt bin, daß Sie wahrscheinlich zu Ihrem Schaden großmüthig gegen mich gewesen sind. Aber das kann ich Ihnen nicht verbergen, es thut mir wehe, daß Sie grade an einem der vorzüglichsten meiner Werke, so ökonomisch zu werden anfangen, daß Sie sich zu schaden geglaubt hätten, wenn Sie von der guten Taschen- und von der ordinären wohlfeilen Ausgabe etliche hundert Exemplare ohne die auf der ersten Kolumne eines jeden Bogens befindlichen Worte Wielands Sämmtliche Werke Bd. — hätten abziehen lassen."

Viele Seiten hindurch setzt Wieland seine augenscheinlich wohlberechtigten Beschwerdepunkte auseinander. Was ihn aber am meisten schmerzte, und worauf er das größte Gewicht legte, war die Bedeutsamkeit der Göschenschen Sparsamkeitsrücksichten.

„Ich kann nicht anders als mit tiefem Gefühl beklagen, daß ich mich bereits selbst überlebt habe, und daß es soweit

mit mir gekommen ist, daß Sie — einst ein so sehr (nur zu sehr) enthusiastischer Liebhaber meiner Geistesgeburten — Sie, der so viele Tausend an meine Schriften gewagt hat, — nicht einmal riskiren mochten, etliche hundert Exemplare besonders abziehen zu lassen. . . Ich weiß nicht wie mir der Verfall meines Kredits und meiner Gunst bey dem lesenden teutschen populo lebendiger hätte zu Gemüth geführt werden können; und ich bin also auch vollkommen der Meinung, daß es bey den 32 Bänden für das achtzehnte Jahrhundert sein Bewenden haben müsse . . . ich will mich indessen wie jener Griechische Flötenspieler, begnügen, den Musen und mir selbst zu spielen. . . ."

Der lange Brief schließt mit den Ausdrücken wärmster Zuneigung.

„Ich könnte Sie nicht mehr lieben und wenn Sie mein Bruder oder Sohn wären", heißt es dort. „Ich klage nicht Sie an, sondern die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und meinen Kakodämon, der dem Agathodämon, seinem natürlichen Gegner, bey dieser Gelegenheit einen kleinen Streich zu spielen nicht umhin konnte."*)

Göschens Antwort auf diesen Erguß der Enttäuschung und des gekränkten Stolzes ist uns nicht aufbehalten, aber alle seine spätern Briefe, an Wieland sowohl wie an Böttiger, bekunden das innigste Mitgefühl mit dem betrübten Dichter. Inwieweit er dessen Wunsch, einen Separatabdruck betreffend, entgegenzukommen imstande war, vermag ich nicht zu sagen. Zum Glück kam an demselben Tage, an welchem Wieland die melancholische Auseinandersetzung absandte, Frau von Laroche mit ihrer Enkelin an, und brachte freundlichen Sonnenschein mit, unter dessen wohltuender Wärme die Stimmung des Dichters sich bald wieder hob.

Ungefähr sechs Monate später aber erlitt Wielands Eitelkeit einen zweiten schmerzlichen Stoß, obwohl diesmal absolut kein Grund für seine Empfindlichkeit vorlag. Göschen muß

*) Gruber, l. c., S. 287 ff.

in der Tat ganz erschrocken gewesen sein über folgenden Anfang eines Briefes von seinem Freunde:

„Wie sich die Zeiten geändert haben! Wer von uns beiden hätte vor sieben oder acht Jahren gedacht, daß eine Zeit kommen und so bald kommen würde, wo Ihnen mein Freund, dessen eifrigster Wunsch einst war mein Verleger zu seyn bei der Ankündigung einer neuen Frucht meines Geistes ebenso zu Muth seyn würde, und den Umständen nach seyn mußte, wie einem von knappen Einkünften lebenden Vater von 13 Kindern, dem seine liebe Ehehälfte die vierzehnte Schwangerschaft ankündigt?"

Und was war die Ursache? Wieland setzte sie in einem wahren Briefungeheuer auseinander. Göschen hatte ein Lustspiel geschrieben und Wieland die Handschrift zur Durchsicht und zur Kritik zugesandt. Darin kam der Satz vor: „Alte Schriftsteller schreiben um's Geld". Diesen Satz bezog nun der Greis sofort auf sich und schloß daraus, daß Göschens Herz sehr voll gewesen seyn müsse, „da ihm ein solcher Einfall entschlüpfte"; er, dem es doch sonst wahrlich nicht an Delikatesse fehle, hätte ahnen sollen, daß der alte Wieland diese Bemerkung — noch dazu die eines Verlegers! — auf sich beziehen und für einen avis au lecteur halten könne, den ihm sein von den ungeheuren Kosten einer dreifachen Auflage von 32 Bänden in 4^0, gr. 8^0 und kl. 8^0 erschöpfter und schachmatt gesetzter Verleger bei dieser Gelegenheit habe geben wollen.

„Der Himmel verhüte", heißt es weiter, „daß ich Ihnen Unrecht thue! aber, wenn ich alle Umstände zusammen nehme, kann ich mir die Sache doch wohl nicht anders erklären — und was mehr ist, ich kann es Ihnen auch nicht verdenken, daß Ihnen meine Fruchtbarkeit lästig zu werden anfängt; nur werden Sie mir gern gestehen, daß es für mich traurig ist, eine solche Epoche erlebt zu haben."

Dann rückt endlich der Schreiber mit dem Grunde heraus, der ihn einer Äußerung, die doch nur ein Obiter dictum

des Verlegers in einem Stück war, eine so gezwungene Auslegung geben hieß. Göschen war von Böttiger benachrichtigt worden, daß Wieland eine sehr schöne Arbeit unter Händen habe, nämlich die „Briefe des Aristipp", hatte aber die Nachricht ohne weitere Bemerkung aufgenommen. Der unabweisbare und unangenehme Schluß, den Wieland aus diesem bedeutsamen Stillschweigen zusammen mit dem Tone und Inhalt der letzten Briefe Göschens ziehen zu müssen glaubte, war, daß dem Verleger sein Werk „zur Unzeit kam" und nicht „einmal erwähnt werden könne ohne ihn zu ängstigen". Und noch dazu solch ein Buch!

„ . . . Auch Sie würden finden", so schließt der Dichter naiv genug, „daß ich allen meinen Werken die Krone dadurch aufsetze, und daß 50 Jahre meines vergangenen Lebens nöthig waren, um mich fähig zu machen, dieses zu schreiben."*)

Obwohl Wieland schrieb, er könne das Buch nicht einmal erwähnen, ohne Göschen zu ängstigen, erwähnte er es also dennoch, ja er füllte viele Seiten mit den Bedingungen an, auf die er bestehen müsse, wenn er dem Verleger das Buch anvertrauen solle.

Übrigens war Wielands Vermutung, daß der Verlag Göschen unter den Zeitumständen nicht besonders lieb sei, richtig. Aber der Grund davon lag einfach in der finanziellen Bedrängnis des Verlegers. Hatte dieser doch nur wenige Wochen vor dem Klagebrief Wielands an Böttiger geschrieben:

„ . . . Es thut mir jetzt oft leid, daß ich Wieland nicht mit etwas Erheblichem unterstützen kann. Was ich habe theile ich gewiß gern mit ihm. Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen versichere, daß ich ein schuldenfreyes Gut, eine schuldenfreye Druckerey, für 20 000 Thaler ausstehende Geschäfte in meinen Büchern habe, und doch Nahrungssorgen

*) Gruber, l. c., S. 292 f.

bis Oſtern habe. Kein Buchhändler hat zahlen können, weil überall das Geld ſtockt, einem Banquier darf man gar nicht kommen, weil dieſe Leute theils verliehren, theils wegen gemachter Wechſelgeſchäfte fürchterlich mit Geld bewaffnet ſeyn müßen, um ihre Sicherheit zu decken. Woher alſo Geld nehmen ohne zu ſtehlen? Es iſt eine fatale Zeit und wir müßen Geduld haben. Meine ſchriftſtelleriſche Sudeley iſt mir ſeit einigen Wochen der Trank der Vergeſſenheit geweſen.*) Jetzt ſcheint es als wenn die allgemeine Angſt nachließe und der Himmel wieder heiter werden wolte."

So arm aber auch Göſchen in dem Augenblicke war, ſo zögerte er doch nicht, nachdem er Wielands aus Pathos und Geſchäft gemiſchten Brief erhalten hatte, den Dichter zu beruhigen. Am 8. Januar 1800 teilte er Böttiger, der wie geſagt von des Autors Beſchwerde wußte, mit:

„Unſer ehrwürdiger Freund hat mir Unrecht gethan. Er beſchuldigt mich der Kälte gegen ſeine Werke, aus Gründen, die ich leicht heben könte . . . wenn er mir das Mißverſtändniß gleich geſchrieben hätte. Mein Brief muß ihn beruhigt haben. Der „Ariſtipp" braucht nicht halb ſo ſchön zu ſeyn, als Sie ihn beſchrieben und ich würde ihn doch mit Vergnügen drucken.

Ich glaube unſer Freund ſähe es gern, wenn ſtatt des billigen Gewinnes, den ich bey ſeinen Werken gemacht habe, ich reich dabey geworden wäre. Sein Schade wäre das freylich nicht geweſen; aber können wir die Zeiten ändern! . . .

Dem ſei wie ihm wolle, ich verlege den Ariſtipp und will ihn gern nach Möglichkeit bezahlen. Laſſen Sie mich nur machen . . ."

Wirklich beruhigte Göſchen Wieland dadurch, daß er auf alle ſeine Bedingungen einging; und der Dichter dankte ihm in ſeiner überſchwänglichen Weiſe für die freundliche Art, mit der er ſeinen etwas mißlaunigen Brief aufgenommen habe und allen ſeinen Wünſchen entgegen gekommen ſei.

*) Göſchen bezieht ſich auf das erwähnte Stück, in dem die Wieland ſo anſtößige Stelle vorkam.

Trotz aller Verdienste des Buches aber mag Göschen wohl manchen schweren Seufzer ausgestoßen haben. Denn die Zeiten änderten sich im Jahre 1800 nicht zum Bessern, wie er erwartet hatte. Der Krieg wütete noch fort, da Pitt die von Bonaparte am Ende des Jahres 1799 gemachten Vorschläge verworfen hatte.

Im Juli schrieb Wieland einen zweiten düstern Brief an seinen Verleger. Nicht nur die Politik, auch die Jahreszeiten schienen „aus den Fugen" zu sein. Niemals hatte der Dichter Ähnliches erlebt.

Da war es denn kein Wunder, daß die Niedergeschlagenheit ihn übermannte, wenn er sich in solchen Augenblicken zum Schreiben niedersetzte. Wir haben aber andere Berichte, die sein im großen und ganzen heiteres Gemüt, seine Lebendigkeit und ganz besonders die geistige Kraft, mit der er bis zum Herbst am Aristipp arbeitete, bezeugen. Dann aber, es war Ende September, traf ihn ein schwerer und zeitweilig lähmender Schmerz. Sophie Brentano*), die im Mai zu einem abermaligen Besuch in Osmannstädt angekommen war und, nach einem Augenzeugen, den Aristipp „wie eine Muse" beeinflußt und Wieland durch ihre Gesellschaft mit dem äußersten Entzücken erfüllt hatte, starb am 19. des Monats an einer „verwickelten" Nervenkrankheit. „Das liebenswürdigste und interessanteste Mädchen, das vielleicht der Erdboden trug", wurde ihm entrissen. So schrieb der Dichter am 29. September 1800 an den teilnehmenden Vertrauten seiner Freuden und Leiden und fügte hinzu:

„Durch ihren Aufenthalt unter uns, hatte sie uns eine Reihe paradiesischer Tage geschenkt. Was wir in diesen trübseligen 16 Tagen erfahren, und gelitten, möge Ihnen Ihre eigene Einbildungskraft und Ihr eigenes Herz sagen. Die Hülse, die der entfliehende Engel zurückließ, ruht nun in einem stillen Plätzchen meines durch sie geheiligten Gartens."

*) Die Enkelin von Sophie Laroche, Wielands alter Freundin, und die Schwester von Clemens Brentano.

Aber das nächste Jahr sollte dem romantischen Gemüt Wielands, das durch diesen Todesfall bereits so heftig erschüttert worden war, einen noch schwereren Schicksalsschlag bringen. Seine Frau, die sechsunddreißig Jahre lang das „heitere Glück seines Lebens" ausgemacht hatte, war seit lange leidend gewesen und hatte ihm viele Sorgen bereitet. Während dieser Zeit des Aufschubs und der Prüfung hatte er in Göschens treuem Mitgefühl und freundlicher Hilfe einen festen Halt und eine starke Stütze gefunden; dies Mitgefühl war um so aufrichtiger, als der Verleger selbst um den Gesundheitszustand seiner Jette gerade damals sehr besorgt war. Zuletzt, im November 1801, nahte sich das Ende, und Wieland schrieb seinem Freunde einen jener kurzen, schlichten, von allen phantastischen Hyperbeln freien, rein menschlichen Briefe, wie sie jeder liebende Gatte geschrieben haben würde.

„Wenn Sie dieses erhalten, ist die treue Gefährtin meines Lebens, die 36 Jahre lang nur für mich und unsre Kinder lebte und für deren Werth ich keine Worte habe, wahrscheinlich von allen ihren Leiden entbunden — sie ist sterbend. O mein Freund — wünschen Sie mir Geduld und Stärke." *)

Göschen war voller Besorgnis über die Wirkung dieses schmerzlichen Todesfalles auf Wielands empfindsame Natur; zu dieser Besorgnis gesellte sich aber auch die andere, die sich auf die Gewißheit kommender finanzieller Bedrängnisse gründete. Osmannstädt war eine drückende Last. „Der Himmel gebe, daß er es einmal verkaufen oder verpachten kann. Die landwirtschaftlichen Sorgen sind nichts für ihn."

Unterdessen hatte Wieland, nachdem er der Heftigkeit seines großen Schmerzes genügend Herr geworden, seine Arbeit am Aristipp mit großer Freude, wenn auch mit nur spasmodischem Fleiß, wieder aufgenommen. Niemals, selbst in den Blütetagen seiner dichterischen Tatkraft, war er in eine seiner Schöpfungen verliebter gewesen als in dieses Kind seines hohen Alters.

*) Gruber, l. c., S. 329.

Aristipp war eine Arbeit der Liebe; außerdem aber gingen viele andere Pläne in des Dichters Kopf herum, die seine Geldnot lindern sollten. Er hatte daran gedacht, seine Memoiren zu schreiben, und plante gemeinsam mit Böttiger und Jacobs die Herausgabe eines vollständigen „Theaters der Griechen" in deutschen Übersetzungen. Auch sondierte er seinen Verleger mit Rücksicht auf andre literarische Möglichkeiten, denn er selbst hatte angefangen einzusehen, daß sein geliebtes Osmantinum ihn zugrunde richtete, daß seine Muse ihn nicht retten könne, und daß heroische Maßnahmen zur Befreiung aus seiner schlimmen Lage unumgänglich nötig geworden waren. Er erklärte Göschen offen, er könne die Last nicht länger tragen, und „wenn er noch einige Jahre seiner Familie, seinen Freunden und der Welt leben wolle", müsse er der Schulden ledig sein. Dafür aber gab es kein anderes Mittel, als einen Teil seines Gutes zu verkaufen.

Da sich nun aber keine Käufer blicken ließen, wurde Wieland ganz verzweifelt. Im Dezember benachrichtigte er Göschen, er sei gezwungen, um einen Vorschuß zu bitten. Sein Geist müsse frei sein und sein Gemüt ruhig, um erfolgreich arbeiten zu können, insbesondere im Hinblick auf seine zarte und leicht erregbare Natur. Diese Gewährung eines Vorschusses müsse die notwendige Bedingung „des Engagements sein, welches er mit seinem Verleger über die sämtlichen Arbeiten, wovon die Rede war, einzugehen bereit sei." *) So wie so war er bereits in Göschens Schuld.

Unterdessen aber hatte er, durch die Not gedrängt, die Arbeit am Aristipp aufgeschoben, dagegen mehrere kleinere Schriften, den Aufforderungen verschiedener Taschenbuchverleger folgend, verfaßt. Auf diese Weise entstand sein „Pentameron von Rosenhain", fünf kleine Erzählungen, die er später durch eine sechste vermehrte**), und unter drei Verleger so verteilte, daß Cotta zwei: „Menander und Glycerion" und „Crates

*) Gruber, l. c., S. 344.

**) Daher später Hexameron genannt. Siehe Gruber, S. 348 f.

und Hipparchia", für 1804 erhielt. Hätten ihm nicht Herder, Schiller und Goethe mit ihrem ehrenwerten Beispiel vorgeleuchtet, Beiträge für Taschenbücher zu schreiben? so fragte er Göschen. Außerdem entschuldige ihn die „eiserne Not", die Horazen seinem eigenen Geständnis nach zum Dichter machte, und die ihn jetzt drücke und dränge, „alles, was seine alte Muse noch gebäre", baldmöglichst in bares Geld umzusetzen. Gruber erzählt, wie Wieland ganz erschrocken gewesen sei, als Cotta ihm 400 Gulden für die beiden Erzählungen geboten und darüber vergessen habe, daß er seinem Freunde Göschen über den „Menander" geschrieben, und daß dieser ihm das Doppelte für einen solchen Beitrag zu einem ähnlichen Taschenbuch geboten habe. Seine bedrängte Lage hatte ihn seine eingegangenen Verpflichtungen einigermaßen vergessen lassen, obwohl er sich bewußt war, daß er Göschen unrecht tat, wie dies zur Genüge aus seinen Briefen hervorgeht*).

Dieser war, wie man sich vorstellen kann, ernstlich ungehalten. Obgleich aber fortwährend um Vorschüsse angegangen, vom Autor mit Beschwerden geplagt und durch endlose Gegenvorschläge zur Verzweiflung gebracht, hatte er doch kein Zeichen der Verstimmung laut werden lassen, sondern im Gegenteil seinen Wunsch zufrieden zu stellen und zu helfen zu erkennen gegeben. Aber Cotta! Cotta jetzt auf der Fährte Wielands; Cotta mit dem „Menander" in Händen! Wir können uns denken, daß die alte Leidenschaft gerechter- oder ungerechterweise wieder aufloderte, und daß das Mitleid mit dem bedürftigen Dichter dabei zeitweise wenigstens gewissermaßen abgestumpft wurde. Aber zum Ausbruch kam das glimmende Feuer bei dieser Gelegenheit nicht. Ebensowenig konnte allerdings Wielands bildliche Redensart seinen erzürnten Freund ganz beruhigen, wenn er schrieb: „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Irrungen, die ein doppeltes

*) Siehe Gruber, S. 349.

Paar alter Griechen und Griechinnen unschuldigerweise zwischen uns veranlaßt haben, das Grab unserer vieljährigen Freundschaft seyn sollen." *)

Kurz darauf konnte Wieland Göschen eine wichtige Nachricht senden: es hatte sich ein Käufer gefunden, der willig war, das ganze Gut Osmannstädt für 30000 Taler zu kaufen!

Des Dichters Abschied von seinem Landsitz war voller Pathos; aber wenn er auch sein ländliches Elysium nur mit schwerem Herzen verließ, so war er doch darin vom Glücke begünstigt, daß er sich wieder in Weimar unter alten Freunden niederlassen konnte. Die Wärme, mit der man ihn allseitig empfing, heiterte ihn sehr auf. Nicht nur bewillkommnete ihn seine Beschützerin, die Herzogin Amalie, wieder bei sich, sondern auch Goethe, Herder und Schiller räumten ihm den Ehrenplatz in ihrer Mitte ein. Wie verschieden sie auch die lange Reihe seiner Schriften beurteilen mochten, sie erblickten in ihm den Patriarchen der Literatur, den Überlebenden aus den Reihen berühmter Veteranen, unter denen im Jahre 1803 der Tod in so trauriger Weise aufgeräumt hatte. Gleim war am 18. Januar gestorben, Klopstock am 14. März, und ehe noch das Jahr geendet, sollte auch Weimar den Verlust eines seiner Dichterheroen beklagen: Herder starb am 21. Dezember.

Der Verkauf von Osmannstädt war dadurch, daß er Wieland von einer außerordentlich großen finanziellen Last befreite, in seinem Leben fast ein ebenso glückliches Ereignis als vordem der Kauf. Wenn auch der Abschied selbst Trauer brachte, so konnte er das Gut doch als ein schuldenfreier Mann und als Herr seiner Zeit verlassen.

Kaum aber war er seine Bedrängnisse los, so kündete er mit weniger Takt, als Schiller bewies, als das Augustenburgische Geschenk ihn von Verlegern unabhängig machte, Göschen an, daß er jetzt vollkommene Freiheit selbst von allen

*) Ibidem, S. 350.

bereits eingegangenen Verbindlichkeiten beanspruche, namentlich auch mit Bezug auf ein Göschen angebotenes und „Osmannstädtische Unterhaltungen" betiteltes Werk. Mit charakteristischer Naivität sagt er in einem Briefe: „In der That bin ich beschämt über diese neue Probe, daß die Etourderie, mit der ich mein ganzes Leben hindurch zu kämpfen gehabt habe, mich selbst in meinem 70ten Jahre noch zu einem Projekt dieser Art hinreißen konnte. . . ."

Der Brief gefiel Göschen nicht, und er schickte eine Antwort, von der Wieland meinte, sie sei in einem Augenblick hypochondrischer Verstimmung verfaßt. Diese Meinung ist nicht unverständlich. Der Autor war durch zahlreiche Verpflichtungen an den Verleger gebunden; er hatte unterdessen für andere Verleger geschrieben, und jetzt sollte alles, was Göschen versprochen war, auf einmal wegfallen. Hier lag der Verstoß. Möglicherweise erwartete Wieland Glückwünsche; statt dessen empfing er nun Vorwürfe. Er versuchte die Sache zu erklären und sich zu entschuldigen. Aber seine wortreichen Verteidigungsreden konnte man nur in das eine ausdrückliche Zugeständnis zusammenfassen: Not kennt kein Gebot. Er hatte Vorschläge von Göschen erhalten und ihm das Theater der Griechen und andere Werke angeboten. Dabei hatte er gefühlt, er verspräche eigentlich mehr, als er zu halten imstande sein würde, „aber er habe sich helfen müssen, so gut es ginge". So lagen die Dinge, als der Verkauf von Osmannstädt alles veränderte. Jetzt war der Dichter frei. Und nun schrieb er: „Bei dieser Bewandniß der Sachen muß ich Sie also bitten, liebster Göschen, alle die Spekulazionen und Anträge, womit ich Sie vor einigen Monaten behelligt habe, als nicht geschehen zu betrachten, mich von allen daher derivirenden Verbindlichkeiten gütig und freundschaftlich loszusprechen und was ich als Schriftsteller künftig noch thun kann und werde, gänzlich meiner Freiheit zu überlassen."*) Am

*) Gruber, l. c., S. 355.

Schluß sprach er dann noch die Hoffnung aus, daß Göschen alles, was ihm in seinem Verfahren anstößig gewesen sei, in einem milderen Lichte betrachten werde.

Wieland kann durch Göschens Antwort nicht ganz befriedigt worden sein, denn er mußte wieder zu den halb scherzhaften klassischen Redewendungen, zu dem Dämon und den Griechen seine Zuflucht nehmen, um seinen Freund zu beruhigen. Er bat ihn, ein für allemal versichert zu sein, „daß ihm nichts schmerzlicher seyn könne als wenn eine so harmlose Creatur, wie die liebliche Blumenhändlerin Glycerion irgend einem bösen Dämon Gelegenheit geben solle, ihre vielbewährte, herzliche Freundschaft durch Mißverständniß, Mißtrauen und gegenseitige Unzufriedenheit wankend zu machen."

Glücklicherweise zog die Wolke bald vorüber und hinterließ keine Spur von Groll. Die „altbewährte" Freundschaft blieb unerschüttert dieselbe.

So schloß die Zeit der literarischen Tätigkeit Wielands ab. Nicht länger durch die Not zu literarischer Tätigkeit gezwungen, hörte er fast gänzlich auf zu schreiben, und von Originalarbeiten erschien nur ein kleiner Band nach diesem Datum. Seit dem Tode Sophie Brentanos und seiner Frau hatte er sich viel mit Gedanken an und über den Tod und die Unsterblichkeit, über das Jenseits, über angebliche Erscheinungen der Verstorbenen bei den Lebenden und über die beste Vorbereitung des Geistes auf den Tod beschäftigt. Diese Betrachtungen faßte er in einem interessanten kleinen Bande zusammen, interessant deshalb, weil er uns Wielands Ansichten über Fragen zeigt, die abseits von dem gewöhnlichen Gebiet seiner früheren Schriften lagen; obschon die unvermeidlichen „Alten" auch jetzt noch eine gewisse Rolle darin spielten. Er beschrieb Göschen das Buch folgendermaßen*):

„Seit einigen Monaten arbeite ich an einem kleinen Werke. . . . Der Titel ist ‚Euthanasia oder Gespräche über

*) Brief vom 30. Oktober 1804. Siehe Gruber, l. c., S. 368.

das Leben nach dem Tode', veranlaßt durch eine Schrift, betitelt ‚Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach dem Tode'." In Nachdenken versunken über das tiefe Problem, welches die geeignetste Gemütsstimmung sei, um die Reise in das Jenseits anzutreten, und in der Überzeugung, daß die beste Art des Sterbens die sei, die Seele in den Schoß der Unendlichkeit sinken zu lassen, wie das Kind „in den Busen der Mutter" sinkt, d. h. in vollster Zuversicht, und dann unmerklich aus einem Leben zu entschlummern, zu dem es kein Erwachen mehr gibt, fragt er:

„. . . Warum sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? Zwar sehe ich nicht, warum wir in schwächeren Augenblicken nicht befugt seyn sollten mit der liebenswürdigen Elisa Rowe*) den süßesten Träumen der Phantasie und des Herzens nachzuhängen, oder mit Eduard Young auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen: aber von allem was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste, bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung, und gleichsam mit geschlossenen Augen, bis zum letzten Athemzuge, das Beste hoffen. . . ."**) Euthanasia wurde von Göschen im Jahre 1804 veröffentlicht.

Gegen Ende des Jahres machte Göschen einen Besuch in Weimar. Böttiger meinte neckend, er sei der Großfürstin Maria Paulowna nachgelaufen, die jüngst dort angekommen war. Aber sein Freund antwortete ihm:

*) Elisabeth Singer (1674—1737) heiratete im Jahre 1710 Thomas Rowe. Ihr Buch „Freundschaft im Tode in zwanzig Briefen von den Toten an die Lebendigen" (1728), auf das sich Wieland hier bezieht, erlebte zahlreiche englische Auflagen und wurde im Jahre 1745 ins Deutsche übersetzt. Klopstock erwähnt sie oft als „die göttliche Rowe" und „die himmlische und fromme Singer". Man vgl. „Die göttliche Rowe" von Theodor Vetter, Zürich 1894. Edward Young, der berühmte Verfasser des religiösen Gedichtes „Nachtgedanken", lebte von 1683—1765.

**) Gruber, l. c., S. 382 f.

„Nein, mein theuerster und verehrungswürdiger Freund, so war es nicht, obgleich ich in Weimar gewesen bin um mit Wieland wegen des 43ten Bandes*) seiner Schriften zu sprechen, der auf Ostern herauskommen wird. Ich habe mich sehr über den alten Vater gefreut. Er war wie sonst und heiter und herzlich. Wollen Sie etwas von dem Engel wissen der jenem Lande erschienen ist, so fragen Sie Wieland, Schillern, und wenn Sie keine Parthei hören wollen, so fragen Sie den ehrwürdigen Griesbach — Alle sind bezaubert. Sie ist wie ihr Kleid. Man glaubt bloße Eleganz zu sehen und bey näherer Untersuchung finden Sie den Reichthum. Eine schöne Erziehung hat weder die hohe Würde noch die Natur oder vielmehr Humanität verdorben. . . ."

Zu Ehren dieses Engels, dieser Paulowna, wurden in Weimar große Festlichkeiten veranstaltet. Eine der letzten Arbeiten Schillers wurde für diese Gelegenheit bestimmt.**)

Um zu Wieland zurückzukehren, so hatte er, trotzdem er im allgemeinen der Schriftstellerei entsagte, doch oft und über die verschiedensten Themata an Göschen geschrieben. Obenan stand natürlich das Frauenjournal, denn er fühlte, daß das Publikum ihn für die Leitung desselben in gewissem Maße verantwortlich machte. Wenn nun Artikel darin erschienen, die gegen die anerkannten Gesetze der Vernunft zu verstoßen schienen oder durch ein übernatürliches Element verunstaltet waren, so stellte er sowohl den Herausgeber Rochlitz wie Göschen ernsthaft zur Rede. Die Tendenzen der Schlegel und ihrer Schule verurteilte er nach wie vor aufs strengste. Er spürte darin eine katholisierende Ästhetik und Romantik, und neben dem Spielen mit Geistern und Erscheinungen eine an-

*) Göschen spricht hier vom 43. Bande der Wielandschen Schriften. Die Originalausgabe in 30 Bänden mit den 6 Supplementbänden, dem Agathodämon, den „Gesprächen unter vier Augen", den 4 Bänden der Briefe des Aristipp und der Enthanasia machten die Totalsumme aus.

**) Das Festspiel „Die Huldigung der Künste".

steckende Hinneigung zur Schicksalstragödie. In seiner Hoffnung, daß das Frauenjournal einer solchen Ansteckung entgehen würde, täuschte er sich, und nach einer heftigen Auslassung über die Sünden einer jungen Mitarbeiterin im ersten Hefte verurteilte er mit noch größerer Strenge einen Artikel im zweiten Heft, für den er Rochlitz verantwortlich machte. In der betreffenden Geschichte sah er papistische Tendenzen, ja einen Angriff auf Luther. Über dies Einschleichen eines abergläubischen Geistes in eine Zeitschrift, zu der er seinen Namen hergegeben hatte, wurde er so empört, daß er Göschen ersuchte, künftighin diesen seinen Namen vom Titelblatt zu tilgen. Schließlich jedoch zog er seine Resignation in einem gutmütigen Briefe zurück, indem er wohl fühlte, daß ein solcher Schritt Göschen sehr nachteilig und Rochlitz sehr schmerzlich sein müsse. Bis zum Ende seines Lebens aber fuhr er, obschon jetzt eigentlich nur noch ein Minister außer Dienst in der Gelehrtenrepublik, fort, die Zeitschrift mit dem Ansehen, das ihm noch zu Gebote stand, vor diesen heimlichen oder offenen Gegnern der heiligen Sache der Aufklärung zu beschützen.

Zwischen den Jahren 1805 und 1813, dem Jahre seines Todes, nahm Wieland nur noch eine literarische Arbeit auf, nämlich die Übersetzung der Briefe Ciceros, mit der er sich während der trübsten Zeit in der Geschichte Deutschlands tröstete. Ein gewisser Parallelismus zwischen der Zeit, als der römische Redner seinen vergeblichen Kampf gegen den Cäsarismus kämpfte, und der ungeheuren, unglückschwangeren Unterwerfung Europas unter einen kaiserlichen Herrn, ließ ihm eine Aufgabe anziehend erscheinen, welche die Aufmerksamkeit seines Geistes auf Ereignisse lenkte, die der tragischen Erniedrigung Deutschlands fern lagen, während sie zu gleicher Zeit durch die Darbietung bedeutungsvoller Vergleichungspunkte ein erhöhtes Interesse erlangten.

Die letzten der mir vorliegenden, zwischen Wieland und Göschen gewechselten Briefe schließen die lange Geschichte ihrer

gegenseitigen Beziehungen mit einem pathetischen Tone ab.*) Ein Teil des „Hexameron", des Buches, das ihre Freundschaft im Jahre 1803 getrübt hatte, war von Göschen neugedruckt worden, und für diesen Neudruck war er das Honorar schuldig. Als die Zahlung im Jahre 1811 fällig wurde, befand sich Göschen in Gemeinschaft mit andern Verlegern und Kaufleuten im letzten Stadium finanzieller Bedrängnis. Seine Hilfsquellen waren vollständig versiegt. So mußte er denn seinem alten Freunde die Summe restieren, und der letztere, der ebenfalls in Geldnot war, sah sich genötigt, auf Zahlung zu drängen. Die Frage erhob sich, wann die letzten fünfzig Taler des Honorars gesandt werden könnten. Wieland moralisiert hierüber folgendermaßen: „Was für Zeiten sind über uns gekommen! Vor 15 Jahren hätte wohl keiner von uns beiden sich vorgestellt, daß eine Zeit kommen werde, wo 50 Rthlr. ein bedeutendes Objekt für ihn seyn würde...."

Aber es war wirklich dahin gekommen: ein berühmter Dichter, Verfasser von siebzig Bänden, und ein wohlbekannter Verleger — ein typischer Fall von dem Ruin der einzelnen in den Tagen der Erniedrigung Deutschlands — waren im Ungewissen darüber, wer von beiden am ehesten imstande sein würde, eine so geringfügige Summe zu entbehren.

Aber wir müssen in der Geschichte jener furchtbaren Jahre nicht vorgreifen.

*) Die Originale der Wieland-Göschenschen Korrespondenz befinden sich im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kriegszeiten.

1804—1808.

Wir haben die Tätigkeit Göschens während der letzten drei Jahre des 18. und der ersten fünf Jahre des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptzügen beschrieben. Die Mehrzahl seiner berühmten Verlagsartikel, deren Geschichte wir erzählten, und die den Ruf seiner Firma zwischen 1801 und 1805 aufs höchste steigerten, gehörten Sammlungen oder Serien an, die vor oder während des Jahres 1797 geplant oder begonnen worden waren. Die nach dem im genannten Jahre geschlossenen Frieden zu Campo Formio beginnende Frist, von der man ein Wiederaufleben des Handels und der allgemeinen Wohlfahrt erhofft hatte, war zu kurz und infolge der kriegerischen Befürchtungen zu unruhevoll gewesen, als daß Göschen dadurch hätte ermutigt werden können, Gelegenheiten zu weiteren Unternehmungen zu suchen. Dann folgte die abermalige Kriegserklärung Österreichs an Frankreich und zweijährige Feldzüge, die mit der Niederlage der österreichischen Waffen endeten. Der Leser wird sich erinnern, daß in diesem Stadium der großen Kriege die Schlachten von Marengo und Hohenlinden geschlagen wurden. Die Franzosen, im Jahre 1799 noch von verschiedenen Seiten hart bedrängt, waren im Jahre 1800 unbesiegbar, und der Friede von Lunéville, den zu besingen Schiller sich geweigert hatte, drückte ihren Erfolgen das Siegel auf.

Während des Krieges wurden Göschen zahlreiche Angebote von Manuskripten gemacht, doch wurden sie der Hauptsache nach abgelehnt. Dennoch waren seine Pressen und seine

Kapitalien zur Zeit der Friedenserklärung gerade so weit in Anspruch genommen, als er es für weise hielt. Viele bereits begonnene Arbeiten mußten vollendet werden, und der Friede, um den er so inbrünstig gebetet hatte, verleitete ihn nicht zu irgendwelchen ausgedehnten oder übertrieben sanguinischen Unternehmungen. Nachdem er mit ungestümen und schnellen Schritten die Höhe erklommen, fühlte er, daß er jetzt mit größerer Vorsicht fortschreiten könne. Der oben erwähnte Vertrag mit Wolf im Jahre 1802 wegen der Herausgabe seiner gesamten Homerischen Schriften war das einzige Beispiel, welches an die waghalsige Geschäftspolitik früherer Jahre erinnerte. Die Zwischenzeit aber von 1801 bis zum erneuten Ausbruch der Feindseligkeiten kann man als seine höchste Blütezeit bezeichnen trotz aller unvermeidlichen Enttäuschungen und Drangsale. In diesen Jahren erreichte er den Gipfel des Glücks. Blieb auch sein Vermögen klein und unzulänglich für eine irgendwie beträchtliche Ausdehnung seines Geschäftes, so war doch sein Ehrgeiz befriedigt worden; sein Name nahm unter den Verlegern und besonders unter den Druckern eine hohe Stelle ein; glücklich in seiner Häuslichkeit, glücklich in seinen Freundschaften schien er den Punkt erreicht zu haben, von dem aus er einer langen Zeit des Erfolges und der Zufriedenheit entgegenzusehen berechtigt war. Aber alle Hoffnungen auf einen dauernden Frieden sollten in Enttäuschung enden. Die unerhörten Niederlagen, die Deutschland während der Jahre 1805 bis 1813 erlitt, der Druck der französischen Oberherrschaft mit ihrem erbarmungslosen System der Erpressung, der allgegenwärtigen Spionage, unverantwortlichen Tyrannei und endloser Aushebungen zerstörte jede Möglichkeit kommerzieller Unternehmungen und brachte Verderben in fast jedes Haus.

Ganz besonders trostlos verlief die Leipziger Michaelismesse des Jahres 1804. Göschen, dessen ganzes Kapital im Geschäft steckte, sah sich gezwungen, die Segel einzuziehen. Es wurde ihm vor allem klar, daß alle griechischen und latei-

nischen Werke Blei an den Füßen hätten. Welche Aussicht hatte eine derartige Literatur mitten unter dem Donner der Kanonen? Die Zukunft erschien dunkler noch als in dem schrecklichen Sommer 1796. Er klagte Böttiger sein Leid:

„. . . Welcher Gelehrte hat Geld? Bei der Theurung und den Gehalten, bei der jetzigen Lage Niedersachsens, unsere einzige Zuflucht, da die Rheingegend zerstöhrt war, darf man auf gelehrte Werke nichts rechnen . . .

Die buchhändlerische Messe ist so elend als sie nie war. In Österreich werden alle geistigen Producte neu censirt und verboten; außerdem verbietet der Cours der Banknoten schon den Vertrieb der ausländischen Bücher in den kaiserlichen Staaten. Ein Buch, das in Leipzig 12 Groschen kostet, muß in Wien immer zu 18 verkauft, also nachgedruckt werden. Es ist in der That schwehr ein Geschäftsmann zu seyn und den Leuten, die den Bengel ziehen, Verdienst zu geben, damit sie das theure Brot kauffen können . . ."

Andere Kaufleute, außer den Buchhändlern und Verlegern, litten ebenfalls, und die ausländische Konkurrenz wurde damals wie jetzt mit Mißgunst angesehen. Göschen fährt fort:

„Auch die Kaufleute klagen sehr über die Messe und doch habe ich noch nie so viel russische Wagen und so viel hebräische Wagen aus Pohlen gesehen. Das ist also den Engländern und Franzosen zu gute gekommen. Auf meiner Gasse war Haus bey Haus eine Etiquette von französ. Uhren und vor einem Hause hingen drey solcher Etiketten dreyer verschiedener Fabrikanten. Es kann nicht anders kommen, die sächs. Fabriken und Manufacturen werden endlich durch Franzosen und Engländer total ruinirt, da sie mit jenen keine Preise halten können. Bey dem nächsten Landtage empfehlen Sie ja das Buch von Büsch*) über den Geldumlauff . . ."

*) Gemeint ist wahrscheinlich die „Abhandlung von dem wahren Grunde des Wechselrechts" (1770). Johann Georg Büsch, bekannter Publizist und Begründer der „Handelsakademie" in Hamburg (1728 bis 1800).

Eine vollständige Mißernte, auf die Teurungspreise folgten, machte das Maß der Leiden in Deutschland voll. Darüber berichtet Göschen noch am Schluß:

„. . . Als Landwirth kann ich Ihnen sagen, daß in unseren Gegenden ein Scheffel Aussaat nur zwey Scheffel Erndte gegeben hat. Das kann freylich Theurung machen! zumal es in Thüringen und an der preußischen Gränze ebenso ergangen ist . . ." *)

Während des Winters 1804—5 verdunkelte sich der politische Horizont mehr und mehr. Von Woche zu Woche ließ der jetzt zum Kaiser gekrönte Napoleon seine Absichten klarer durchblicken. Sein Triumphmarsch durch Italien, sein von glänzenden Festlichkeiten begleiteter Einzug in Mailand, die Annahme der eisernen Krone der Lombardei, die Einverleibung Genuas: alles stärkte die Überzeugung, daß der Krieg die einzige Alternative sei, wenn nicht ganz Europa dem französischen Joche unterworfen werden sollte. England hatte endlich Rußland von der gemeinsamen Gefahr überzeugt. Österreich, schwer bedrückt von der Last seiner finanziellen Verbindlichkeiten, zögerte so lange wie möglich; endlich aber gelang es England im Jahre 1805, es zu einer „Coalition" zu überreden. Die Würfel waren gefallen. Österreich und Rußland rüsteten zum Kriege. Der Kampf begann, endete aber mit unheilvoller Schnelligkeit. Die Übergabe Ulms am 18. Oktober 1805 leitete eine Reihe von Niederlagen und Demütigungen ein, nach denen fast ganz Deutschland Napoleon wehrlos zu Füßen lag.

Während diese gewaltigen Ereignisse sich abspielten, zitterte das kleine von mächtigen Nachbarn eingeschlossene Sachsen um sein Geschick. Die Lage der Buchhändler war beklagenswert. Göschen beschreibt in einem Briefe vom Oktober 1805 seine eigene trostlose Lage. Er wurde von „unberufenen Fremden im Laden mit Kriegsnachrichten bombardirt, auf

*) Brief undatiert, jedenfalls Anfang Oktober 1804.

der Gasse mit Klagen über die Messe empfangen und zu Hause mit Klagen über die Theurung der Lebensmittel." Wie konnte sich auch das Verlagsgeschäft günstig gestalten, da man nicht wußte, ob die Länder, wohin man Bücher sandte, nicht nächstens verheert werden würden? Er wolle, fährt er fort, seine Hände in den Schoß legen und nichts unternehmen, bis wieder Friede sei, außer dem, was er leider schon „zu seiner großen Last" für die Ostermesse übernommen habe, und das nun durchgeführt werden müsse.

„Unser Churfürst soll, wie ich höre, König von Pohlen werden. Empfehlen Sie mich doch zu seinem Hofbuchdrucker in Warschau, damit ich von dem Buchhandel weg kommen und meinen Weichselzopf mit Ehren tragen kann."

Gleich niedergeschlagen schrieb ihm Wieland aus Weimar. Der heillose Krieg, meinte er, sei unvermeidlich geworden, „ich ahne wenig Gutes für die Coalition und besorge sehr, daß man sich abermahls von täuschenden Hoffnungen verführen läßt, der Geist unsrer Zeit ist ein Schwindelgeist . . . Dank sey dem Himmel, daß wenigstens der Kopf des Königs von Preußen nicht wackelt. Seine Beharrlichkeit ist unsere Rettung . . ." *)

Auf der anderen Seite schreckte ihn das Gespenst des trotzigen und unnahbaren England; und er verurteilte seine Politik auf das schärfste.

„Daß Deutschland bloß um Englands Convenienz willen völlig zu Grunde gehe, ist eine Gedanke, den nur ein engherziger Engländer gelassen ertragen kann. Daß mit Gewalt gegen Napoleons Genius und Glück nichts auszurichten ist, scheint so ziemlich die allgemeine Meinung zu seyn. Mögen sich diejenigen täuschen, die anderer Meinung sind . . ."

Die Optimisten hatten sich getäuscht. Als Wieland diese Briefe schrieb, hatte die Kapitulation von Ulm, welche die Koalition in ihren Grundfesten erschütterte, noch nicht statt-

*) Brief vom 10. Oktober 1805.

gefunden. Aber die Lage wurde von Woche zu Woche ernster und Napoleon immer unwiderstehlicher. Die Einwohner Leipzigs waren von trüben Vorahnungen erfüllte Zeugen des Durchzuges enormer Truppenmassen, die der russische Kaiser in Person und als Bundesgenosse Österreich zuführte.

Göschen war ganz besonders verzagt im Hinblick auf die Folgen dieses Besuches für „uns Sachsen". „Was soll daraus werden?" Was er selbst von den verbündeten Truppen gesehen, war nicht geeignet, ihn mit Vertrauen zu erfüllen. Er schrieb darüber an Böttiger:

„Soldaten, die sich ihre eigenen Offiziere bis zum Hauptmann aus ihrer eigenen Compagnie wählen, also allemal die tapfersten und talentvollsten, die beseelt werden von dem Gedanken, daß sie durch Heroismus sich den Weg zur Beförderung bahnen, die schlagen Heere wobey die Offiziere von der Frau Mutter gebohren, und nicht heraufgearbeitet sind und die, nachdem sie 20 Jahr den Hunger geduldig ertragen haben, ohne Rücksicht avanciren müssen, und wenn sie Podagra und graues Haar haben, wenn sie stumpf durch Alter sind, anführen sollen gegen rasche Generale von vierzig Jahren. Greise gegen Männer! Was kann daraus werden!"

Die Antwort auf diese Frage erhielt Göschen, ehe noch die Tinte seines Briefes trocken war. Die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz, in der die russischen und österreichischen Armeen vernichtet wurden, erreichte Leipzig an demselben Tage, am 8. Dezember 1805.

Göschen aber bildete sich ein, daß seine großen Erfolge Napoleon von weiteren Raubzügen abhalten werden.

„. . . Unterdessen ängstigen Sie sich noch nicht", fuhr er in seinem Briefe fort. „Ich glaube nicht, daß Napoleon nach Sachsen kommt. Er ist ebensowohl klug als tapfer und wird sich nicht weiter wagen, um das Erkämpfte nicht wieder zu verliehren. Alexander ist der Schwager von dem Bayernfürsten. Er wird es nicht ungern sehen, wenn der Bayer König wird. In Alexanders Herzen ist keine Liebe für die

Familie des österreichischen Hauses von wegen seiner Schwester, die in Ungarn starb. Und Preußen? Wer kann das Ministerium ergründen? und wer kann es anders als für solche klug halten? Glauben Sie, daß wenn Russen und Österreicher geschlagen sind, es den Kampf auf seine eigenen Schultern laden wird? Ich glaube nicht. Ich glaube wir behalten Frieden . . ."

Diese Friedenshoffnungen Göschens sollten jedoch nur zu bald zerstört werden. Unterdessen meinte er, selbst zur Zeit, wo er noch hoffte, daß jedermann aus Vorsicht seine Pflicht tun müsse. Augenscheinlich war der sächsische Adel in jenen drohenden Tagen nicht zu Geldopfern bereit, denn Göschen schlägt Böttiger vor, diesem Adel zu verstehen zu geben, daß es ein leichtes sei, darüber zu beschließen, was die Bürger und die Bauern zahlen sollten, solange man selbst nicht gezwungen werde zu zahlen.

„. . . Wenn aber die patriotische Ritterschaft patriotisch giebt, so wird kein braver Sachse sein Vaterland und seinen Fürsten im Stich lassen. Der Bauer und der müßige Städter sollte mit Waffen kämpfen und die Ritter sollten ihre Kassen und ihre Scheunen aufthun: Dann könnte Sachsen selbstständig und an preußischer Seite furchtbar werden. Anders ist kein Heil für Sachsen zu hoffen . . ."

Göschen war nach zwei Seiten hin beunruhigt, einmal aus Sorge um die Unabhängigkeit Sachsens, die sich nur durch ein Volk und die Aufopferung der Reichen sichern ließ, und dann wegen seiner tiefgewurzelten Anhänglichkeit an sein Staatsoberhaupt, den König, der bereits die Fesseln Napoleons tragen mußte.

„. . . Ich weiß", so schließt er den obigen Brief, „daß der unaussprechlich redliche und vortrefliche Fürst gebunden ist und nicht kann. Er für seinen Theil wird unsterblicher bey der Nachwelt seyn, als diejenigen, die den Alexander spielen uud einen zweideutigen Ruf in der Geschichte bekommen werden. Wer die Seinen nicht glücklich macht, in seinem

Eigenthum nicht ordnet und hilft, der ist, im Kleinen wie im Großen kein Mann, den die Nachwelt unter die Großen zählen wird. Unter den Consequenten mag er glänzen, aber consequent ist mancher gewesen, der mit dem Hasse der Welt in seinem Grabe gedrückt wird . . ."

Was aber die Franzosenherrschaft und der Franzosenschutz wirklich bedeutete, wurde Deutschland und Europa bald schmerzlich klar gemacht durch ein schreckliches Ereignis, eine Bluttat, die den Geist erkennen ließ, in dem die französische Regierung sich friedlichen Bürgern gegenüber zu behaupten meinte. Wie im Jahre 1804 die Fürsten und Staatsmänner, die Adligen und die Generäle von ganz Europa, ja die ganze Welt von Entsetzen über die Ermordung des Herzogs von Enghien ergriffen wurde, so schauderte jetzt im August 1806 das ganze Volk vor Entrüstung, als es bekannt wurde, daß Palm, ein ruhiger Bürger und schlichter Buchhändler in der freien Reichstadt Nürnberg, gesetzwidrigerweise zu Tode verurteilt worden sei, und zwar, wie man sagte, auf direkten Befehl aus Paris. Was solch eine Schändlichkeit insbesondere für alle am Buchhandel Beteiligten bedeute, sei es nun als Verleger oder als Sortimentsbuchhändler, wurde leicht ersichtlich, als die näheren Umstände des Mordes bekannt wurden.

Palm wurde, wie jedermann weiß, auf Befehl des Marschalls Berthier erschossen und fiel als ein blutiger Zeuge der Erniedrigung und Ohnmacht Deutschlands. Er war Teilhaber einer Firma, die den Namen Stein führte und eine Flugschrift, betitelt „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", an eine andere Firma in Augsburg gesandt hatte. Der Inhalt der Schrift war weder besonders neu noch ungewöhnlich, doch fanden sich einige bittere, eindringliche und derb genug ausgedrückte Wahrheiten über Bonapartes Tyrannei und das Verhalten der französischen Truppen in Bayern darin. Palm behauptete bis zuletzt, er habe von dieser Broschüre nur gewußt als von einem zu versendenden Paket; von dem Inhalt habe er absolut keine Kenntnis gehabt. Ein Exemplar

wurde von der Augsburger Firma als Neuigkeit des Büchermarktes an einen Geistlichen geschickt und fiel da einigen französischen Offizieren in die Hände, die bei ihm einquartiert waren und Deutsch verstanden. So erhielten die französischen Behörden Kenntnis davon und erklärten die Schrift für aufrührerisch. Jetzt konnte Palm nichts mehr retten. Er wurde zum Tode durch Erschießen verurteilt. Alle an den General St. Hilaire gerichteten Ersuche um Freilassung waren vergeblich. Der Kaiser allein könne Gnade walten lassen, war die Antwort, wenn er zur Stelle sei. Der Kaiser habe den Spruch gefällt und dessen sofortige Ausführung befohlen.

So starb Palm als ein Märtyrer. Für den kriegerischen Teil des deutschen Volkes wurde sein Name zu einem wilden Racheschrei.

Die Entrüstung war aufs höchste gestiegen. Die preußische Kriegspartei unter Anführung der Königin und des Prinzen Louis ließ sich nicht länger halten. Besorgnis um das wahrscheinliche Schicksal des Königreiches, wenn die ihm zugefügten Demütigungen noch länger geduldig hingenommen würden, und der Zorn eines mit Füßen getretenen Volkes waren die gleich mächtigen Faktoren für die Entscheidung, zu welcher die preußische Regierung endlich gelangte. Aber die ungemeine Schnelligkeit, mit der Napoleon Rußland und Österreich bei Austerlitz niedergeworfen hatte, wurde noch übertroffen durch den wunderbar schnellen Erfolg der kriegerischen Bewegungen, durch welche die preußische Macht bei Jena vernichtet wurde.

Auch Weimar, das benachbarte, friedliche Weimar, das durch so viele Bande gemeinsamer literarischer Interessen und gelehrter Freundschaften an Jena gebunden war, hatte seinen Anteil an den Schrecken des Schlachtfeldes. Die Stadt wurde vom Pulverdampf eingehüllt und hallte vom Donner der Kanonen wider. Bomben platzten in der stillen Heimat der Musen. Vor Einbruch der Nacht füllten französische Soldaten die freundlichen Wege, auf denen Schiller, Goethe und Wieland

in Gedanken vertieft gewandelt hatten. Als die Dunkelheit herankam, lösten sich alle Bande der Disziplin, und Plünderung war allenthalben an der Tagesordnung. Viele Häuser standen in Flammen, und fliehende Einwohner wurden auf den Straßen gemißhandelt. Gelehrte und Dichter in Jena und hier mußten eine schreckliche Prüfungszeit durchmachen.

Göschen schrieb an Böttiger in Dresden über das Geschick einiger seiner Freunde wie folgt:

„. . . Froh war Wolf eben nicht, aber muthig. Er ist nicht geplündert. Desto ärger der gute Schütz! Reinhard hatte alles bei Seite weggeschafft. Als er den ersten Schuß hörte, fuhr er davon — und die Franzosen fanden ein leeres Haus, leer von Menschen, leer von Geräth, nur die Mauern . . . Der gute Lafontaine ist durch Plünderung gewaltig mitgenommen. Auch bei Schneider hat das Gewitter eingeschlagen . . ."*)

Während Napoleon mit außerordentlicher Energie vorwärts eilte, um preußisches Gebiet zu besetzen und Preußens Festungen zur Übergabe zu zwingen, behielt er sich für Sachsen eine besondere Behandlung vor. In derselben Weise, in der er Bayern und Württemberg vom Reich losgelöst und ihre Fürsten zu Königen gemacht hatte, verfuhr er jetzt auch mit Sachsen. Der Kurfürst wurde gezwungen, dem Rheinbund beizutreten, und erhielt den Titel König.

Viele Stellen in Göschens Briefen nehmen Bezug auf das Schicksal Sachsens und besonders Leipzigs nach der Schlacht bei Jena und während der Jahre, wo die eiserne Hand Frankreichs seine Geschicke lenkte und an seinen Hilfsquellen zehrte.

Am 18. Dezember 1806 schrieb er an Böttiger, Leipzig sei ohne Gewalttaten, und die nie aufhörenden, durchmarschierenden Truppen hielten Ordnung und Manneszucht. Dennoch stellt er über das Geschick der blühenden Stadt in anderer Beziehung bittere Betrachtungen an:

*) Wieland wurde bekanntlich unter den besonderen Schutz des Kaisers Napoleon gestellt als der Voltaire Deutschlands.

„. . . Die Mühle worin so viele Nationen gemahlt haben und wovon der Churfürst das Mahlgeld zog, kann leicht auf immer zerstöhrt werden. Die Arbeiter in diesen Mühlen waren ein jovialistisches Volk; sie gaben durch ihren Aufwand andern Leuten etwas zu verdienen. Man hat sie für reicher gehalten als sie sind und muthet ihnen daher mehr zu als sie haben. Im Siebenjährigen Kriege konnten Amsterdam, Genua, Venedig und Hamburg borgen. Wo sollen wir Leipziger jetzt borgen? Seit 12 Jahren hat Deutschland Krieg. Es ist für den Commerz, wenigstens für den Buchhandel, kein Krieg von zwei Monaten. Doch wozu Klagen, die nichts helfen? Man spanne den Bogen nur recht straff und spanne wieder, so wird er platzen. Das steht in jeder Geschichte, das lehrt die Erfahrung aller Zeiten . . . Gott verhüte es, daß der Bogen nicht überspannt werde . . ."

In demselben Briefe erklärt Göschen:

„Ich lebe noch in einer todten Handlung. Seit den unglücklichen Tagen des Octobers ist der Buchhandel geschlossen. Als ein ehrlicher Bürger habe ich am Zahltage meine Schulden bezahlt. Nach dem Zahltage sollte ich einnehmen. Aber Niemand schickte mir Geld und borgen kann man nicht. Zu weich um meine verheurateten Setzer und Drucker betteln zu lassen, behielt ich sie in der Hoffnung, daß doch nicht alle Zahlung aufhören könnte. Jetzt habe ich dafür die Sorge . . ."

Am Schluß ruft er aus:

„. . . Wissen Sie nicht, mich irgendwo anzustellen, wenn ich nach der Ostermesse etwa aufhören müßte im Buchhandel thätig zu seyn? Mein eigenes Vermögen wird wohl ziemlich geschwunden seyn und fremdes Geld steck ich dann gewiß nicht hinein um es zuzusetzen und ehrliche Leute darum zu bringen.

Glauben Sie ja nicht ich sey niedergeschlagen oder muthlos. Dafür habe ich einen Fond in meiner Brust, den ich mir in meinem Leben gesammelt habe. Aber ich denke mir gerne die möglichen Fälle um nicht zu verzagen, wenn einige würklich eintreten."

Drei Wochen später schrieb er demselben Freund in bedeutend besserer Stimmung. Sein alter Ton macht sich wieder geltend.

„Dies ist der letzte Tag des Jahres. Ich will Ihnen die Hand geben, ehe es vorüber geht. Möge der Character des Tages der Character des künftigen Jahres werden. Es stürmte bis Aufgang der Sonne; und jetzt ist eine heitere, reine Luft die man mit Lust atmet! Morgen wird Leipzig erleuchtet um dem König und Vater der Sachsen Liebe und Achtung zu beweisen. Gott gebe ihm glückliche Tage . . . Ich beschließe das Jahr mit Empfindungen des Dankes für das was mir erhalten ist, mein gutes Weib und meine guten Kinder. Wir sind am Leben und an Gesundheit geschont, da so viele Opfer des Krieges bluten! Muthig geh ich dem entgegen was Gott geben und wie er es geben wird. Möge Gesundheit, Heiterkeit und Freude Sie erquicken, so habe auch ich eine Freude mehr . . .“

Dem gegenüber spiegeln Göschens Briefe während der Anfangsmonate des nächsten Jahres die tiefe Niedergeschlagenheit wider, die sich aller Geschäftsleute nach Preußens Zusammenbruch bemächtigt hatte, als in ununterbrochener Folge neue Armeen von fast allen europäischen Staaten sich durch Sachsen ergossen, um sich mit Napoleon an den Ufern der Weichsel zu vereinigen und schließlich an dem furchtbaren Gemetzel von Eylau und Friedland teilzunehmen. Unter solchen Umständen waren die Verleger und Drucker hauptsächlich darauf bedacht, neuen Verpflichtungen aus dem Wege zu gehen und nur das geringste Maß von Arbeit, zu dem sie sich ihren Autoren verpflichtet hatten, fertig zu stellen. „Niemand kauft“, sagt Göschen. „Bücher, die jetzt erscheinen, würden in der Welt nichts mehr zu thun haben; sie würden lebendig begraben seyn. Wir müßen warten, bis der Horizont sich klärt und die Leute wieder lesen mögen.“

Man kann sich leicht denken, mit welchen Gefühlen die literarische Welt, welche den Leipziger Messen sonst das regste

und hoffnungsfreudigste Interesse entgegengebracht hatte, diese jetzt unter dem Druck der unseligen Zeitverhältnisse betrachtete. Göschen sah nichts als Sorge für alle in Mitleidenschaft gezogene Interessen voraus. In dem Sinne schüttet er Böttiger sein Herz aus:

„Was werden viele Buchhändler, was werden die sächsischen Papierfabrikanten leiden! Von jenen werden manche zu Grunde gehen, diese werden stille stehen. Niemand der nicht große Capitale hat, kann ein Werk bis nächste Ostern verlegen. Gottlob, daß ich nicht viel unternommen habe. So werd ich durchkommen, aber wie werd ich meine armen Drucker und Setzer künftig beschäftigen! Bis Michaelis kann ich es noch und muß sie in der Fortsetzung von langen Jahren her arbeiten lassen, aber alles Neue muß ich abweisen . . .

Ich habe nur 2 Schmerzenskinder fertig gebracht, das N. T. Tom. IV. und das Werk über Ostindien. Es sind wahre Benjamins. Sie sollen zu dem einen Joseph werden der sich seiner annimmt. Empfehlen Sie doch den Best*), wie und wo Sie nur können. Erregen Sie die Aufmerksamkeit für Ostindien, als für ein Land, daß (!) unsere gegenwärtigen Leiden herbeigezogen hat. Ohne Ost Indien hätten die Engländer uns nicht das Geld aus dem Beutel gezogen, und was noch schlimmer ist, hätten nicht das Blut unserer Söhne und die Schande unserer Töchter damit bezahlt."

Was er dann weiter über die Übersetzung eines englischen Buches**) schreibt, die er gekauft, kennzeichnet die Verzweiflung, die die Verleger zu ergreifen anfing.

„ . . . Wissen Sie Jemand, der die Übersetzung mir wieder bezahlte, und mir den Druck besorgen ließe? Cotta

*) E. E. Best war Hauptmann in englischen Diensten. Seine Briefe aus Indien wurden von C. G. Küttner herausgegeben.

**) Es ist dies die von dem trefflichen Übersetzer D. W. Soltau verdeutschte Reisebeschreibung James Macdonalds: „Reise durch Schottland, seine Inseln usw." (Leipzig 1808), 3 Bde.

ist zu schwehr beladen, Freund Bertuch wohl auch. Vielleicht wissen Sie aber noch einen andern. Sonst muß ich in den Apfel beißen weil ich einmal ihn angefaßt habe. Iffland bietet mir drey Stücke an und ich *muß* sie obwohl mit der bittersten Empfindung abweisen. So weit ist es mit uns gekommen. Ich könnte das alles tollkühn oder leichtsinnig unternehmen, aber es würde dann künftige Ostermesse meine Ruhe und meine Beruhigung, jedem gerecht zu seyn, aufs Spiel gesetzt werden. Dazu bin ich zu alt und ein zu sorgsamer Vater für meine Kinder."

Die häuslichen Sorgen nahmen den Schreiber aber nicht ausschließlich in Anspruch. Er fährt fort:

„ . . . Ich hätte viel zu sprechen mit dem sächs. Finanzminister als sächs. Patriot über die Rettung des sächs. Buchhandels, aber die Herrn haben keine Ohren und keinen Verstand für unsere Angelegenheiten, die nicht *meine* Angelegenheiten sind: Für mich will ich selbst sorgen. . ."

Wir dürfen uns nicht wundern, daß die Behörden wenig Zeit fanden, den Angelegenheiten des Buchhandels ihre Aufmerksamkeit zu schenken, obschon sie für das Land von so großer Bedeutung waren. Denn die politische Lage gestaltete sich immer schlimmer. Trotzdem der Friede von Tilsit eine Zeitlang dem Kriege in Deutschland Einhalt geboten, so wütete der Sturm im Norden Europas weiter. England bemächtigte sich der dänischen Flotte in Kopenhagen, und Napoleon schleuderte die bekannten Berliner Dekrete in die Welt, wonach die Einfuhr sämtlichen englischen Waren in kontinentale Häfen verboten wurde.

Nach und nach jedoch ermöglichten es die deutschen Regierungen, ihre Sorge den inneren Angelegenheiten zuzuwenden. Im Dezember kam Göschen noch einmal auf das Thema der Rettung des Buchhandels durch Maßnahmen der Regierung zurück, und zwar in einem Briefe an Böttiger, der den Verleger mit dem Präsidenten von Nostitz bekannt gemacht hatte, „einem Manne, der zu den Segnungen gehört,

die Gott nicht alle Jahr einem Lande zu Theil werden läßt", wie Göschen sich in seiner überschwenglichen Weise ausdrückt.

Erfreut über die erhaltene Aufmunterung, unternahm er es, seine Ideen zum Vorteil des Buchhandels noch einmal der genauesten Prüfung zu unterziehen. Schließlich aber wurde aus diesen Plänen nichts, denn der Gang der Ereignisse machte sie in Göschens Augen unnötig.

Während er so mit Berufsangelegenheiten beschäftigt war, fehlte es nicht an gelegentlichen erregten Äußerungen über die große Politik.

„. . . Ich lese und kann keine Tagesblätter lesen, weder literarische noch andere", schreibt er am 1. Dezember 1807. „Seitdem ich den Commentar über die Englische Deklaration wegen Copenhagen gelesen habe aus dem Moniteur und man mir die Gerechtigkeit so in's Auge geworfen hat, daß ich beinahe blind davon geworden bin, verursachen mir auch die politischen Blätter eine Fieberhitze, die meinem Wohlsein gar nicht zuträglich ist. Thut was ihr wollt; wir lassen es uns gefallen; aber macht uns doch nicht dumm und blind!"

Aber wenn er auch wirklich, seiner Aussage gemäß, keine Zeitungen las, so mußte ihn doch das, was er täglich vor Augen hatte, mit Besorgnis erfüllen, und zwar namentlich Österreichs wegen. Deutschland war immer noch im eigentlichen Sinn des Wortes ein französisches Lager, und der fortwährende Marsch enormer Truppenmassen sowie die wachsende Freundschaft zwischen dem Kaiser von Frankreich und dem von Rußland ließen das Gefühl großer Ruhelosigkeit und ernster Befürchtungen nicht schlafen.

„. . . Siebenzigtausend Mann sind seit drei Wochen durch Leipzig gekommen", heißt es in dem erwähnten Briefe vom 1. Dezember weiter. „Die kommen ins Bayreutische. In Italien sind 100 000 Mann Franzosen, in Schlesien Franzosen; u. s. w. Der Östreichische Kaiser sitzt ja wie eine Perle in einem goldnen Ringe."

Dieser Vergleich ist sehr wenig treffend. Die Lage Österreichs war ohne Zweifel höchst gefahrvoll. Einige Monate später kam Göschen auf diese Lage zurück und beklagte die Unfähigkeit des unglücklichen Landes, von seinen Hilfsquellen angemessenen Gebrauch zu machen.

„. . . Diese armen Östreicher," schrieb er an Böttiger um Ostern 1808; „ich nenne sie bey aller Bevölkerung, bey dem Reichthum an Hülfsmitteln doch arm, wie die Spanier arm waren bey all dem Gelde aus Amerika, weil sie keine Gabe der Natur auch nicht das Metall zum Gute zu machen vermochten. Die armen Menschen der ersten beyden Decennien dieses Jahrhunderts! und dazu gehören auch wir mit wenigen Ausnahmen. Wir sind wie die gescheuchten Tauben und noch schlimmer, denn uns fehlen die Flügel."

Dazu kam, daß sich jetzt bei den Geschäftsleuten, die früher über fremdländische Konkurrenz in Zorn geraten waren, die Folgen der Kontinentalsperre und des Ausschlusses englischer Waren in unliebsamer Weise zeigten. Göschen fährt im Sinne eines wahren Nationalökonomen fort:

„. . . Vor lauter Eifer den brittischen Handel zu zerstöhren wird der Handel der übrigen europäischen Welt ebenfalls zerstöhrt. Ist es ausgemacht, daß ein Staat keinen Handel und Wandel gebraucht, so ist alles ganz consequent. Übrigens leb ich des Glaubens, der Krieg wird nicht lange dauern, und mit drey bangen Monaten wird wohl Alles abgethan seyn, und die Geographie wieder eine Verwandlung erleiden, wie der Gothaische Calender. Ich sehne mich, Sie einmal wiederzusehen", schloß er mit einiger Bitterkeit. „Kommen Sie doch ja zur Messe, damit wir doch jemand haben, der den Leichenzug des literarischen Verkehrs mit verherrlichen können; oder auch mit lachen, wenn die Bücherwürmer gar zu erbärmliche Gesichter schneiden. Das thun nicht die edlen Menschen, die tief leiden und tragen, sondern die erbärmlichen, deren Romane, Comödien und Tageblätter

Mercur nicht zu retten weiß vor dem gestiefelten und geharnischten Gott."

Nun kam zwar der Friede nicht, wie Göschen gehofft hatte, in drei Monaten, doch fehlte es zu einer gewissen Zeit des Jahres 1808 nicht an einem Sonnenblick, der selbst in Leipzig den Dingen ein hoffnungsvolleres Aussehn gab. Böttiger hatte augenscheinlich heiterer geschrieben als gewöhnlich, denn Göschen antwortete:

„Ja wohl, mein edler Freund, müssen wir Gott loben, der in den finstern Wolken, die uns deckten, das Licht erhielt und es nie besiegen läßt. Ich fühle es lebendig, daß alles Bestreben, uns in einen kalten Schatten zu versetzen, vergeblich seyn wird, wenn uns nicht eigene Thorheiten blind machen. Dafür wollen wir uns hüten. Über dieses erscheint ja Phoebus mit seinen Pfeilen und in seiner Gesellschaft ein Dutzend anderer Götter und Halbgötter aufs Neue am papiernen Himmel. Ich fürchte fast, wir werden von der Strahlenmasse geblendet werden, ein Theil der Menschen ist schon blind geworden, und tappt im Schönen herum wie die Kinder bey der blinden Kuh."*)

Göschen benutzte die Gelegenheit der augenblicklichen Geschäftsstockung zu einem Besuch in Bremen, wo er meinen damals 15jährigen Vater in einem Geschäftshause unterbrachte, um ihn dort zum Kaufmann ausbilden zu lassen. Tief muß die Erregung des empfindsamen Mannes gewesen sein, als er sich wieder auf dem Marktplatze befand, wo er einst als verlassener Waisenknabe gestanden hatte. Jetzt las man den Namen des erfolgreichen Verlegers auf dem Titelblatt vieler Prachtausgaben, eng verbunden mit den Triumphen großer Dichter und in der ganzen literarischen Welt mit Ehren genannt. Das Gefühl seiner warmen Dankbarkeit ließ ihn für die Bewohner einer Stadt die freundlichste

*) Göschen bezieht sich augenscheinlich auf die von Heinrich von Kleist redigierte Zeitschrift „Phoebus", deren erster Jahrgang 1808 erschien.

Teilnahme empfinden, deren Charakter mit seinen eigenen Grundsätzen und Neigungen in vielen Stücken übereinstimmte. Er versicherte Böttiger, daß er an keinem Orte eine so vernünftige Kultur gefunden und eine solche Treue und Beharrlichkeit in dem vaterländischen Charakter, der bei den Bremern in Rechtlichkeit, Gutmütigkeit, Einfachheit der Lebensweise und in Tätigkeit bestehe. Keine bessere Schule konnte man zur Erlernung der Grundsätze des Handels und des richtigen Verhaltens eines Kaufmannes wählen. Mein Vater verdankte Bremen, wo er seine erfahrungsreichen Lehrjahre zubringen sollte, so viel, daß ich mit Freuden meines Großvaters herzliche Anerkennung der charakteristischen Eigenschaften jenes fleißigen Gemeinwesens hier verzeichne.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Unter eiserner Faust.

1808—1813.

Der Kongreß zu Erfurt fand im September 1808 statt. Im Verlaufe der Verhandlungen zwischen den Kaisern von Frankreich und Rußland, den beiden Schiedsrichtern Europas, wobei es sich ebenso sehr um Annexionen, Grenzberichtigungen und künftige Angriffspläne handelte wie um das Friedenstiften, stattete die glänzende Versammlung von Herrschern auch Weimar einen Besuch ab. Dort sahen gedemütigte deutsche Fürsten aus altem Geschlecht neben neugeschaffenen Königen den berühmten französischen Schauspieler Talma*) in einer französischen Tragödie, auf derselben Bühne, wo Beck**) und Iffland aufgetreten waren, und für die Schiller und Goethe mit so großer Begeisterung geschrieben hatten.

Wielands auffallender und ehrwürdiger Kopf wurde von Napoleon im Theater bemerkt und der Dichter vor den Kaiser beschieden.

Die ausnahmsweise Behandlung, die Goethe und Wieland mitten im Waffengetümmel nach der Schlacht bei Jena von den Franzosen zuteil wurde, war für die Literatur bedeutsam. Noch intensiveres Interesse in der schriftstellerischen Welt erregte der Empfang, womit Napoleon in eigener Person und von Königen, Marschällen und Ministern umgeben jene großen Dichter auszeichnete. Wieland sowohl wie Goethe

*) Talma, François Joseph (1763—1826).

**) Beck, Heinrich, bekannter deutscher Schauspieler und Regisseur (1760—1803).

nahmen den Orden der Ehrenlegion aus den Händen des Eroberers von Deutschland entgegen.

Es ist mir nicht bekannt, daß Göschen über Wielands Benehmen bei dieser Gelegenheit ein Urteil gefällt hätte. In seinem eifrigen Bestreben jedoch, seinen Freund zu verherrlichen, hielt er dafür, daß bei Wielands großem Ruhme die Ehre für den Orden größer sei als die für ihn selber. Darüber sprach er sich sogar offen aus. In dem Kriegskalender, einer im folgenden Jahre von ihm begründeten Zeitschrift, findet sich als Überschrift eines Artikels die Frage: „Wurde Wieland mehr geehrt durch den Orden der Ehrenlegion oder der Orden durch ihn?" Böttiger meinte, er könne sich mit einer derartigen Besprechung kompromittieren, aber Göschen wies eine solche Idee mit Unwillen von sich. Wie konnten die französische Empfindlichkeit oder die eifersüchtigste Rücksicht auf die Würde des Ordens dadurch verletzt werden, daß man Wielands Ruhm hochpries? In diesem Sinne schrieb er nach Ostern 1809 an seinen Freund:

„. . . Ich bitte Sie um des Himmels willen . . . ist es nicht ein schöner Zug der Weisheit des großen Napoleon, daß er den Orden der Ehrenlegion durch einen der größten Geister des Jahrhunderts ziert? Giebt es dem Orden keinen Werth? Wie wird sich ein junger kühner Mann geehrt fühlen, wenn er den Orden am Herzen trägt den auch Wieland trägt? Wieland konnte dieser Orden wohl belohnen auch ehren, aber gewiß wäre Wielands Größe die nehmliche auch ohne den Orden. Die Frage ist hier nicht beantwortet. Jeder Mensch wird denken: Beydes, der Orden den Mann, der Mann den Orden."

Überhaupt zeigten sich Göschens Dresdener Freunde äußerst furchtsam mit Bezug auf alles, was er in dieser kritischen Zeit zu veröffentlichen wagte; er selbst aber trat warm ein für Freiheit, sowohl in der Wahl seines Themas als auch in der Behandlung desselben, und stellte die Torheit an den Pranger, die in allem, was die Presse verließ, eine politische Gefahr spüren wollte.

Die Erwartungen, die man von dem sensationellen Erfurter Kongreß hegte, machte tieferblickende Männer nicht blind gegen die Möglichkeit erneuter Feindseligkeiten. Böttiger, der in einem Brief vom August 1808 die Lage Österreichs besprach, wies, als eine Garantie für die Fortdauer des Friedens, darauf hin, daß das Papiergeld dieses Landes seine Freiheit des Handelns lähme, aber Göschen hatte Berichte betreffs der Ansammlung von Gold vernommen, die Böttigers Hoffnungen zuschanden machten.

„... Verlassen Sie sich nicht auf das Papiergeld. 40 Millionen Ducaten sind im Östreichischen Schatz bereit und Tag und Nacht wird Gold und Silber gemünzet. So erzählen glaubwürdige Reisende ..."

Dies wurde vor dem Kongreß geschrieben, also vor der Zeit, wo man glaubte, der Konsens der beiden Kaiser würde genügen, um dem Festlande Europas den Frieden wieder zu schenken.

Was für Folgen aber auch ein erneuter französisch-österreichischer Krieg sonst etwa mit sich bringen mochte, die Erfahrung hatte bereits gelehrt, was Sachsen speziell für seine Finanzen zu befürchten hatte. In demselben Briefe an Böttiger vom 26. August 1808 setzte Göschen seine Ansichten betreffs der Wirkung der Kriegslasten auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung auseinander.

„Ich fürchte Handel und Gewerbe und Nahrung wird, wenn das eintritt, was wir fürchten, auf dem literarischen Boden wenigstens, einen Hagelschlag bekommen. Leipzig wird an seiner freywilligen (im Grunde genommen, gezwungenen) Anleihe ewig denken. Es müssen doch diese $1^1/_2$ Millionen geschafft werden. Die Reichen müssen 40,000, 20,000 u. s. w. geben. Niemand hat in neuerer Zeit, so wie die Vorfahren, Geld in Cassa; alles ist angelegt. Nun muß der Capitalist dem thätigen Geschäftsmann aufkündigen in einer Zeit wo alles (darnieder) liegt. Der Geschäftsmann wird außer Thätigkeit gesetzt und der gemeine Mann verliehrt Arbeit und Brot;

so kommt der Druck immer auf die Ärmeren und würdigsten Staatsbürger. Denn da die Anleihe sicher ist und verinteressirt wird; so verliehrt der Reiche gar nichts, wenn er nur das ausgeliehene Geld zurückbekommen kann, um die gezwungene Anleihe zu bezahlen.

Die Erndte im Lande ist nicht ergiebig. Lassen Sie noch Theuerung dazu kommen, so sind die Städte verlohren . . .

Unsere Fassung wird aufs neue stark probiert . . ."

Drei Monate verstrichen. Der Kongreß hatte seine pomphaften Arbeiten vollendet; und doch hob sich der Handel und Wandel nicht; Göschen mußte um Michaelis wiederum von einer miserablen Messe berichten. Aber der loyale Verleger war doch wenigstens Zeuge einer wohltuenden politischen Kundgebung gewesen. Friedrich August hatte Leipzig besucht, und Göschen konnte schreiben: „Trotz aller der Verlegenheiten vergaß das gute Volk alles Leid über seinen König. Man betet ihn an." Ebenso dachte Böttiger: „Unser Schutzengel ist unser guter König . . ." schrieb er*).

Aber obwohl Göschen in treuester Liebe an seinem Herrscher hing, war er doch auch ein deutscher Patriot. In dem gleichen Briefe schrie er von Iffland, der während der Messe in Leipzig gewesen war, „was für ein Patriot er ist!" Göschen als Sachse und Iffland als Hannoveraner besaßen in der Tat beide Nationalgefühl, abgesehen von ihrer getreuen Gesinnung als Partikularisten. Mitunter freilich (und wahrlich nicht unnatürlicherweise) ließ die besondere Lage Sachsens, eines Landes, das noch in jüngster Vergangenheit so grausam unter Preußen gelitten und in Göschens eigenen Tagen mächtigen Nationen zum Spielball gedient hatte, ihn und seine Mitbürger den Frieden herbeiwünschen, wo ein vollumfassenderes, deutscheres Gefühl sie veranlaßt haben sollte, Krieg mit allen seinen Gefahren vorzuziehen. Aber viele Stellen in seinen Briefen, sowie die Rolle, die seine Söhne

*) Dresden, den 19. August. VIII.

im Freiheitskriege spielten, bezeugen, wie sehr er das wahre deutsche Nationalgefühl teilte und bewunderte, das dem preußischen Königshause in den Tagen seiner Trübsal treu geblieben war, als es für die Sache der Freiheit des Vaterlandes alles auf Spiel gesetzt und eine Zeitlang alles verloren hatte.

Außerdem erhielt sein Vaterlandsgefühl neue Nahrung durch die Maßnahmen der französischen Behörden gegen die Erzeugnisse der Literatur. Ein Brief Göschens vom 20. Dezember 1808 läßt uns einen Blick in das Zensursystem tun, das Napoleon in den Ländern einführte, die Bundesgenossen Frankreichs waren.

„. . . In der Leipziger politischen Zeitung werden Sie wohl", schreibt er, „Herrn Herzog Davoust als Critiker und Philosophen mit dem Schwert bewundert haben. Der regiert nun in Deutschland und hat Aufsicht über die Producte der Presse, Gazetten und Journale u. s. w. Ihm hat es Leipzig zu verdanken, daß er nicht 4000 Truppen jetzt zur Einquartierung hinterlassen hat, wie er geäusert haben soll. Man hat ihn auch geehrt wie man konnte und es soll ein vortreflicher Herr seyn. Die Schreiber werden sich nun wohl in Acht nehmen, und die Schwätzer auch vorsichtig werden, da ihnen jemand auf dem Dache sitzt."

An andern Stellen spricht der Verleger von den schweren Nachteilen, unter denen die Erzeugnisse der sächsischen Pressen litten. Er erklärt, Napoleon sei gegen Frankfurt wohlwollend gesinnt gewesen, aber unnachsichtig gegen Leipzig.

Bald jedoch fanden die französischen Marschälle andere Arbeit zu verrichten, als in deutschen Zeitungen als Kritiker und Philosophen aufzutreten oder sich um die Zensur zu bekümmern. Ermutigt durch die Abwesenheit vieler Regimenter der alten Garde Napoleons in Spanien hatten sich die Österreicher aufs neue dem Kriegsglück in die Arme geworfen, und als ihre starken Armeen zum Angriff gegen die Franzosen ausrückten, begann eine hoffnungsvollere Stimmung das Ge-

fühl der Verzweiflung zu verdrängen, das nach Austerlitz und Jena in Deutschland Platz gegriffen hatte. Der österreichische Oberbefehlshaber war begierig, eine etwaige Erhebung in Sachsen zu unterstützen, aber die ungemein schnelle Konzentration der Napoleonischen Truppen verhinderte ihn mehr zu tun, als eine kleine Schar, die sogenannten schwarzen Braunschweiger, unter dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig zum Einfall in Sachsen zu entsenden. Da kein Feind sich ihm entgegenstellte, hatte sich der Herzog mehrerer größerer Städte bemächtigt. Unterdessen aber hatte sich der Vormarsch der Österreicher in einen unheilvollen Rückzug verwandelt, und durch die Niederlage ihrer großen Armee bei Wagram wurden die Hoffnungen Deutschlands aufs neue vernichtet. Die Lage des Herzogs von Braunschweig wurde verzweifelt. Er war nicht imstande, sich mit andern Führern des Aufstandes zu vereinigen, war auf allen Seiten von überlegenen Streitkräften eingeschlossen und mußte sich schließlich mit seiner schwarzen Schar durch ganz Norddeutschland bis an die See durchschlagen.

Im Laufe dieser Ereignisse war Sachsen und besonders Leipzig von Truppen aller Nationalitäten überschwemmt, die auf der einen oder andern Seite kämpften, und man kann sich die heikle Lage, in der sich die Einwohner befanden, wohl vorstellen. Das „Morgenblatt," eine Dresdener Zeitung, ließ sich hinreißen, den Herzog von Braunschweig einen Räuberhauptmann zu nennen! Göschen hielt Böttiger, der die Richtung dieses Blattes fortdauernd beeinflußte, dafür verantwortlich und schickte ihm am 2. Oktober 1809 einen heftigen Protest.

„Sie haben sich", schrieb er, „an dem Braunschweiger versündigt . . . Er ist zu seinem Onkel gegangen nicht wie ein Dieb in der Nacht, den Douaniers und Wachen gefangen genommen und ausgeliefert hätten; um Grimma und Hohenstädt hat diese Bande keinen Halm zertreten und auf dem Lande bey uns Niemand hart begegnet, noch viel weniger mißhandelt. Der Oberst hatte nichts zu essen im Stadtgraben

bey Grimma als eine Biersuppe und diese bezahlte er dreyfach mit barem Gelde. Beym Bivouac wurde keine Planke, kein Bret, kein Stückel nutzbaren Holzes verbrand. Die Leute hüllten sich in die Mäntel und frohren. Das thun keine bewaffneten Räuber. Auch die Holländer haben mich artig behandelt. Westphälinger haben mich mit ihrem Besuch verschont. Ulahnen und Östreicher und Schwarze haben mir kein Leid gethan und bescheiden die kleine Erquickung angenommen, die ich und meine Mitbauern ihnen freywillig anboten, ohne Freudensbezeugungen über ihre Ankunft aber auch ohne Murrsinn. Sie machten uns das Compliment, wir betrügen uns als vernünftige Leute und gute Unterthanen unsers Königs . . ."

Böttiger antwortete, Göschen müsse ganz besonders glücklich gewesen sein, denn die schwarzen Braunschweiger hätten sich in Dresden allerlei Schandtaten zuschulden kommen lassen, wie aus offiziellen Aktenstücken hervorgehe.

Es ist leicht zu verstehen, daß dieser neue Ausbruch des französisch-österreichischen Krieges den Leipziger Verlag vollends zugrunde richten mußte. Wenig neue Bücher wurden veröffentlicht, und wo eine Serie von Bänden im Erscheinen begriffen war, mußte sie, wie bei Wolfs Homer, zeitweilig unterbrochen werden. Das kurzlebige „Frauenjournal" und der berühmte langlebige „Mercur" verendeten um diese Zeit. Göschens Klage, daß er von Schneiders „Vitruvius de Architectura," dem viel bewunderten Buch, seit Monaten kein einziges Exemplar abgesetzt habe, klingt beinahe pathetisch. „Vitruvius" mitten im Waffengetöse! Es war unmöglich. Ein bedeutendes Buch ging zu Ostern 1809 aus dem Göschenschen Verlage hervor, nämlich Woltmanns*) Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges von Schiller. Außerdem wäre etwa noch ein nicht wertloses Buch über Erziehung zu bemerken. Im

*) Woltmann, Karl Ludwig von (1770—1817), Historiker. Seine „Geschichte des westphälischen Friedens" wurde ohne sein Wissen als Fortsetzung des Schillerschen Werkes herausgegeben.

großen und ganzen aber herrschte eine absolute Stockung des Geschäftes.

In dieser verzweifelten Lage hatte Göschen, was den Absatz von Büchern betraf, oft das Gefühl, es sei besser, gar nichts zu drucken, „aber die Leute müßten essen". In der ganzen Zeit endloser Befürchtungen und vom gänzlichen Untergang bedroht, bewahrte er seinen Setzern und Druckern ein mitfühlendes Herz. So wurde er noch einmal ein „Kalendermacher," wie er sich Böttiger gegenüber ausdrückte, ein Geschäft auf das er nicht besonders stolz war, und mit dem er nur spielte, bis er wieder an ernsthafte Bücher denken konnte. Er entwarf zwei Kalender oder Almanache. Eins war ein Kunstalmanach unter dem Titel: „Almanach aus Rom für Künstler und Kunstfreunde." Dieses einigermaßen sorgfältige Buch wurde von Sickler und Reinhart*), zwei deutschen Künstlern in Rom, herausgegeben, enthielt Biographien italienischer Maler und war reich illustriert. Göschen erklärte, er habe es nur herausgegeben, um zu zeigen, daß trotz der schlechten Zeiten noch nicht alles mit ihm vorüber sei. Der andere Almanach hieß: „Ein Kriegskalender für gebildete Leser aller Klassen." Damit hatte er sich allerdings auf ein gefährliches Gebiet gewagt, aber er bewegte sich darin mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit und verteidigte sich nach rechts und links gegen die Vorstellungen und Warnungen seiner besorgten Freunde. Da Rühs**), den er als Herausgeber hatte gewinnen wollen, an die Donau gereist war, um den dortigen Feldzügen als eine Art Kriegskorrespondent beizuwohnen, wurde er sein eigener Herausgeber. „Ich selbst", sagt er, „habe den bunten Strauß gebunden."

Der Almanach sollte nicht bloß eine Chronik der kriegerischen Ereignisse sein. Allerdings sollten sich alle Artikel auf den

*) Reinhart, Johann Christian, Landschaftsmaler und Radierer (1761—1847).

**) Rühs, Christian Friedrich, Historiograph des preußischen Staates (1781—1820). (?)

Krieg beziehen, aber das Ganze war bestimmt, einen soliden, geistvollen Charakter zu tragen; „Abhandlungen, Betrachtungen, Satiren, Carricaturen sollten seinen Inhalt ausmachen." Es war ohne Zweifel eine kritische Sache, dergleichen in einem Lande zu unternehmen, das unter strenger französischer Kontrolle stand, und unter den Augen eines französischen Gesandten in Dresden, der, wenn auch noch so höflich, doch mehr dem englischen Residenten in einem eingeborenen indischen Staate glich, als dem gewöhnlichen Vertreter einer befreundeten Macht.

Vor allem mußte der Kalender so abgefaßt werden, daß er weder die Franzosen beleidigte noch den Deutschen mißfiel. Der „Herr Herzog Davoust" gestattete keine großen Freiheiten. Göschen aber sträubte sich gegen die ihm aufgelegten Fesseln. Er war entschlossen, sich über die Dinge auszusprechen, die ihn am meisten interessierten. Z. B. mußte man dem alten Herzog von Braunschweig, „der viele Tugenden besaß", sowie den schwarzen Braunschweigern Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Mag der Artikel (über den Herzog) aufgenommen werden wie er will: ich habe ihn geschrieben." Auf der andern Seite schrieb Göschen selbst eine Lobrede auf Napoleon „als auf einen französischen Helden", wie er sich ausdrückte, und er ließ einen Artikel über den spanischen Krieg von einem Verfasser schreiben, der den französischen Standpunkt vertrat. Dies waren sozusagen die Pässe, die Zeugnisse seines guten Betragens, die es dem Kalender ermöglichten, zusammen mit andern der patriotischen Erbauung dienenden Artikeln in deutsche Hände zu gelangen. Gelegentlich konnte die bedeutsame Seite eines Gegenstandes nur angedeutet werden; man durfte sie, um nicht der Zensur in die Hände zu fallen, nicht deutlich erwähnen. So wird uns z. B. ein Porträt des bekannten Majors Schill vom zweiten Brandenburgischen Husarenregiment gegeben, der sich mit seiner Freischar tapfer bis nach Stralsund durchgeschlagen, die Verteidigung der Stadt aber, wie man weiß, mit seinem Tode büßen mußte, nach-

dem er vergeblich auf englische Hülfe von der See aus gewartet hatte. Sein tapferes Wagestück hatte in ganz Deutschland die größte Erregung wachgerufen, und jedes Kind kannte seine Züge. Diesen Mann einfach als Führer eines Freikorps darzustellen, würde für Göschen sehr wahrscheinlich ernstliche Folgen gehabt haben; aber sein Porträt zu bringen war er trotzdem entschlossen.

„Auch werden Sie schauen", schreibt er in einem undatierten Briefe an Böttiger, „eine Gruppe vom Regiment Königin Dragoner worunter jedes Kind gleich den Lieutnant Schill erkennen wird. Mit Schill, dem Insurgenten, habe ich nichts zu thun. Auch ist alles Lob dieses Mannes verschluckt . . . Neben Schill ist Blücher zu sehen mit seinen Husaren . . . Der letzte unglückliche Herzog von Braunschweig Karl Wilhelm Ferdinand ist von einem Braunschweigischen Künstler ähnlich gestochen, gleichfalls zu erblicken und Manches von ihm zu lesen aus einer Feder die Sie errathen sollen . . ."

Weitere Abbildungen wurden beigefügt. „Der Erzherzog Karl von Böhm ist ein herrliches Blatt!" Ferner finden sich „zwey treffliche Carricaturen eines gelehrten und eines politischen Disputirclubs. Ramberg lieferte Bildnisse der Könige von Sachsen, Dänemark und Schweden. Berthier hat einen sehr hübschen Kopf."

„Um die Preußen auszusöhnen", fährt Göschen fort, „wegen der Carricatur im vorigen Calender ist eine herrliche Gruppe preußischer schwarzer Todtenköpfe gegeben, die in dem unglücklichen Preußenkriege bey Danzig Wunder gethan haben."

Alle diese Stellen beziehen sich auf den zweiten und dritten Jahrgang des Kalenders, für welche Göschen ganz hervorragende Kräfte gewonnen hatte. Der berühmte Historiker Heeren, sein Schulfreund aus der Knabenzeit, schickte ihm einen Aufsatz über das Thema, ob die alten oder die neuen Feldherren größer gewesen?

Jean Paul steuerte die humoristische Geschichte*) der Belagerung Ziebingens bei, während der er sich in der Nepomukskirche versteckt gehalten. Ein Aufsatz Woltmanns enthielt „die Resultate aller seiner politischen Meinungen über die großen Begebenheiten der Zeit". Ein anderer Mitarbeiter, ein viel gelesener Schriftsteller, schickte einen sonderbaren Beitrag, nämlich „die Verteidigung aller Kriege von einer vivandiere und einem Lieferanten". Böttiger hatte Göschen aufgefordert, Rühs die großen Schlachten von Aspern und Eßling an der Donau in einem folgenden Heft beschreiben zu lassen, aber Göschen ging auf die Idee nicht ein. „Rühs kann und darf nicht wahr schreiben, und Wahrheiten darf ich nicht drucken." „Eine brillante Beschreibung aber haben wir ja schon", fügt er satirisch bei, „in allen Zeitungen und Tageblättern in dem schönen, brillanten Stil, den Berthier in der Gewalt hat, grade wie er sich für den großen Haufen schickt . . ."

Der Kalender würde aber in Göschens Augen unvollständig gewesen sein ohne einen Tribut an seinen geliebten König Friedrich August. Er fragte deshalb bei Böttiger an, wie der König in einem interessanten Bilde eingeführt werden könne; aber von Erfurt wolle er nichts haben. Dies soll wohl heißen, daß ihm die Erfurter Erinnerungen mißfielen. Trotzdem kam er später auf diese historische Episode zurück, denn er benachrichtigte Böttiger, daß des Königs Bild in einer Szene erscheinen soll, welche seine Heimkehr vom Kongreß, und zwar den Augenblick darstelle, wo eine Gruppe Leipziger Kinder ihm ein Gedicht einhändigten. Es solle ihn freuen, wenn Böttiger einen kurzen Artikel über Friedrich Augusts Tugenden als Herrscher und Mann schreiben wolle.

Böttiger scheint übrigens damals französisch gesinnt und ein intimer Freund Bourgoings, des französischen Gesandten, gewesen zu sein. Daraus erklärt sich, daß er nach dem Empfang

*) Der genaue Titel lautet: „Die Doppelrevue in Großlausau und Kauzen, sammt Feldzügen."

der Probebogen gegen einige Artikel, die seiner Meinung nach die Franzosen beleidigen würden, ganz besonders gegen diejenigen, welche die Erhebung in Westfalen und den Herzog von Braunschweig zum Gegenstand hatten, Widerspruch erhob. In seiner Antwort spottete Göschen über die Torheit, dergleichen als gefährlich anzusehen, und nahm die angegriffenen Aufsätze in Schutz.

„. . . Aber der Herzog von Braunschweig?", schreibt er im Jahre 1809 an seinen Freund. „Er ist als guter Regent geschildert. Muß es nicht jedem guten Regenten wohlthun, daß Verdienste erkannt werden? Aber der Aufstand in Westphalen? Daran habe ich nicht gedacht und Niemand wird wohl deshalb einen Aufstand wagen. Sonst müßten ja alle Schilderungen guter Regenten, eines Titus, und so weiter mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Der Calender ist so voll des Lobes auf den großen Kaiser; der Krieg in Spanien so behandelt, wie Napoleon wünschen muß, daß er behandelt werde. Um aber solchen Darstellungen Eingang zu verschaffen, darf nicht Alles über einen Leisten seyn. Ich frage Sie und B. aufs Gewissen, würden die Deutschen nicht erschrecken, wenn sie erführen, daß die Franzosen so etwas für gefährlich halten könnten? . . . In ganz Westphalen gehen etwa 12 Exemplare des theuren Calenders ab; das konnte mich wahrlich nicht reitzen, etwas verfängliches darin aufzunehmen. Das Land ist jetzt zu arm, als daß es für einen Calender 4 rth. bezahlen könnte. Ein Volk, das gerecht gegen die Verdienste seiner vorigen Regenten ist, ist auch gerecht gegen seinen neuen Regenten. Doch ich sehe, man kann mit dem besten Willen doch mißfallen . . . Überhaupt kann es kommen, daß da Buchstaben so gefährlich werden, ich gar nichts mehr drucke. Sie sagen: Druckt die Alten! Ich wollte Ihnen den Thucydides, den Sallust, den Tacitus aufschlagen und Sie fragen: ist das nicht gefährlich? . . ."

„Heerens Aufsatz", fährt er fort, „ist eine wahre Perle, aber Herrn B(ourgoing) kann er auch nicht gefallen, wenn

er consequent ist. Denken Sie einmal an Friedrich den Großen! Was haben ihm Bücher und Raisonneurs geschadet? Ich hasse das Raisonniren wie den Tod. Aber wär' ich ein großer Regent, ich wendete jährlich eine Summe an, damit die Schriftsteller recht freymüthig seyn möchten. Man kann da der Nazion ganz in der Stille am Puls fühlen und so lange die Kerls schwadroniren, essen sie ihre Suppe in Ruhe und thun übrigens für den Staat practisch, was sie nur thun können. Der Minister Wurmb fragte mich einmal, was er mit einem arroganten Schriftsteller und Sprecher anfangen sollte. ‚Ihn gehn lassen,' antwortete ich, ‚und ich stehe dafür, des Menschen Schreiberey wird bald Makulatur'. Wie ich sagte, ist es gekommen. Als der rüstige Schriftsteller sah, daß alles Gerede nichts half, schwieg er still, und ist jetzt ein ruhiger und braver Diener des Staats. Er wollte aber gern ein Märtyrer werden. Als Fichte seine politische Freymüthigkeit los ließ, sagte der Minister Wurmb: ‚Ich werde sie verbieten.' Ich rieth es nicht zu thun. Und Fichtes Blätter sind jetzt vergessen und nie bekannt geworden. Darauff machen Sie B. aufmerksam. Das ist des Deutschen Character. Er bekümmert sich nur dann um die Sachen, wenn sie Aufsehen machen."

Was den obigen Rat an Minister betrifft, die sich von arroganten Schriftstellern und Rednern beunruhigen lassen, so darf ich mit Recht behaupten, daß Göschens Weisheit seiner Zeit vorauseilte.

Der Wiener Vertrag vom 14. Oktober 1809 beendigte die Feindseligkeiten zwischen Österreich und Frankreich, und einige Jahre lang war Mitteleuropa von Kriegen frei, obschon anderwärts verhängnisvolle Feldzüge fortgesetzt wurden. Aber, wie natürlich, durchdrang ein heißes Gefühl der Ruhelosigkeit alle Länder und Völker, wo Napoleon die nationalen Einrichtungen über den Haufen geworfen hatte, und wo Regierung und Verwaltung in fremden Händen lagen. Der Friede bedeutete wenig mehr als einen Waffenstillstand, und

die strenge Durchführung der Kontinentalsperre mußte über kurz oder lang eine Katastrophe herbeiführen. Unterdessen vernichteten rücksichtslose Maßregeln jede Aussicht auf ein Wiederaufleben des Handels und der Literatur; unerträgliche Steuern verursachten einen allgemeinen Mangel, und die Aushebungen in der Bevölkerung für die Kriege in Spanien und anderwärts machten sich in jedem Industriezweige fühlbar.

Der Buchhandel konnte gerade noch weiter „kriechen", meinte Göschen; schlechte Bücher würden sich gar nicht vorwärts bewegen, gute nur auf Krücken. Eine Flugschrift, ein Kalender, Wundererzählungen, so etwas könne noch auf Absatz rechnen, aber was solle aus der Literatur werden, wenn die paar Häuser, welche noch über vorrätiges Geld verfügten, sich ausgedruckt hätten?

Göschen wendet sich dann*) von seinem eigenen Handwerk zu einer Analyse der allgemeinen finanziellen und kommerziellen Lage, indem er mit sicherem Urteil diejenigen Ursachen andeutet, welche alle Hoffnung auf Besserung vernichten mußten. Sein Blick war, abgesehen von seinem heftigen Vorurteil gegen die englische Politik, außerordentlich klar. Wenn die Michaelismesse des Jahres 1809 wirklich, wie einige behaupteten, eine geringe Hebung des Geschäfts zu verzeichnen gehabt hätte außerhalb des Buchhandels, so sei dies hauptsächlich auf ungeheure Opfer zurückzuführen, „auf ein Hingeben, um nicht unterzusinken". Die Messe sei viel von Polen und Russen besucht worden, von denen die ersteren zu außerordentlich wohlfeilen und die Verkäufer absolut zugrunde richtenden Preisen einiges gekauft hätten, während die Russen ganz ohne Geld kauften, d. h. nur auf Kredit. Die Lage des Geldmarktes beschreibt Göschen als fürchterlich. Aus Rußland und Dänemark könne kein Geld kommen, in Preußen sei keins. Im Reiche besäßen die Leute nichts, am allerwenigsten Geld. Dann verbreitet er sich über die Goldaus-

*) In einem Brief an Böttiger vom 13. Oktober 1809.

fuhr, streift in richtigem Vorgefühl die Vorteile des Freihandels und antizipiert die Weisheit künftiger Geschlechter.

„. . . Man hat die Goldsperre fast in allen Ländern eingeführt", schreibt er. „Das ist noch eine weit engherzigere und kurzsichtigere Politik als die Kornsperre; denn es folgt daraus endlich der elende Tauschhandel, und bisher haben noch alle Nationen, wenn sie zur Geldsperre schritten, bald ihr seeliges Ende erlebt. Siehe Preußen u. s. w. Es ist schon ein schlimmes Zeichen, und Beweis einer verschwenderischen Regierung oder einer gesunkenen Nationalthätigkeit, oder eines über seine Kräfte luxuriösen Volkes, wenn es auf dieses Mittel fällt. Ist die Nation thätig, frugal, die Regierung nicht durch den Satan des Ehrgeitzes zu Eroberungen verführt, so braucht man das Gold nicht zu versperren, es kommt von selbst wieder. Wo nichts herausgeht, kommt endlich auch wenig herein und die Nationalthätigkeit muß sinken . . ."

Im Verlauf seiner Auseinandersetzung von dem höheren, alle künstlichen Maßnahmen überwiegenden Werte eines ungehinderten Handels im Verein mit Tätigkeit und Frugalität fährt er fort: „Dieses ist so hell als der Tag, aber der Eigennutz und die Haabsucht macht die Finanzleute mehrentheils sehr blind."

In seiner sonderbar springenden Weise schließt er diese ernsthafte staatswirtschaftliche Darlegung mit folgender Notiz ab:

„Um noch einmal auf die Messe zu kommen; die Türkischen Shawls sind gut gegangen, vermuthlich Presente für Maitressen; Ich weiß, das einige das Stück zu 70 und 90 Ducaten verkauft sind. Damit hat der Käufer sicher ein Patent erlangen wollen."

Göschens eigene Lage während dieser traurigen Zeit unbefriedigter Hoffnungen, Sorgen und Druck, die auf den Wiener Vertrag folgte und bis zum Freiheitskriege anhielt, wurde immer schlechter. Sein Vermögen schwand unter seinen Händen dahin, Verdienst gab es nicht, alte Geschäftsfreunde

forderten ungeduldig ihr Honorar, neue ließen sich nicht blicken; dazu stieg der Preis der Lebensmittel immer mehr, und die Steuern erreichten eine fast unerträgliche Höhe. Die Schlacht bei Jena hatte dem Buchhandel den ersten Stoß gegeben, von da an erholte er sich nicht wieder bis zum Ende der großen Kriege. Mehr als sieben Jahre lang hatten die Verleger und Buchhändler fast keine Beschäftigung. Was Göschen noch an Kapital besaß, steckte in Grimma und Hohenstädt und in enormen Haufen unverkäuflicher Bücher. Kein einziges nennenswertes Buch ging während dieses Zeitabschnittes aus seinen Pressen hervor; die bereits erwähnten Sammelwerke ausgenommen. Von 1809 bis Anfang 1814 war der siebente Band der Prachtausgabe in Quart von Klopstocks Werken das einzige Produkt, das die Erinnerungen an die kostbaren Prachtbände aus den Tagen seiner Blüte wachrief. Jetzt „spielte er nur mit Calendern", und auf Böttigers Frage, was er denn jetzt (1810) in Arbeit habe, antwortete er: „Ein Buch über Gespenster, dabey Ihnen die Haare zu Berge stehen, und ein Erziehungsbuch für Töchter von einem Frauenzimmer, der Betty Gleim."

Dazu kamen noch ärgerliche Mißverständnisse im Geschäftsleben Göschens. In seinem Katalog vom Jahre 1811 findet sich merkwürdigerweise eine Übersetzung Ossians von einem gewissen Ahlwardt*), ein kostspieliger und sicherlich wenig nutzbringender Verlagsartikel in einer Zeit allgemeinen Geldmangels. Beim Durchlesen einiger Briefe Ahlwardts ersah ich jedoch, daß Göschen dies Buch nur sehr widerwillig veröffentlichte nach einem unangenehmen Briefwechsel mit Bezug auf bindende Versprechungen.

Auf der anderen Seite beeilte sich Göschen, angefeuert von inniger Zuneigung, den Druck des Seumeschen Buches noch im Todesjahre seines Freundes zu vollenden. Auch für

*) Ahlwardt, Christian Wilhelm, Professor der alten Literatur zu Greifswald. Seine Ossianübersetzung wurde 1839 neu aufgelegt. Er starb im Jahre 1830.

THEODOR KÖRNER ALS KNABE.

Nach einem Gemälde im Körner-Museum zu Dresden.

einen anderen alten Freund setzte er trotz seiner finanziell bedrängten Lage seine Pressen in Bewegung und nahm mehrere Manuskriptangebote um der alten Zeiten willen an.

Körner erschien wieder einmal als Schriftsteller, und zwar als ein sehr honorarbedürftiger. Die Kosten des Lebens in Dresden hatten ihn fast zugrunde gerichtet, und dazu kam noch die Sorge um eine angemessene Erziehung seines begabten Sohnes. Er stöberte verschiedene früher in Zeitschriften veröffentlichte Beiträge auf, verfaßte einige neue Aufsätze über allerlei Gegenstände, und bat dringend, wenn auch mit vieler Würde, um Vorschuß. Göschen erfüllte seine Wünsche mit Freuden, soweit es ihm möglich war. Im Jahre 1810 legte Körner seinem alten Freunde ein anderes Gesuch vor, nämlich die Veröffentlichung der Gedichte seines damals achtzehnjährigen Sohnes Theodor. Er forderte kein Honorar, wenn das Büchlein keinen Erfolg haben sollte, auch war er nicht des Lobes über die Leistungen seines Sohnes voll, erklärte vielmehr, sie zeigten mehr Herz als Einbildungskraft. Aber Göschen beeilte sich den Wünschen des Vaters nachzukommen und die Gedichte wurden unter dem jugendlichen Titel „Knospen" veröffentlicht. Der Verkauf war nicht der Rede wert, obgleich das Buch in dem Körnerschen Kreise und unter den literarischen Kritikern einige Aufmerksamkeit der Person des Verfassers wegen erregte. Erst nach zwei Jahren schwang sich des Soldatendichters Genius zu den Liedern in „Leyer und Schwert" empor.

Im Jahre 1811, dem schlimmsten Jahre in Göschens Erinnerung, damals, als es sich zwischen ihm und Wieland darum handelte, wer am besten 50 Taler entbehren könne, erreichte die Not einen solchen Höhepunkt, daß er dem Freunde, dem er so viel verdankte, nicht mehr zu helfen imstande war. Vergebens bot ihm Körner ein Manuskript an. Als er hörte, Göschen habe es abgelehnt, schrieb er ihm in einem freundlichen Briefe voll des alten Zartgefühles, daß er ihm deswegen nicht grolle, daß er aber von ihm erwartet habe, er

würde mehr Mut zeigen. Die Wahrheit war die, daß Göschen am Ende seiner Mittel angelangt war. Körner verletzt und tadelnd, Wieland und er selber, die beiden Helden des „großen Unternehmens", beide in gleich bedrängter Lage: so weit war es mit dem verarmten Verleger in seinem Geschäftsleben gekommen!

Und doch war nicht alles dunkel in meines Großvaters Umgebung. Getragen vom Geiste der Entsagung, den er zu allen Zeiten genährt hatte, blieb er in seiner Häuslichkeit glücklich und froh. Als ein Gegenstück zu den düstern Bildern, die wir dem Leser vorführen mußten, verzeichnen wir hier mit Vergnügen ein fröhliches Ereignis, das Göschens loyales Sachsenherz in dieser traurigen Epoche erheiterte, eine kleine Festlichkeit nämlich, die er und sein Nachbar Vollsack, der Eigentümer von Böhlen, einem bescheidenen ein paar hundert Schritte von Hohenstädt entfernten Schloß, dem Kronprinzen von Sachsen und andern Mitgliedern der königlichen Familie zu Ehren, die sich damals in Leipzig aufhielten, veranstalteten. Die hohen Gäste sollten zu Wasser und zu Lande mit Versen und dramatischen Szenen begrüßt werden.

Die geistreichen und hochgebildeten Mitglieder des Göschenschen Kreises zeichneten sich in dergleichen Darstellungen aus und leisteten Vorzügliches darin. Maler Schnorr war Regisseur und Kostümier, und an Dichtern war kein Mangel. Schnorr selbst, mein Großvater und meine Tante Jette, dieselbe die Seume in seinen lateinischen Versen loquax ut pica nennt, haben uns Einzelheiten über die Lustbarkeiten des Tages hinterlassen. Inmitten einer „schönen Birkengruppe" war ein Zelt aufgeschlagen, wo der als Bauer täuschend „geschminkte" Schnorr den Dorfrichter darstellte und den Kronprinzen und seine Gemahlin, den Prinzen Maximilian und seine Töchter mit einer passenden Rede begrüßte. Endlich erkannten ihn die scharfen Augen der jungen Prinzessin trotz seiner Verkleidung, und „allgemeine Heiterkeit" durchbrach alle Regeln der Etikette, als sie in die Worte aus-

brach: „Das ist ja Herr Professor Schnorr" und ihm selbst sogleich das Glas füllte.

Meine Tante erzählt, wie sie und „einige schöne Nichten" von Vollsack, von Schnorr als Najaden der sächsischen Flüsse drapiert, unter der Aufsicht eines in Schilf gekleideten Charon in einer Gondel auf der Mulde gruppiert waren und dort im „Chor ein Gedicht von Mahlmann, von ihm selbst uns einstudiert", sprachen. Dann fuhr die ganze Gesellschaft in Gondeln verteilt „bis zur Golzermühle", wo die jugendliche Jette als Najade der Elbe „an Prinz Anton ein Gedicht übergab". Der hohe Herr sprach „sehr gnädig und sogar witzig mit dem hübschen Mädchen", setzt Göschen hinzu. Darauf wurde Frühstück serviert und Spiele von der Bevölkerung aufgeführt zur Belustigung der hohen Herrschaften. „Die Najaden", so schreibt meine Tante, „paßten natürlich nicht da hinein, und wir saßen entfernt in den Gebüschen, um unbeachtet zu sein."

Auch Göschen selbst mußte in einer abgelegenen Waldgegend unter einem mächtigen Felsen und neben einem Wasserfall mitwirken. Er hatte, wie er erzählt, „einen Einsiedler in einer Hütte zu machen". Als der Prinz herabgekommen war, trat er mit seinem kleinen Knaben Hermann hervor und „lehrte ihn Wünsche für das sächsische Haus stammeln", worauf ein „Amen" von Mädchenstimmen und Blasinstrumenten vom Felsen herabtönte.

Göschen war tief gerührt durch die freundlichen Worte, mit denen der Prinz ihn wegen seiner Söhne und Töchter beglückwünschte und ihm für seine Anrede dankte. „Sie haben aus dem Herzen gesprochen, das hat mein Herz gefühlt", sagte Prinz Anton. Und das war wirklich der Fall. Wir wissen, welch tief gewurzelte Königstreue in schlechten wie in guten Zeiten Göschens Herz beseelte.

Dem Bilde Göschens in seiner Häuslichkeit, wie er seine Geschäftssorgen abgeschüttelt hat, dürfte hier die Skizze des einfachen Familienlebens in Hohenstädt passend angereiht

werden, wie er sie im Jahre 1812 für seinen ältesten Sohn Georg, der damals in einem Geschäftshause in Wien lernte, entworfen hat.

Es ging Göschen damals schlechter als je, aber die häusliche Genügsamkeit, die ihm in seinen jungen Jahren so gut zu statten kam, als er jeden Groschen sparen mußte und er und seine Frau nicht besser „lebten und sich kleideten als wohlhabende Handwerker", hatte sich jetzt, wo eine angesehene Stellung und die öffentliche Gunst ihn hätte stolz machen können, bewährt. Dies war auch um so nötiger, als er sich um diese Zeit zu einer wichtigen Veränderung hatte entschließen müssen. Leipzig war ihm zu teuer geworden, und er hatte, zum großen Schaden seiner Geschäftsaussichten und jenes ununterbrochenen, für einen Verleger so überaus wichtigen Verkehrs mit der literarischen Welt, sein Geschäft und seinen Wohnort ganz und gar nach Grimma und nach Hohenstädt verlegt. Von dort aus richtete er am 22. Aug. 1812 folgenden Brief an seinen Sohn:

„Ich bin Dir lange eine Antwort schuldig geblieben auf Deine lieben Briefe. Entschuldige mich mit den Sommermonaten, die ich, wie Du weißt, der Erhaltuug meiner etwas baufälligen Gesundheit und der Erquickung meines Geistes durch den Genuß der Natur widme. Schade ist es, daß ich wenn ich zu dem Kraut oder den Kartoffeln gehe, auf welchen Wegen ich sehr oft an Dich denke, nicht auch an Dich schreiben kann. Um mich von allen Gegenständen loszureißen, habe ich mich in die Kuhstube eingesperrt, und diktiere Fritz diesen Brief. Wir sind nun allesamt aus Leipzig emigrirt und ich komme nur zweymal des Jahres als Meßfierant dahin. Weißt Du warum? Aus keinem andern Grunde, als weil ich in Leipzig nicht auskommen kann, und um leben zu können, das aufopfere was zum Leben nöthig ist. Wenn uns das Schicksal übrigens nur Brod, Milch, Kartoffeln, ein Glas Bier und was die kleine Wirthschaft und der Garten trägt, giebt, so wollen wir nicht klagen, wenn gleich Beschränkung

DRUCKEREI IN GRIMMA.

in einem gewissen Alter etwas beschwerlich ist. Wenn Gott uns nur unsere Gesundheit erhält, so wollen wir sehen, wie wir im übrigen fertig werden. Die Liebe, die wir alle zu einander tragen, und das Erbtheil einer guten Natur, die alle Mitglieder unserer Familie erhalten haben, wird uns entschädigen für den Druck der Zeit. Susemiehl*) und Fritz sind halb Landknechte und halb Komptoirdiener, helfen bald würfeln, bald den Tagelöhnern, bald dem Vater. Jettchen hilft in dem Milchkeller, in der Küche und in der Flickstube; außerdem aber giebt sie noch den beiden Kleinen Unterricht in der Musik. Bey dieser Gelegenheit muß ich auch erwähnen, daß Fritz der französische Sprachlehrer derselben ist, da wir einen Hauslehrer haben, der weder französisch noch Musik kann. Die Mutter schaltet und waltet über Alles, wie Du aus vorigen Zeiten weißt, als eine vortreffliche Mutter, herrliche Gattin und köstliche Hausfrau. Lottchen und Hermann sind zwei gute Kinder, ein lustiger Bruder und eine verständige, freundliche Schwester. Hier hast Du das Bild der kleinen Gesellschaft, wozu auch Du, wenn auch durch einige Böhmische Gebirge getrennt, gehörst . . ."

Bei all dieser Zufriedenheit aber hatte die schwere Last der Napoleonischen Fremdherrschaft doch das ganze Leben Göschens von Grund aus geändert. Er war nahezu aufgerieben und fühlte sich jetzt zu alt und möglicherweise zu ermattet, um gegen den furchtbaren Druck der Zeit anzukämpfen. Auch konnte er sich nicht mehr mit den herrlichen Erzeugnissen der Typographie trösten. Er war zu arm, um Mittel auf die geliebte, aber wenig nutzbringende Pflege des Schönen zu verwenden. Eine rührende Stelle aus einem Briefe vom Jahre 1809 beschreibt diese traurige Veränderung seiner Umstände. Indem er freudig zugibt, als Antwort auf Böttigers Bezugnahme auf seinen Homer, daß Tauchnitz und

*) Ein äußerst tüchtiger Gehilfe, der von Göschen wie ein Sohn behandelt wurde. Später heiratete er die älteste Tochter Göschens, Jette. G.

einige Leute in Weimar ihn im Druck übertroffen hätten, fährt er fort:

„. . . Tauchnitz ist Buchdrucker und Schriftgießer. Beydes ist sein Hauptgeschäft, wovon er lebt. Es ist sein Beruf, unermüdlich dafür zu arbeiten, und es bringt ihm Gewinn, da er für andere druckt. Mir ist die Typographie Nebengeschäft, das mir nichts einbringt, wenn ich keine Prachtwerke für mich selbst drucke. Das hat mir Napoleon verboten. Jeder Buchstabe, den ich glücklich bilde, kostet mir Geld und bringt dem Schriftgießer allein Vortheil. Aber das bleibt mir immer: Ich war der Erste, der anregte, und die Andern bringen es weiter. Ich hatte keine Anreitzung dazu, als die Stimme der Schönheit in meinem Innern, und keine Belohnung dafür als die Freude, daß es auf andere gewirkt hat und daß der Saame aufgegangen ist. Je schöner er blühen wird, es sey wo es sey, je herrlicher ist mein Genuß. Ich spreche von der deutschen Typographie überhaupt. Meine Eitelkeit flüstert mir noch dabey zu: könntest Du Opfer bringen, Du würdest auch jetzt noch für einige Zeit das Beste liefern und neuen Sporn geben. So sind wir Menschen. Die Eitelkeit guckt noch hervor und wenn die Haare schon grau geworden sind. Glücklich wer über sich selbst lächeln kann."

Es ist ein rührendes Bild, welches dieser Brief uns vor Augen führt. Mit zufriedenem Gemüt blickt der alte und schwergeprüfte Mann auf vergangene Triumphe zurück, wehrt sich zu gleicher Zeit gegen die unschuldigen Einflüsterungen der Eitelkeit und ergötzt sich an einer halbklassischen Philosophie, deren treuer Anhänger er seit seinen Jugendjahren gewesen war. Ja, „glücklich der, der über sich selbst lächeln kann!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Grimma und Hohenstädt im Jahre 1813.

In dem denkwürdigen Jahre 1813 spielten sich die Hauptszenen des blutigen Dramas, das in der Leipziger Völkerschlacht und in dem Sturze Napoleons gipfelte, auf sächsischem Boden ab. Die Elblinie war der Sammelpunkt der neuen Legionen, welche die Alliierten sowohl wie Napoleon aus den noch übrigen Reservestreitmächten ihrer Nationen neugebildet hatten. Dresden wurde mehrere Male erobert und wiedererobert, besetzt und wiederbesetzt. Die Heerstraßen zwischen Leipzig und Dresden wurden nicht leer von hin und her marschierenden Truppen. Die großen Schlachten bei Lützen, Bautzen und endlich Leipzig wurden alle in Hörweite sächsischer Bürger geschlagen, und jede Stadt, jedes Dorf im Lande mußte die furchtbare Last einquartierter Truppen tragen, die man infolge der eigentümlichen Verhältnisse des Landes als eines Bundesgenossen Napoleons und doch eines integrierenden Bestandteils Deutschlands weder als Feinde noch als Freunde empfangen durfte.

Grimma lag auf einer der Hauptmarschrouten zwischen Dresden und Leipzig, und seine Brücke über die Mulde war ein strategischer Punkt von großer Bedeutung. Keine Stellung konnte gefährdeter sein als diese, wenn die mächtigen Heere um den Besitz der Elblinie kämpften, und jeder Zoll des Landes war ein Kampfplatz.

Göschens Briefwechsel mit Böttiger konnte nicht fortgesetzt werden, während Armeen zwischen Dresden und Grimma hin und her zogen, und es war nicht sicher, vertrauliche Mitteilungen

durch die Post besorgen zu lassen. Nach einem von Göschen am 14. Dezember 1812 geschriebenen Briefe, als die Reste der großen Armee nach dem Moskauer Feldzuge von den siegreichen Russen nach Deutschland zurückgetrieben wurden, tritt eine Lücke ein, und der nächste Brief datiert erst vom Dezember 1813. Einige Familienüberlieferungen aber mit Bezug auf Göschens Erfahrungen in diesem Jahre der Gefahr sind uns aufbewahrt, und in dem Grimmaischen Wochenblatt, einer kleinen Zeitung, deren Eigentümer, Herausgeber und Hauptmitarbeiter er war, finden wir seine Gedanken und Gefühle getreulich widergespiegelt. In gewöhnlichen Zeiten unterschied es sich nicht von Blättern, wie man sie in kleinen Provinzialstädten findet: es war ein Gemisch von Anekdoten, Geschichten, Versen und Tagesneuigkeiten, wozu noch, wie ich kaum zu erwähnen brauche, aus der Feder des Redakteurs allerlei kleine moralische und philosophische Aufsätze über soziale Gegenstände kamen, die durch die ihnen eigentümliche sentimentale Färbung ihre Urheberschaft nicht verleugnen konnten. Während der Jahre 1813 bis 1815 aber füllten die großen Ereignisse, deren Schauplatz Sachsen war, und von denen viele sich vor den Augen des Herausgebers abspielten, die Spalten des kleinen Wochenblattes mit Berichten von europäischem Interesse.

Der Wechsel der Volksstimmung, der halb unterdrückte, aber doch im Wachsen begriffene Enthusiasmus; die zeitweilige Befreiung vom französischen Joche; die Wiederauferlegung desselben auf kurze Zeit; die Wiedereinführung einer Redefreiheit, die allerdings durch Erlasse der russischen und preußischen Behörden eingeschränkt wurde: alles dies wurde im Wochenblatt mit der ganzen Lebendigkeit eines gleichzeitigen Berichtes veröffentlicht.

Am Neujahrstage 1813 wurde Grimma von Truppen, die unter der französischen Fahne dienten, besetzt. Was auch die Bürger über die Moskauer Katastrophe denken mochten: Besonnenheit war geboten. Denn sächsische Königstreue

erlaubte man zwar, aber deutsch-patriotische Äußerungen zogen Gefangenschaft oder noch Schlimmeres nach sich. Demgemäß wurde die Neujahrsnummer des Wochenblattes so eingeleitet:

„Neujahrswunsch
für alle Sachsen von einem Ausländer.

Zuerst:
Gott erhalte Euch Euren König!

Und hienächst:
Gott erhalte Euch Euren Character!

Der Character der Sachsen ist: Industrie, Genügsamkeit, Liebe für den Regenten, Frohsinn und Religion."

Wie gern Göschen immer wieder auf diese charakteristischen Eigenschaften eines Sachsen zurückkam!

Wo Truppen im Quartier liegen, fehlt es nicht an Festlichkeiten. Seien die Umgebungen noch so trostlos, die Aussichten noch so gefährlich: Offiziere, die Bälle geben wollen, lassen sich dadurch nicht einschüchtern. Im Februar berichtet das Wochenblatt von brillanten Unterhaltungen, die von dem flotten polnischen Regiment der kaiserlichen Garde, dem ersten Regiment der Chevaux-Légers-Lanciers, veranstaltet wurden. Die Bürger Grimmas wurden zu einer Festlichkeit geladen, wobei die Schaustellung französischer Adler und Transparentbilder des Kaisers wie gewöhnlich eine große Rolle spielten. Unterdessen schien das Städtchen mit jeder Woche mehr und mehr der Mittelpunkt eines furchtbaren, eisernen, es auf allen Seiten einschließenden Ringes zu werden. Régnier mit einer großen Zahl ausgedienter Truppen aus Italien war einer der ersten, die den in Sachsen stehenden und seit Ende März von einer russischen Armee bedrohten Franzosen Verstärkungen zubrachten. Kosaken begannen sich auf den Höhen Grimma gegenüber, auf dem rechten Muldeufer zu zeigen, und von da an seufzten die Einwohner ohne Unterbrechung unter der

Last von Truppen aller Nationalitäten, die abwechselnd bei ihnen einquartiert waren. Die Erpressungen waren schrecklich, obwohl die städtischen Behörden ihr möglichstes taten, Hilfe an Geld und Lebensmitteln von Leipzig und anderen Orten herbeizuschaffen. Einiger Beistand wurde auch wirklich geleistet, aber es dauerte nicht lange, so waren Leipzig und die Städte und Dörfer der Umgegend selbst hart bedrängt, und Grimma mußte sich auf seine eigenen beschränkten Hilfsmittel verlassen. Der Stadtrat errichtete eine riesige Küche und organisierte eine ordnungsmäßige Verabfolgung von Fleisch, Gemüsen und Getränken, um die ärmeren Bewohner so viel wie möglich zu schonen. Die Stadt war für seine Anstrengungen sehr dankbar. Im April rückte Göschen eine pathetisch abgefaßte und dem Stile nach von ihm selbst herrührende Dankschrift in sein kleines Blatt ein, worin er der Obrigkeit aufs wärmste Dank für die „zweckmäßigen Anstalten die uns in den Stand gesetzt die hier einquartierten Truppen gehörig verpflegen zu können" sagt, sowie dafür, „daß sie durch Vorsorge und Wachsamkeit alle Unglücksfälle, welche in so unruhigen Tagen leicht entstehen könnten, abgewandt".

Als aber die russischen Truppen einrückten, konnten die ordnungsgemäßen Einrichtungen des Bürgermeisters und seiner Kollegen sich nicht länger halten. Während des ganzen Aprilmonates ergoß sich ein wahrer Strom dieser Truppen durch das Städtchen, und obwohl es zu keinen ernsthaften Ausschreitungen kam, so war doch ihr Benehmen höchst zügellos. Die Quartiermeister, denen die Einquartierung und Verpflegung oblag, nahmen nicht die geringste Rücksicht auf die Wünsche der Bürger oder die sorgfältigen Vorbereitungen des Stadtrates, sondern belegten peremtorisch die Häuser, wie und wo es ihnen gefiel. Ganz besonderes Herzeleid erregten die Kosaken bei den Bürgern durch die sündhafte Verschwendung, mit der sie ihre Pferde auf den Straßen fütterten, indem sie ihren den Bauern zum fürchterlichsten Schaden abgepreßten Hafer achtlos und aufs Geratewohl hinschütteten, und an

Fourage, so viel sie mochten, aus den Magazinen fortschleppten. Glücklicherweise waren sie gerade zur Fastenzeit ihrer Kirche angekommen, und was sie am meisten verlangten, waren Heringe, Karpfen und Branntwein. Da war es gut, daß man sich einen riesigen Vorrat von Heringen angelegt hatte. Ebenso rücksichtslos benahmen sich die russischen roten Husaren, und der Schrecken der Einwohner wurde noch vermehrt durch die Ankunft des berühmten russischen Generals Winzingerode mit seinem gesamten Stabe und außerdem noch 150 andern Offizieren. Danach folgte Infanterie, Kavallerie und Artillerie in solch endlosen Zügen, daß von keiner Organisation mehr die Rede sein konnte. Der gemeine Soldat verstand kein Deutsch, wurde roh und ungeduldig, kurzum, kein Durchmarsch fiel den Einwohnern lästiger.

Kurz nachher erschien ein angenehmer Besuch in Grimma: der preußische Freischarenführer Lützow mit seiner „wilden, verwegenen Jagd" teils zu Pferde, teils zu Fuß.

In seinem Gefolge befand sich außer dem jungen Dichter Theodor Körner auch mein Onkel Georg Joachim, Göschens zweitältester Sohn. Er hatte sein Arbeitspult in einem Wiener Handlungshause verlassen und war ohne Wissen seiner Eltern an der Seite seines Freundes Körner bei den Lützower Jägern eingetreten.

Georg war, obschon zum Kaufmann bestimmt, doch für das an Abenteuern reiche Leben eines Freiwilligen wohl geeignet. Nicht umsonst hatte seine körperliche Erziehung in den Händen Seumes gelegen. Er war zu einem sehr kräftigen Jüngling herangewachsen, der an Ausdauer bei Dauermärschen und Dauerritten, beim Schwimmen usw. keinem etwas nachgab. Feurig und kühn bis zur Tollkühnheit, war er gerade der rechte Mann, um seinen Einfluß in einem so tapferen Korps wie das Lützowsche, an dessen Kriegstaten er seinen vollen Anteil hatte, fühlbar zu machen.

Ein großer Nachteil für ihn als Jäger zu Pferd lag allerdings in seiner großen Kurzsichtigkeit. Dies Leiden ließ

ihn jedoch bei einer Gelegenheit, als ein dichter Nebel seine Lage noch verschlimmerte, eine unbeabsichtigte Heldentat vollführen. In dem Glauben, ein Pikett reite hinter ihm, verfolgte er ganz allein versprengtes feindliches Fußvolk und forderte es auf, sich zu ergeben. Der ebenfalls durch den Nebel getäuschte Feind gehorchte. Dann sprengte Georg weiter bis zu einem befestigten Brückenkopf, wo ein lebhaftes Gewehrfeuer ihn empfing. Dank dem Nebel jedoch entkam er, kehrte um und entdeckte zu seinem Erstaunen, daß er ganz allein sei. Aber ohne sich dadurch entmutigen zu lassen, suchte und fand er seine Gefangenen, und trieb siebzehn im Triumph vor sich her der nahen Schwadron zu.

Er war ein tapferer und durch und durch ritterlicher Jüngling; nicht nur stets bereit, sein Schwert zu ziehen, sondern auch stets darauf bedacht, Unheil zu verhüten und irgendwelchem Unrecht entgegenzutreten. Einst lag er mit einigen seiner Kameraden bei einer Bauernfamilie in einem befreundeten Dorfe im Quartier und hörte, wie einer seiner Gesellschaft die Wirte hart anfuhr und mehr von ihnen verlangte, als recht war. Sofort trat Georg für die armen Leute ein. Es wurden die Säbel gezogen, und der Gerechtigkeitskämpe besiegte seinen rohen Gegner, ohne daß viel Blut geflossen wäre. Dies Ereignis ist nur deshalb der Aufzeichnung wert, weil es von der Art der Erziehung zeugt, die der junge Freiwillige erhalten, und von dem Rechtsgefühl, das sein Vater und der edelgesinnte Seume in ihn gepflanzt hatten.

Übrigens führte Georg in der sogenannten „Studentenschwadron" nicht seinen eigenen Namen. Die Entdeckung, daß der Sohn des Verlegers unter die „Briganten" gegangen sei — mit dem Namen bezeichneten die französischen Militärbehörden das Freikorps —, würde für den Vater schwere Folgen gehabt haben. Er kämpfte unter dem Namen Selten.

Am 16. April kam das Korps, wie gesagt, auf seinem Marsche durch Grimma, aber nur auf einen Tag. Immerhin

blieb meinem Onkel Georg Zeit, als Selten vor den Seinigen zu erscheinen und sie durch seinen flüchtigen Besuch zu überraschen. Das Herz seiner Mutter war von Schmerz zerrissen, als sie sich wieder von ihm trennen mußte. Ein von ihr einige Tage nach des Sohnes Abmarsch geschriebener Brief malt ihren Kummer und ihre Sorge in den Ausdrücken einer ganz unspartanischen Mutter. Körner war bei dieser Gelegenheit bei einem Freunde Göschens einquartiert, doch habe ich weitere Einzelheiten nicht in Erfahrung bringen können.

Die erste große Schlacht des wiederbegonnenen Feldzuges wurde am 2. Mai in den Gefilden Lützens geschlagen. Sie zog sich bis nach Lindenau, einer Vorstadt Leipzigs hin, und der Donner der Artillerie wurde in Grimma gehört. Das Kriegsglück wogte im heißen Kampfe hin und her, bis die Dunkelheit hereinbrach und die Franzosen endlich zum Rückzug zwang. Am 5. zogen kämpfende Abteilungen beider Armeen durch Grimma und Umgegend. Das Wochenblatt vom 15. enthält einen „Der fünfte Mai in Grimma" überschriebenen Artikel, aus dem in jeder Zeile mein Großvater spricht. Er erzählt darin in malerischen Strichen von dem schrecklichen Kriegsgewitter, das an der Stadt vorübergezogen, von den blutigen Verlusten in der Riesenschlacht, die sechs Tage lang gedauert hatte, und von den Tausenden, die in Armut und Not gestürzt worden seien. So sehr er aber auch von der Größe der Ereignisse überwältigt war, so konnte er doch auch hier seine Neigung zur Sentimentalität und zur Bezugnahme auf die leblose Natur nicht unterdrücken.

„In voriger Woche", schrieb er, „zog ein schreckliches Kriegsgewitter bei uns vorüber. Es hat, nur wenige Stunden von uns, viele Tausende erschlagen, und viele noch Lebende in Mangel und Armuth gestürzt. Am Sonnabend, den 1ten Mai begann die Schlacht und dauerte bis zum nächsten Freitag um Halle, Leipzig und um Rochlitz indem sie von der Saale zur Elster, zur Pleiße, und von da über die Mulde zog. Am fünften Mai verkündigte uns in der nahen Gegend von Kolditz

und Rochlitz der Donner des Geschützes die große Ernte des Todes, unterdessen unsere Felder im schönen Grün des Frühlings, und unsere Bäume im vollen Schmuck der Blüthen prangten. Der Erdboden erzitterte durch die mörderische Kunst der zornigen Menschen; aber in den Zweigen der Bäume schlug ruhig und schön die Nachtigall. Für sie war der Frühling ungestört und segnend vom Himmel gekommen. Keiner ist unter uns, die wir das Alles gesehen und vernommen haben, der nicht sein Auge gen Himmel hebt und dem Allmächtigen dankt, daß er uns Alle, Groß und Klein, auch die niedrigste Hütte, beschützt hat, in dem Augenblick, als die Gefahr uns am nächsten war. Dieser Augenblick war am 5ten Mai, Nachmittags bald nach 5 Uhr. Vor dem Brückenthore, am rechten Ufer der Mulde, in der Gegend des Spitals standen 1000 Mann Kosaken; ihre Pickets hielten auf allen Anhöhen rund um die Stadt. Ein starkes französisches Heer kam von Pomsen über die Leipziger Straße zu uns, vertrieb die Vorposten der Kosaken, machte Halt vor der Stadt, und wollte, nachdem Grimma von ihren Feinden gereinigt war, über die Brücke gehen. Einige Franzosen trieben einige Kosaken durch Schüsse auf unsern Straßen aus der Stadt; aber die letzten Kosaken zündeten unsere Brücke um halb sechs Uhr an, die jetzt beinahe hundert Jahr alt war, sieben Viertel Stunden in vollen Flammen stand, dann donnernd in die Fluthen der Mulde hinabstürzte, und durch eine pechschwarze Dampfmasse ihren Fall der umliegenden Gegend ankündigte."

Göschen begnügte sich aber nicht damit, seinen Lesern eine bloße Beschreibung der Ereignisse zu liefern: er mußte ihnen zugleich die Pflichterfüllung als Bürger ans Herz legen. Darum fährt er in demselben Artikel fort, eine fingierte Unterredung zu erzählen, in der er seine eigene Haltung und seine Idee der Pflicht kennzeichnete.

„Kurz vor dem oben beschriebenen Augenblick der Gefahr, als die Krieger beider Partheien in unsern Gassen, Wegen

GRIMMA.

Nach einem alten Stich.

und Feldern lagen, war viel Jammer und Wehklagen. Da sah ich einen Bürger der Stadt ruhig vor seiner Thür stehen. Ein anderer kam auf ihn zu und schrie: wie könnt ihr so gleichgültig dastehen in dem Augenblick, in welchem die ganze Stadt in Todesangst ist? Freundlich erwiederte jener: Lieber Nachbar! ich glaube ihr würdet wohlthun, wenn ihr auch so gefaßt bleiben wolltet, als ich; ihr würdet dann, so bald es wirklich noth thut, viel besser helfen können. Ich stehe hier an der Thür, um den Franzosen zu beweisen, daß ich Zutrauen zu ihnen habe, und um gleich bei der Hand zu seyn, wenn etwa jemand meiner Hülfe bedarf. Jagen sich einige und schießen auf einander, so tret ich ins Haus und halte die Thüre zu, so lange, aber nicht länger, als bis sie vorbei sind. Meine Frau und Kinder sind im Hinterteil des Hauses vor Kugeln sicher; die Mutter sorgt für Essen und Trinken, die Mädchen zupfen Charpie, und die Knaben sorgen für ein gutes Lager. Für Verband, blutstillende Mittel, starkes flüchtiges Salz und Tropfen, gut in Ohnmachten zu gebrauchen, ist schon gesorgt, um helfen zu können. Kommt Feuer aus, so stehen, wie ihr hier seht, die gefüllten Wassereimer zur Hand. Im Übrigen bin ich und sind wir Alle in Gottes Hand. Warum quält ihr euch selbst damit, daß ihr euch einbildet, es müsse schlechterdings das Schlimmste erfolgen? Seht, ich freue mich in diesem Augenblick, daß ich mir selbst und euch beweisen kann, daß ich wirklich an Gott glaube und Vertrauen zu ihm habe. Ist es gut für uns oder für die übrigen Menschen in der Welt, für das große Ganze, so kann und wird uns Gott beschützen. Geht nach Hause, lieber Nachbar, und macht die Anstalten, welche Gott in eure Macht gegeben hat; das übrige überlaßt der Allmacht und Güte Gottes. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum laßt uns Abschied in diesem ernsthaften Augenblick nehmen."

So wie ich den Charakter meines Großvaters kenne, ist sein eigenes Glaubensbekenntnis und sein eigenes praktisches

Verhalten in diesen Worten ausgedrückt. Seine Töchter haben mir von der außerordentlichen Vorsorge erzählt, die er, während die Truppen, Freunde oder Feinde, Gefangene oder Verwundete, an seiner Tür vorbeizogen, an den Tag legte. Das Blutbad überschwemmte nicht nur das Schlachtfeld, sondern ganze Distrikte mit einer schrecklichen Nachflut, und zu den pathetischsten Szenen gehören die langen Züge halbverhungerter, elender Gefangener, die in den verschiedenen Marschrichtungen dem Heere nachzogen. Viele, viele Male war der Hohenstädter Haushalt tagelang damit beschäftigt, diesen traurigen Transporten Hilfe zu leisten. Man errichtete Tische im Garten, und viele rührende Szenen spielten sich vor den Augen der Familie ab; während unter den hungernden Menschen gute Kameradschaft und Selbstlosigkeit herrschten. Alles wurde genau so ins Werk gesetzt, wie es Göschen im Wochenblatt als der fingierte Bürger empfohlen hatte.

Dem Abschluß des Waffenstillstandes zu Pleswitz am 4. Juni folgte bald darauf ein schändliches Kriegsereignis, das ganz Europa in Aufregung versetzte, und das mit den Geschicken der Familie, deren schlichte Chronik ich verzeichne, in engem Zusammenhang steht.

Lützows berittene Jäger, fünfhundert an der Zahl, hatten mit mehreren andern ähnlichen Korps im Rücken der französischen Kolonnen operiert, viele Gefangene gemacht, Zufuhren abgeschnitten, Eskorten angegriffen, Depeschen aufgefangen, kurz die Kommunikationslinien des Feindes mit großem Wagemut und Erfolg beunruhigt. Napoleons Zorn kannte keine Grenzen, und er schwor der kleinen aber lästigen Schar Rache. Unregelmäßige Truppen und Freikorps sind in der Regel den Generalen im Felde ein ganz besonderer Dorn im Auge; aber die Leidenschaft, mit der Napoleon gegen Lützow wütete, läßt sich weder aus diesem Vorurteil noch auch aus dem erlittenen Schaden allein erklären. Der Grund dazu lag tiefer; er lag darin, daß die Deutschen sich allerorten erhoben; daß der Glanz der Romantik die Freiheitskämpfer

umstrahlte; daß Körners Lieder sich unaufhaltsam verbreiteten; kurzum daß eine neue nationale Kraft, durch die Poesie veredelt und durch den Ruf nach Freiheit in ihrer Tiefe erregt, gegen die Franzosen entfesselt worden war. So mußten diese lästigen Freischaren, koste es, was es wolle, bestraft werden. Kein Waffenstillstand sollte die Lützower schützen. Am 4. Juni hörte ihr Führer von dem Abschluß desselben und erhielt Befehl, zu der Armee Bülows auf dem rechten Elbufer zu stoßen. Ein französischer Marschkommissär wurde ihm zugeteilt. Da dieser jedoch lange auf sich warten ließ, konnte man den Weg erst am 15. antreten. Unterdessen hatte, wie Körners Vater erzählt, Napoleon ein Bubenstück abgekartet, um Lützow und alle, die an seinen kühnen Taten teilgenommen und dadurch die kaiserliche Rache besonders herausgefordert hatten, während des Waffenstillstandes samt und sonders zu vernichten.

Am 17. Juni abends hatte der nichtsahnende Lützow das Dorf Kitzen in der Nähe von Leipzig erreicht, als er sich bei eintretender Dunkelheit plötzlich von 3000 Mann Kavallerie, Infanterie und Artillerie unter dem Befehl des Generals Fournier umzingelt sah. Körner wurde abgesandt, um eine Erklärung zu fordern, aber der Kavallerieoffizier, der auf ihn zu ritt, hieb mit seinem Säbel auf ihn ein, indem er dabei bemerkte, „der Waffenstillstand sei für alle, ausgenommen für sie". Dann wurden Lützows drei Schwadronen plötzlich und wütend angegriffen, ehe noch alle Reiter Zeit hatten, ihre Säbel zu ziehen. Aber wo es nur immer möglich war, wurde ein hartnäckiger Widerstand geleistet. Ein Teil der kleinen Schar ward in Stücke gehauen, viele wurden zu Gefangenen gemacht; nur einige schlugen sich durch. Lützow selbst, den man unter seinem Pferd vorgezogen hatte, und der sich bereits in Feindeshand befand, wurde durch die glänzende Attacke einer nicht umzingelten Schwadron befreit.

Schlimmer erging es meinem Onkel Georg. Er wurde durch einen Lanzenstoß samt seinem Pferde zu Boden geworfen, noch halb bewußtlos und mit gequetschtem Bein

gefangen genommen und mit 150 anderen, auch meistens verwundeten Gefangenen, nach Leipzig transportiert. Es dauerte jedoch nicht lange, so hatte er seine Freiheit wiedergewonnen. Zwei Freunde der Familie nämlich besuchten ihn im Gefängnis, wovon der eine zwei Anzüge trug. Einen derselben zog man über Georgs Uniform, und so ging er an allen Schildwachen vorüber aus dem Saal, wobei er die furchtbarsten Schmerzen am Fuß erduldete, da er sich nicht durch das geringste Hinken verdächtig machen durfte. Darauf gelang es ihm sicher nach Hohenstädt zu entkommen, wo er in Ruhe und Abgeschiedenheit seine Wunde pflegen konnte. In einigen Wochen ging er mit einem falschen Paß und die erste Strecke zu Fuß nach Berlin, wo er beim Westpreußischen Dragonerregiment als Freiwilliger eintrat.

Das Schicksal Körners ist zu bekannt, um hier noch der Erwähnung zu bedürfen. Es genüge darauf hinzuweisen, daß jener feige Schwertstreich eines höheren Offiziers sowie die übrigen empörenden Umstände jenes verräterischen Überfalles so sehr aller rechtlichen Kriegführung Hohn sprachen, daß sie die öffentliche Meinung, mit Bezug auf die Erneuerung der Feindseligkeiten, stark beeinflußten. „Waffenstillstand! Ja!" war der allgemeine Ruf; „aber keinen Frieden! Zuerst Rache für Körner!"

Unterdessen hatte der Waffenstillstand den Bewohnern Grimmas und der Umgegend einige Erleichterung verschafft. In den ersten 14 Tagen hielten noch endlose Züge verwundeter Franzosen die Schrecken des Krieges wach. Nachher beunruhigten nur noch kleine Abteilungen die Stadt; doch hielten die Franzosen die ganze Gegend besetzt. Bis zum 10. August war die Waffenruhe verlängert worden. An diesem Tage, also fünf Tage vor dem richtigen Datum, wurde Napoleons Geburtstag gefeiert, um das Fest noch in Ruhe begehen zu können. Das Wochenblatt beschreibt*) das den

*) „Grimmaisches Wochenblatt für Stadt und Land", Jahrgang 1813, S. 262.

Theodor Körner
als Lützower Jäger 1813.

„Herren Offiziers" gegebene Souper, die Speisung der Gemeinen „auf der Wiese vor dem Schießhause" und die Einladung der Honoratioren der Stadt. Aber noch ehe das Festmahl verzehrt war, mußte sich ein Teil der Kavallerie marschfertig machen. Dies war das letzte Mal, daß es dem sächsischen Grimma zugemutet wurde, den Kaiser Napoleon hochleben zu lassen. Das Ende kam herbei, die Vergeltung nahte.

Am achten August hatte sich ein Ereignis von höchster Bedeutung zugetragen: Österreich hatte ein Bündnis mit Preußen und Rußland unterzeichnet. Die Vereinigung seiner großen Armee mit der fortdauernd wachsenden Truppenmacht der Verbündeten ließ schließlich die Wage zu Ungunsten der Franzosen sinken. Noch zwei Monate gelang es Napoleons genialer Feldherrnkunst, die Feinde im Schach zu halten. Die blutige Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August, in der die Alliierten, nachdem das Kriegsglück lange geschwankt hatte, eine schwere Niederlage erlitten und 25 000 Mann einbüßten, schien den französischen Erfolg voraus zu verkündigen. Aber eine Schlacht, die bei gewöhnlicher Kriegführung den Wendepunkt des Feldzuges gebildet haben würde, war jetzt nur eine Episode in den ungeheuren Kampfesszenen, die sich an der ganzen Elbelinie, in der Umgebung der Oder- und Weichselfestungen und im Rücken der französischen Streitmacht abspielten. Nicht zu Tausenden, sondern zu Zehntausenden fielen die Soldaten, und Sachsen blieb nach wie vor die Schlachtbank Europas.

Es ist nicht nötig, die furchtbaren Leiden und Sorgen der friedlichen Einwohner der Städte und Dörfer zu beschreiben. Wieder marschierten gräßliche Züge von Verwundeten bald dieser bald jener Nationalität an Hohenstädt vorüber. Die Kosaken erschienen ein paar Tage vor dem Ablauf des Monats aufs neue; aber nach der Schlacht bei Dresden waren es besonders österreichische Gefangene, die zu Tausenden auf diesem Wege nach Leipzig befördert wurden,

und dann eine Menge Kranker aus den überfüllten Hospitälern der Hauptstadt. Im September tauchten Krasinskys polnische Ulanen in Grimma wieder auf. Zu diesem Regiment gehörte wahrscheinlich ein junger französischer Doktor, der als Verwundeter bei der Familie in Hohenstädt einquartiert war. Er erwarb sich die Liebe aller in hohem Grade und benahm sich mit großer Umsicht. Aber er hatte wenig Zutrauen zu dem gesetzten Betragen seiner polnischen Mitoffiziere, denn als sein Regiment durchzog, drang er in meine Großmutter, die Mädchen sorgsam zu verbergen, und auf seine Veranlassung wurde eine Wache zu ihrem Schutze entsandt.

Die Galanterie der russischen Offiziere würde sich wahrscheinlich ebenso aufdringlich bewiesen haben als die der Polen. Als einmal einige Kosakenoffiziere bei der Familie in Quartier lagen, mußte Jette, die älteste Tochter, damals ein schönes Mädchen mit einer prächtigen Stimme, bis zwei Uhr morgens das berühmte russisch-deutsche Lied „Schöne Minka, ich muß scheiden" vorsingen.

Immerhin ist es wunderbar, wie die Bewohner Hohenstädts im großen und ganzen tatsächlichen Mißhandlungen entgingen. Davon legt mein Großvater selbst Zeugnis ab. Direkt an der mit Soldaten von fast allen europäischen Ländern angefüllten Marschroute, in Hörweite von schrecklichen Schlachten selbst von ernsthaften Plünderungen verschont zu bleiben, ist sicherlich sehr merkwürdig. Die Kosaken waren, wie natürlich, die Hauptübeltäter. Viele von ihnen schwärmten vor der jetzt bevorstehenden Schlacht bei Leipzig in Grimma und Umgegend umher. Sie kamen allerdings als Befreier, aber sie wußten kaum, ob der sächsische Bauer ihr Freund oder ihr Feind sei. Wie konnte es in dem allgemeinen Wirrsal der militärischen Ereignisse auch anders sein? Es waren rohe Gesellen. Als sie an meines Großvaters Landhause vorüberritten, in dem sich ein paar Schlafzimmer zur ebenen Erde befanden, spießten sie Decken und Kissen mit

ihren Lanzen auf und zogen triumphierend damit ab. Ein andres Mal, als die Göschenschen Knaben mit andern aus der Grimmaischen Schule nach Hause wanderten, zogen ihnen die Kosaken die Schuhe aus, oder sie schleppten die Knaben — unmittelbar vor der großen Schlacht — als Führer mit, um den Russen eine ganz besondere Anhöhe zu zeigen, von der aus man Teile des voraussichtlichen Schlachtfeldes überblicken konnte.

Endlich kam sie denn, die Leipziger Schlacht, der große Zusammenstoß der Nationen, der Riesenkampf, der Deutschland freimachen sollte. Während ihres Fortganges konnte man den Kanonendonner in Hohenstädt hören. Die Knaben kletterten auf die höchsten Bäume, um von dort das erste Zeichen zu erhaschen, das den Ausgang des Kampfes erraten lassen konnte; alle Familienglieder lauschten angestrengt auf den Donner der Artillerie und versuchten aus dem lauteren oder schwächeren Ton zu schließen, auf welche Seite sich der Sieg wahrscheinlich neigen werde. Ungeheuere Freude herrschte, als der Triumph der Alliierten bekannt wurde. Grimma war, wie meine Tanten mir erzählten, ganz außer sich vor Entzücken.

Aber noch hatten die Verbündeten schwere Arbeit im Felde zu verrichten. Daran sollte Sachsen seinen vollen Anteil haben. Dem Ruf zu den Waffen wurde mit Begeisterung Folge geleistet; denn das Gros der sächsischen Bevölkerung hatte niemals die französischen Neigungen der Hofpartei geteilt. Für sie hatte Theodor Körner nicht vergebens gesungen und gekämpft. Sächsische Hände hatten die Leier geschlagen und das Schwert gezogen, und die Niederlage der Franzosen auf sächsischem Boden hatte die Einbildungskraft des Volkes entflammt. Eidschwüre wurden in der Kirche abgelegt unter feierlichen Zeremonien mit Chorälen und Ansprachen für die, welche zu den Fahnen eilten. Bei dem Grimmaischen Kontingent befand sich mein Onkel Fritz, der als Leutnant eingeschworen wurde. Georg war, wie gesagt,

wieder mit seinen Dragonern auf und davon, während der dritte Sohn, mein Vater, gleichfalls darauf und daran war, sich als Mitkämpfer einreihen zu lassen; ihm war jedoch, wie Göschen Böttiger erzählt, ein anderes Geschick aufbehalten.

Aber lassen wir meinen Großvater wieder mit seinen eigenen Worten reden. Am 19. Dezember schrieb er an seinen Dresdner Freund:

„Ich schreibe Ihnen wieder, da schreiben nicht mehr sündhaft ist. Daß Sie wie wir gelitten haben, weiß ich durch manche Nachrichten. Ich hoffe Sie sind für Mishandlung verschont geblieben. Ich bin seit vorigem Febr., vornehmlich seit dem Waffenstillstand, kein Buchhändler, sondern ein Hüter meiner kleinen Besitzungen gewesen, eine Art von Schankwirth immer mit der Brandtweinflasche, Weinbouteille, Lebensmitteln in der Hand um Cosacken, Slawonier, Ungarn und Kriegsvölker aller Art zu befriedigen. Doch bin ich, obgleich manchmal nahe daran, doch Schlägen, Plünderung, Mißhandlungen entgangen und habe mit meinen Adjutanten dem Dorfe Vieh und Korn erhalten. Die ärgsten waren die Franzosen kurz vor der Bataille, welche aufräumen wollten, damit die Verbündeten nichts mehr finden sollten; aber ich machte die Comissaire de Guerre so herunter, daß sie sich vor sich selbst schämten und statt alles Vieh zu nehmen mit einigen Bouteillen Wein vorlieb nahmen. Die Bataille haben wir so gehört, als wenn sie auf meinen eigenen Felde vor sich ging. Nach derselben kam mein Sohn, der Neapolitaner*), unverwundet zu mir; er hatte schon bei Großbeeren und Jüterbock mit gefochten. Mein ältester Sohn steht freiwillig als Lieutenant bei der Landwehr. Mein dritter schrieb mir: er wolle nicht feiger sein als seine Brüder; er gehe zu Tettenborn. Es ist ein Bischen viel. Aber ich sehe hierin, daß Gott das Gebet meiner Jugend

*) Georg war, ehe er nach Wien ging und sich den Lützowern anschloß, in einem Geschäftshause in Neapel tätig gewesen.

und meines Alters mich zu einem nützlichen Kerl in der Welt zu machen erhört hat. . ."

So war das Herz des Vaters schwer geprüft worden. Dazu kam, daß sein treuer Freund Susemihl, die Stütze des Geschäfts, nach London gereist war, um dort unter seinen Handelsverbindungen die „Toten ins Leben zurückzurufen".

„. . . Mein Geist hat sich durch das Grimmaische Wochenblatt und durch die ‚Sonntagsstunde' frisch und stark erhalten, wenn alles um mich her drunter und drüber ging. Meine liebe gute Frau war manchmal sehr angegriffen, aber doch immer dabei eine Heldin.

Jetzt stehen wir unter lauter Nervenfieber noch verschont, aber meine Drucker und Domestiken haben daran gelitten und leiden noch.

Torgau nimmt uns noch mit durch Lieferungen an die Armee und Einquartierung der hin- und herziehenden Truppen. Das hoff ich wird auch bald überstanden sein*).

Ich habe noch einmal an Sie schreiben müssen aus Drang des Herzens. Wir stehen jetzt alle als verlohrene Schildwachen. Deshalb ist nöthig, daß wir uns noch einmal die Hand geben und uns freundlich ansehn. Gott beschütze Sie und uns.

Ihr treuer Freund

Göschen."

Gewiß ein rührender Brief nach einer solchen Not- und Sorgenzeit. Ein literarisches Unternehmen von irgend welcher Bedeutung läßt sich in diesem Kriegsjahre nicht verzeichnen. Ein Ereignis jedoch muß des Verlegers liebevolles Herz schwer geprüft haben: Wieland starb.

Er entschlief am 20. Jan. 1813 im Alter von 82 Jahren. Ein Fieberanfall verdunkelte seine letzten Tage. In lichten

*) Das von den Franzosen besetzte Torgau hielt bekanntlich Ende 1812 eine dreimonatliche Belagerung durch Tauenzien aus. Es kapitulierte erst am 10. Jan. 1814.

Zwischenräumen beschäftigte seine unvollendete Ciceroüber-setzung seinen Geist, während in seinen Phantasien Bilder aus den alten, von ihm so sehr geliebten klassischen Zeiten vor seinem Auge erschienen. Dann wieder murmelte er, wie uns sein treuer Freund und Biograph berichtet, italienische Worte, die erraten ließen, daß er in den Gefilden Arioſts wandelte, bis sein Geist endlich bei „Shakespeare" ausruhte. Mehr als einmal hörten ihn seine Kinder, als sie in liebender Trauer sein Bett umstanden, die Worte wiederholen: „Sein oder nicht sein". Dann sank der Patriarch friedlich in den stillen Schlummer der Euthanasie hinüber.

Dreißigstes Kapitel.

Bis zum Falle Napoleons.

Januar 1814 bis Juli 1815.

Mit dem Anfang des Jahres 1814 nahm Göschen seine Arbeit als Verleger und Drucker wieder auf. Die politische Welt war zwar immer noch in einem Zustande fieberhafter Erregung, aber man konnte doch sein Geschäft wieder beginnen, neue Arbeiter anstellen und Verlagspläne entwerfen. Göschen, der Theodor Körners frühere Gedichte veröffentlicht hatte, würde sich nur zu sehr gefreut haben, die berühmten Kriegslieder des Sohnes seines ältesten Freundes, jene Trompetensignale für die Erhebung Deutschlands, als Erstlinge seiner wieder aufgenommenen Tätigkeit aufweisen zu können, aber der junge Krieger hatte noch während seinen Lebzeiten Verabredungen mit einem Wiener und einem Berliner Hause getroffen, die vom Vater selbstverständlich in erster Linie respektiert wurden. „. . . Es kann nicht die Rede davon sein, daß ich die Schriften drucke," schrieb Göschen, „hätten wir freie Hand gehabt, so würden die Sachen bei mir erschienen sein." Es wäre natürlich einer sächsischen, in Grimma ansässigen Firma im Jahre 1813 unmöglich gewesen, vor den Augen der französischen Behörden solche Rufe zu den Waffen, wie sie der Heldendichter der deutschen Jugend sang, zu veröffentlichen*).

*) Ich habe vom September 1811 bis 1815 keine Briefe von Göschen an Körner oder umgekehrt aufgefunden. In dem letztgenannten Jahre verlor Körner seine einzige Tochter Emma, die mit so inniger Liebe an Theodor hängende Schwester. Sie kränkelte nach des letzteren Tode. Göschens Brief nimmt mit rührenden Worten auf des Vaters unaussprechlichen Schmerz Bezug. G.

Der folgende Brief an Böttiger zeigt uns Göschen wieder ruhigen Gemütes bei der Arbeit, obwohl der alternde Mann die Abwesenheit seiner Söhne schmerzlich empfand. Bereits in den ersten Jahren seiner wieder aufgenommenen geschäftlichen Tätigkeit lag ihm, wie wir sehen, eine neue Auflage der Werke seines entschlafenen Freundes Wieland im Sinn; und abermals finden wir den Ingrimm über die Pest der Nachdrucker, die die Kriegszeiten augenscheinlich überdauert hatte, wenn ihm auch, was Wieland speziell anbelangte, ihre Winkelzüge nicht länger Furcht einzujagen brauchten.

Er schreibt:

„D. 25ten Jan. 1814.

Mein Sohn ist schon abmarschirt . . . und ich, alter Papa, arbeite nun ganz allein. Aber es soll wohl gehen. . .

Was ich ruhig erwartete, ist wie ich höre, eingetroffen. Der Nachdrucker kann Wielands Werke nicht ausführen. Ich selbst zögere noch mit der Ankündigung einer neuen Ausgabe bis ich eingerichtet bin und dann mit der Lieferung Wort halten kann. In dem Augenblick kann ich das Personal meiner Druckerei nicht wieder rekrutiren. Zur Zeit der Hemmung und des Stillstandes waren die Buchdruckergesellen genöthigt nach Östreich und in das neue Frankreich zu gehen. Jetzt sind die Waffenfähigen bei der Landwehr. Folglich ist Mangel an Leuten.

Wielands Briefe will ich nicht drucken lassen. Der große Geist und der Mensch ist bekannt genug durch das was er selbst gegeben hat und so muß er der Welt vor Augen stehn. Zu beschauen das was er mit allen Sterblichen gemein hatte, ist eine sehr erbärmliche Neugierde, welche weder nützt noch frommt. Ich kann die Gier nach solchen Dingen nicht ausstehen. Eine gelehrte Correspondens ist etwas anderes.

Es wird jetzt viel Politik gesaalbadert. Die Fluth aber, denk ich, soll wieder abnehmen. Es wird den Leuten zu viel. Die Leute sind alle so schrecklich ernsthaft und böse, das (!) einem Angst und bange wird. Ein einziges Blatt

H. W. Phillips pinx. Walker & Cockerell. ph. sc

Wilhelm Heinrich Göschen.

ist lustig und haut gewaltig, das ist der ‚Kosack mit dem Moniteur' (?), welches Sie wohl noch nicht gesehen haben, aber in Dresden leicht bekommen werden. Die Sonntagsstunde setze ich nicht auf 1814 fort, weil ich jetzt wieder ganz Buchhändler bin, und mit Gott wieder mich rühren will. Nur Gesundheit! (!)

Mein Georg ist bei Cuylenburg*) nach seinem letzten Brief. Jetzt ist er wahrscheinlich vor Antwerpen. Man hat ihn wollen befördern aber er hat erkläret: daß er weder um Beförderung noch Geld streite, sondern bloß aus Patriotismus und gleich nach geendetem Feldzug in seine mercantilische Carriere zurück kehre . .

Mein dritter Sohn, der zu Tettenborn gehen wollte, um seinen Brüdern nicht nachzustehen, wurde in dem Augenblick, da er den Entschluß ausführen wollte, von einem vermögenden Kaufmanne in Compagnie genommen und ist jetzt mit Susemihl in London. Im 20ten Jahre ist dieser also etablirter Kaufmann und in einer sehr glücklichen Carrière. Dieser Heinrich ist aber auch ein ganz ausgezeichnetes mercantilisches Genie, und was sonderbar ist, zugleich ein großer Musikus . . ."

„Dieser Heinrich" war mein Vater. Der Kaufmann, der ihn zu seinem Kompagnon machte, war ein Bremenser namens Frühling. Unter diesen günstigen Umständen ging er nach London und begründete dort die Firma „Frühling und Göschen", die er als einflußreichster Inhaber fünfzig Jahre lang leitete, und deren Teilhaber ich gleichfalls zu Anfang meiner Laufbahn gewesen bin**).

Susemihl, mit dem mein Vater nach London reiste, war dorthin entsandt, um, wie Göschen schrieb, „die Todten seiner

*) Auch Kuilenburg geschrieben; ein Städtchen in der niederländischen Provinz Geldern.

**) Frühling heiratete Lotte, Göschens zweite Tochter. Dieser prächtigen Frau verdanke ich einige der im letzten Kapitel erwähnten Familienüberlieferungen. G.

Handlung wieder aufzuwecken." Bis zu der Zeit finde ich nur wenige Anspielungen auf Geschäftsverkehr mit England, aber wie dem auch sei, ob Göschen viele Geschäfte dort machte oder nicht, jedenfalls war der Besuch dieses tüchtigen und höchst tätigen Vertreters während der momentanen Ruhepause im europäischen Kriegslärm nach dem Sturz Napoleons von großem Werte.

Während der Jahre 1814 und 1815 finden sich in den uns aufbehaltenen Büchern der Firma beträchtliche Geschäftsabschlüsse mit Großbritannien verzeichnet. Daß Susemihl auch Schottland ebenso wie London einen Besuch abstattete, geht aus derselben Quelle hervor. Die Behörden der Universität Edinburgh wurden direkte Kunden des Göschenschen Verlags; auch den berühmten Dichter und Romanschreiber Sir Walter Scott scheint Susemihl aufgesucht zu haben, denn ein noch vorhandener Brief der Firma dankt dem ersteren für die freundliche Aufnahme ihres Vertreters. Mein Großvater war ein enthusiastischer Verehrer des schottischen Schriftstellers, der sich damals in immer steigendem Maße die Gunst der Lesewelt erwarb; und er hatte ohne Zweifel Susemihl ans Herz gelegt, keine Gelegenheit zu verabsäumen, ihn kennen zu lernen, um nach seiner Rückkehr Bericht über dessen Persönlichkeit ablegen zu können.

Es war ohne Zweifel von ungeheurer Bedeutung für den Verleger, daß er sich zu einer Zeit, wo das erschöpfte Deutschland wenig Geld zur Befriedigung des Bücherluxus besaß, ein weiteres Absatzgebiet in Großbritannien sicherte als zuvor. Auch finden sich von nun an Spuren nicht unbedeutender Geschäftsverbindungen mit Italien.

Da Göschens Geschäft jetzt von Grimma aus geleitet wurde, mußte er sich an eine Leipziger Firma wenden, um ihn dort zu vertreten. Sein Agent war ein gewisser Herr Steinacker, und ein paar Briefe Göschens an diesen Freund aus dem Jahre 1814 sind uns aufbewahrt. Sie lassen auf ein Wiederaufleben des Buchhandels schließen und beweisen,

daß Göschen wieder beträchtliche Pakete seiner Verlagsartikel an Buchhändler und andere absenden konnte. Wir lesen z. B. von 250 Exemplaren von Rosenmüllers*) „Christlichem Lehrbuch für die Jugend". Viele der alten Vertrauten begegnen uns wieder in den Verzeichnissen der expedierten Bücher, unter ihnen Seume mit fünfzig Exemplaren seines „Lebens", Goethe mit Exemplaren des „Egmont" und des „Götz", Schillers „Dreißigjähriger Krieg" und Klopstocks Oden. Die seit dem ersten Erscheinen dieser Ausgaben verflossene Reihe von Jahren hatte Göschens Vorrat selbst von den Werken der besten Verfasser augenscheinlich nicht erschöpft.

Während aber die Geschäftsleute ihre Arbeit wieder aufnahmen, beunruhigten noch immer persönliche Sorgen und ein Zustand fieberhafter Spannung fast jeden häuslichen Herd. Mein Großvater und ganz besonders meine Großmutter waren in der quälendsten Angst um ihre beiden Soldatensöhne. Fritz, der Landwehrleutnant, war wieder auf seinem Posten, und Göschen wies seinen Agenten an, ihm Geld und sonstige notwendige Dinge zu senden.

„Der arme Mensch bekommt in Zwickau keinen Tropfen Wasser ohne Geld unterdeßen sein Vater Sachsen, Preußen, Russen füttert und lieber selber hungert als daß er seine Gäste hungern läßt."

Frau Göschen schrieb während der ersten Monate des Jahres 1814 Briefe der tiefsten Niedergeschlagenheit an Steinacker. Gott wisse, ob sie ihren Fritz je wiedersehn werde. Sie hatte durch die Kriegsgefahren, denen ihre Söhne ausgesetzt waren, einen schrecklichen Winter verlebt. Auch war sie aufs höchste besorgt um ihren Gatten, fürchtete von der heftigen Spannung und Anstrengung die schlimmsten Folgen und beklagte bitterlich, daß sie nun der Stütze aller ihrer Kinder beraubt sei.

*) Der bereits genannte Johann G. Rosenmüller, Professor der Theologie zu Leipzig (1736—1815).

Die Ereignisse des Jahres 1813 müssen in der Tat die Seelenstärke auch der tapfersten Frau auf die Probe gestellt haben, und ein, wenn auch noch so leises Murren der besorgten Mutter über ein feindseliges Geschick war gewiß nicht unnatürlich. Und nicht nur um ihre Söhne grämte sich ihr mitfühlendes Herz. Auch wegen ihres Mannes „konnte sie sich kaum fassen". „Er muß in diesem Alter alles aufgeben: wie wird das werden?"

Dann kam ein letzter Schicksalsschlag: alle Spuren Georgs waren eine Zeitlang verloren.

Der Friede, den Jette und andere mit solcher Ungeduld herbeisehnten, schien sich lange zu verziehen. Viele Monate vergingen zwischen der Schlacht bei Leipzig, in der doch die Verbündeten die Macht Frankreichs endgültig vernichtet zu haben schienen, und dem siegreichen Einzug in Paris in den letzten Märztagen des folgenden Jahres.

Mein Onkel Georg diente im Bülowschen Korps.

Seine Mutter hatte Ende März noch keine Nachricht von ihm erhalten, was sich daraus erklärt, daß Bülow grade zu der Zeit, wie sie es geahnt, „schreckliche Dinge" ausgeführt hatte. Im Februar hatte er sich mit seinen Truppen bei dem Angriff auf Antwerpen beteiligt. Bald darnach aber erhielt der preußische General Befehl, zur Armee Blüchers zu stoßen, und seine Truppen müssen mit Freuden die Vereinigung mit dem einen Befehlshaber begrüßt haben, der auf dem Wege nach Paris vorwärtsdrang mit einer Hartnäckigkeit und einer Energie, wie sie weder Schwarzenberg noch Bernadotte bewiesen.

Ehe diese Einigung zustande kam, erkrankte mein tapferer Onkel am Fieber, und als er davon genas, wurde er als kampfesuntüchtig nach Hause geschickt. Ohne Zweifel zu seiner größten Enttäuschung mußte er den wütenden und blutigen Schlachten, in denen der preußische greise Held von Napoleon fast überwältigt wurde, fern bleiben. Der letztere übertraf sich selbst während der ersten drei Monate des Jahres 1814

in unermüdlichen Anstrengungen und genialer Strategie, aber obwohl sein einheitliches Ziel und sein militärisches Genie über die geteilten Meinungen seiner Feinde triumphierte, mußten diese doch durch ihre Zahl schließlich die Oberhand gewinnen, und nach mehreren rückgängigen Bewegungen und einer Reihe von teils genommenen teils verlorenen Schlachten schlossen die Verbündeten endlich Paris am 29. März 1814 ein. Die Bedingungen der Kapitulation wurden von den Marschällen Marmont und Mortier unterzeichnet, und bald folgte das Ende. Napoleon mußte, obwohl er zuerst über die Handlung seiner Generäle in Wut geraten war, doch selber nachgeben. Um die Mitte des Aprilmonates dankte er ab und wurde als Gefangener nach der Insel Elba verbannt.

Nun stand der Friede endlich vor der Tür. Die Nummer des „Grimmaischen Wochenblattes" vom 15. April veröffentlichte den Erlaß der französischen provisorischen Regierung an die Armee, der die Soldaten ihrer dem Kaiser geschworenen Treue entband, und teilte die freudige Kunde aus Leipzig mit, daß jetzt ein allgemeiner Friede mit der größten Zuversicht erwartet werden dürfe.

Sachsen freilich, das durch die Ungunst der Verhältnisse zu einem Bündnis mit Napoleon gezwungen worden war, konnte noch längere Zeit nicht zur Ruhe kommen; nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten und mit großen Opfern seinerseits wurde dem König die Rückkehr in sein Land gestattet.

Die Aufzählung der verschiedenen Stadien der politischen Entwickelung, die das unglückliche Land auf diese Weise durchmachen mußte, bietet uns den Schlüssel zu dem Hauptinhalt eines langen, am 16. Juni 1815, also neun Tage nach dem Einzuge Friedrich Augusts in Dresden und zwei Tage vor der Schlacht bei Waterloo geschriebenen Briefes Göschens an Böttiger.

Wilde Aufregung war auf die Freude über den Einzug des Königs gefolgt, und wütende Schmähungen gegen die Preußen und Russen, die das Land geräumt hatten, scheinen

mit offiziellem Gutheißen sogar in den Kirchen ausgestoßen worden zu sein. Grade wie ehemals des Königs Name verspottet wurde, so wurden jetzt trotzige politische Lieder zu seinen Ehren gesungen. Böttigers Lob eines dieser Lieder veranlaßte meinen Großvater zu einer Darlegung seiner Ansichten über staatlich vorgeschriebene Gebete. Seiner Meinung nach war es empörend und allem religiösen Gefühl widersprechend, daß bei jedem Wechsel der politischen Lage auf Bestellung Gebete gesprochen und die Kanzel in eine Rednerbühne für politische Lobhudeleien oder Verunglimpfungen gemacht werden sollte.

„. . . Sie loben den Hymnus!", schreibt er am genannten Tage, „ich tadele ihn gar sehr. Die lyrische Poesie muß nie ihre Würde vergessen und Invectiven abreimen . . . Befohlene Kirchengebete sind politische Gebete und weiter nichts. Haben wir nicht für den großen Schurken und für seine Tyrannei beten müssen? nicht für Geistesknechtschaft? Glaubt ja nicht, ihr Herren, daß der Bauer ein solches Gebet mit Andacht spricht. Er wird Rechenschaft fordern wegen solcher Gebete, weil diese Gebete die Würde, das Heilige, das Erhebende, den ganzen namenlosen Seegen des wahren Gebetes dem Menschen rauben. Weg mit der Politik von Kanzel und Religion, wenn die Religion erhalten werden soll! Gott wird sie erhalten trotz der Dummheit heilloser Kirchengesellen; er hat sie allen ins Herz gepflanzt. Wer hat denn dem Meister Bischof verboten in seinem Kämmerlein und unter Gottes Himmel, ja selbst in der Kirche stille für sich zu Gott für seinen braven König zu beten? Weder Russe noch Preuße. Hätte einer Herz gehabt von den geistlichen Herren, so hätte er gepredigt über die Schönheit des stillen Gebets in seinem Herzen und hätte nach der Predigt angezeigt, daß die Regierung nötig fände, das öffentliche Gebet für den König zu suspendieren . . ."

Im folgenden verweilt Göschen mit klugen Worten bei der Torheit der Heftigkeit, während doch Sachsen noch von Ge-

fahren umgeben sei, die verbündeten Armeen noch im Felde und die Russen gezwungen seien, als Sieger oder Besiegte auf dem Marsche in ihre Heimat Sachsen zu passieren. Wäre es möglich, daß die lärmenden Enthusiasten wieder auf Frankreich vertrauten?

„. . . Es ist natürlich," fährt er fort, „daß das Volk murrt, natürlich, daß es sich Luft macht durch Pasquille, durch Epigramme u. s. w. Aber die Besonnenen müssen sich anders benehmen. Was soll aus allem dem Geschrei werden? Wohin soll es führen? Soll es etwa reitzen, daß die Preußen empfindliche Rache nehmen, unsere Gewerbe noch mehr beschränken, ihnen noch eifriger entgegenarbeiten? Oder will man zur Revolution reitzen, da die Russen und Preußen als Feinde oder Freunde noch einmal zurück durchs Land müssen? Will man sich an Frankreich anschließen? an Frankreich, das nur durch den Jacobinismus sein kann und wo Bonaparte nur sich erhält als Scheinkaiser, und Kaiser und Jacobiner verlohren sind — wenn nicht Gott anders will. Dann hebt doch zuerst die Russen über Sachsen weg und setzt sie nieder jenseits der Weichsel! Oder wollen die Poeten und Redner den Degen ziehen und die Russen abschlagen? Ein Land zerstöhren ist etwas anderes, meine ich, als Sylben zählen und Reime suchen und Gesangbuchsstellen zusammenknüpfen und einen Hymnus darüber schreiben. Mein Rath ist: Tröstet das Volk und den König. Es wird besser gehen als man denkt, wenn man will. Ein kleines Volk braucht weniger Kammerherrn, Minister, Soldaten. Dadurch wird viel erspart. Ein kleiner Fürst braucht weniger Cabinetsstreiche auszuführen mit den Schweißtropfen des Volkes. Er selbst, der Hirte, wird seine Schafe kennen und leiten, und braucht nicht so viele Jungen zu halten, welche entweder zum Theil faullenzen, oder zum Theil ihre Pfeifen schneiden und nur zum Theil redliche Gehülfen sind.

Auch die Lasten sind getheilt, wie, leider! die Provinzen. Es wird gehen mit Weisheit, Fleiß, Liebe, Anstrengung.

Sind nicht im Grunde alle Staaten banquerot, sie mögen heißen, wie sie wollen? Ich weiß es, Sachsen wird sich retten, wenn man Muth und Besonnenheit behält. Bonapartes Schandsäule ist, daß er die Völker zu ungeheuren Armeen und unendlichen Waffenkosten zwang und zu Grunde richtete. Wir Sachsen brauchen von nun an keine Armee, sondern eine Schutzwache für den König und Polizeihusaren, weiter nichts.

Der Enthusiasmus der Sachsen ist heilig und ehrt uns alle. Aber er bleibe würdig, verschmähe Unwahrheiten, Invectiven und äußere sich in stiller Verachtung der Wertlosigkeit und Habsucht. Klugheit, verlaß Du doch das kluge und gute herrliche Volk nicht! Laßt uns würken, Freund, was wir können, damit Leidenschaft uns nicht und unserm König nicht einen Haß zuziehe, den wir nicht verdienen.

Immerdar

Ihr G."

Weise, gedankenvolle und patriotische Äußerungen zu einer Zeit, wo viele — und zwar erklärlicherweise — den Kopf verloren! Die Rückkehr seines Königs erfüllte Göschens Brust mit der Hoffnung auf bessere Zeiten, aber seine Lebensphilosophie lehrte ihn, sich nicht in übertriebener Weise von ihr leiten zu lassen. In demselben Junimonat hatte er an Böttiger geschrieben:

„Ich hoffe, daß die Schneckengänge und so vieles andere besser werden in Sachsen, da der Vater des Landes wieder darin ist. Im Übrigen ist mein Grundsatz, jeder hat es wie er's treibt. Viel macht nicht glücklich. Man kann, wie ich erfahre, seitdem ich auf meine Hufe reducirt bin, bei wenigem sehr glücklich sein, wenn man sich einrichtet, und wahre Festigkeit und Seelenstärke hat. Unglück ist schmerzhaft, sehr schmerzhaft, und dafür kann Niemand. Unser König braucht sich über sein Unglück nicht zu grämen. Er hat es nicht verdient und seine Verdienste werden ewig erkannt bleiben. Ein

kleines liebendes Volk ist mehr werth als ein Kaiserthum voll Schurken. Gott erhalte den König!"

Wie es Göschen, dem Verleger, erging während der Zeit zwischen der Räumung Sachsens durch die Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig und der Rückkehr des Königs, kurz vor der Schlacht bei Waterloo, darüber läßt sich infolge der ganz geringen auf diese Zeit bezüglichen Anzahl Briefe von ihm oder an ihn wenig sagen. Im Kataloge der Firma finden sich einige Werke, mit denen er damals beschäftigt war, aber es ist wenig von Bedeutung darunter. Einige Nachklänge an den Krieg kommen vor, wie z. B. die „Lieder aus der Fremde von sächsischen Kriegern während ihrer Trennung vom Vaterlande gesungen", ferner „Die Körners-Eiche", eine Phantasie von F. Kind*); dann einige Fortsetzungen früherer Serien, wie z. B. das von Apel und Laun herausgegebene „Gespensterbuch" und das „Wunderbuch", außerdem kleine Andachtsbücher, wie „Häusliche Andachten" und „Erzählungen für unverdorbene Familien". Eine neue poetische Zeitschrift von Kind, betitelt „Die Harfe", wurde im Jahre 1815 begonnen und bis 1819 fortgesetzt. In ihr kam eine neue, aber recht seichte Richtung in der Dichtung zur Geltung.

Einige größere Unternehmungen mögen vorgelegen haben, aber ich kann nur undeutliche Spuren davon entdecken. Ein Plan unter andern, den Göschen in seinem Briefwechsel mit Böttiger erwähnte, war eine Ausgabe der Bibel für eine Bibelanstalt unter der bewährten Leitung des Dresdener Hofpredigers Dr. Ammon**), eines Geistlichen, für den der Verleger die begeistertste Verehrung hegte, und von dessen Reden er einige zur Erbauung seiner Grimmaischen Leser im Wochenblatt abgedruckt hatte. Hiermit kehrte er, wie wir sehen, zu einem Plan zurück, den er schon vor 30 Jahren

*) Friedr. Kinds Bruder hatte Frau Göschens Schwester geheiratet.

**) Christoph Friedr. von Ammon, einer der verdienstvollsten Theologen des Rationalismus (1766—1849).

im Auge gehabt und mit Körner besprochen hatte, und den er als eine der drei großen Aufgaben seines Lebens betrachtete. Im Juli schrieb er, er sei bereit, das Neue Testament bis zum Ende des Jahres fertigzustellen, müsse aber einen Vorschuß von der Gesellschaft fordern; „denn er müsse eine ganz neue Schrift gießen lassen, das Personal seiner Druckerei verstärken und mehr neue Pressen bauen". Das Neue Testament könne dann der Bibelanstalt so billig wie möglich geliefert werden, auf jeden Fall nicht höher als für acht Groschen. Das Alte Testament sollte dann nachfolgen. Es gehöre aber dazu, daß er sich von andern Dingen zurückziehe und sich dieser Unternehmung allein widme. „Der Himmel erhalte uns nur Ruhe!" fügt er hinzu und spricht dann zum Schluß den Wunsch aus, vornehmlich darüber unterrichtet zu werden, ob die Bibel eine Kirchenbibel allein oder zugleich ein Geschenk für Arme werden solle; eine interessante Äußerung, die einen Blick in die kirchlichen Bewegungen in Sachsen tun läßt.

Eine Unterbrechung des Böttigerschen Briefwechsels macht es mir leider unmöglich zu sagen, was aus diesem vorläufigen Ideenaustausch wurde.

Das einzige weitere in diese Jahre fallende Werk von Bedeutung war eine Ausgabe des römischen Dichters Statius mit Kommentaren von Markland und Hand*). Sie erschien zwar erst im Jahre 1816, war aber schon in den ersten Monaten des Jahres 1815 in Vorbereitung. Jedenfalls ist es klar, daß der Verleger, auch abgesehen von neuen Unternehmungen, sehr beschäftigt war. Sein ganzes Geschäft, der Verlag sowohl wie die Druckerei, mußte nach dem Kriege neu organisiert werden, die Verwendung seiner alten Vorräte

*) Hand, Ferdinand Gotthilf, Professor der griechischen Literatur zu Jena (1786—1851). Von seiner Ausgabe des „Statius" erschien nur der erste Band. Markland, Jeremias, war englischer Humanist, ausgezeichnet durch seine philologisch-kritischen Arbeiten (1693—1776). Er gab die „Silvae" des Statius heraus.

erforderte seine Aufmerksamkeit, und viele Rückstände mußten wieder eingebracht werden. Trotz des scheinbaren Mangels an Autoren fühlte sich daher Göschen in dieser Zeit doch überarbeitet und wünschte sehnlich, sich so viel wie möglich von persönlichen Arbeitsleistungen und persönlicher Verantwortung frei zu machen. Obschon seine energische Denkweise noch gelegentlich aufflammte, gestand er ein, und wahrscheinlich ganz aufrichtig, er sei ein „erschöpfter Mann". Außerdem war er in Grimma zu weit vom Mittelpunkt des Buchhandels entfernt, um seinen Konkurrenten im großen die Stange halten zu können. Unter diesen Umständen sandte er das folgende, höchst charakteristische Zirkular an die „Herren Buchhändler", worin der Schreiber durchweg die etwas schwermütige Selbstanalyse, die er während so vieler Jahre auf sich angewandt hatte, wiederholt und sich in sentimentaler Breite und mit naiver Offenheit gegen seine Kollegen ausspricht:

„Grimma, d. 22ten April 1814.

Mein ältester Sohn Fritz, gelernter Buchhändler und Buchdrucker," schreibt er, „hat mit seinem Bruder freiwillig die Waffen ergriffen. Dadurch genöthiget meinen hiesigen Angelegenheiten vorzustehen, kann ich nicht selbst die Messe besuchen. Ich grüße herzlich alle meine treuen Freunde; ich empfehle mich dem Wohlwollen meiner Herren Collegen; allen empfehle ich Herrn Franz Susemihl, meinen Pflegesohn, welcher mit Fritz im Verein meine Handlung übernehmen wird. Er verdient Ihre Achtung und Ihr Zutrauen. Ich werde mich unaussprechlich freuen, wenn ich erfahre, daß Sie ihm solche gönnen; ich genehmige alle Geschäfte, die Sie mit ihm machen; ich und meine Erben bleiben verbindlich . . . und stehen für Alles was meine eben genannnten Nachfolger bis zur Jubilate Messe 1815 von Ihnen gebrauchen . . . Von jenem Termin an hört meine Garantie auf, meine Söhne handeln von da an für sich selbst und meine Firma geht alsdann über in die Firma: Friedrich Göschen und Susemihl in Leipzig.

Ich nehme noch nicht Abschied von Ihnen. Ich habe Sie nur zum Besten meiner Söhne mit meinen Plan bekannt machen wollen, ehe mich der Tod daran verhindert. Seit länger als zwanzig Jahren kämpf' ich mit Kränklichkeit; endlich ermattet ein solcher Kampf. Behalt ich das Leben, so werde ich mit meinem Rath und mit meinen Arbeiten meine Söhne treu unterstützen, und ferner, wiewohl nur mittelbar, das Vergnügen genießen mit Ihnen in Verbindung zu bleiben. Der Buchhandel ist, wie Alles in der Welt, wandelbar. Es gehören jugendliche Gewandheit und gesunde Kräfte dazu, um sich in die Veränderungen zu fügen und sie zu benutzen. Dieses sind einige von den Gründen, die mich bestimmen, die Verfügung zu treffen, die ich Ihnen bekannt zu machen mir die Freiheit nehme.

Vergessen Sie mich, den Kleinstädter, nicht. Ich danke Allen, die mir Gutes und Freundliches erwiesen haben. Mit Treue gegen meine Freunde, mit dankbarer Achtung gegen meine rechtschaffenen Collegen unterzeichne ich mich

Georg Joachim Göschen."

Aber es sollte nicht sein. Noch vierzehn Jahre nach diesem Abschiede mußte der ermüdete Verleger ohne nennenswerten Beistand seinen Kampf fortkämpfen. Vor dem Datum, an welchem die Firma aufhören sollte unter ihrem alten Namen zu existieren, versandte er ein zweites Zirkular, in dem er ankündigte, daß Fritz und Susemihl als Teilhaber und Geschäftsführer mit ihm in Verbindung getreten seien, daß er aber ihren dringenden Bitten nachgegeben habe, das Geschäft unter seiner eigenen Firma statt unter der ihrigen fortbestehen zu lassen.

Während des zwischen den beiden Zirkularen liegenden Jahres war Fritz bei den Fahnen geblieben, obwohl der Friede geschlossen war. Zur Zeit des ersten Zirkulars hatte Göschen fest geglaubt, daß Fritz nach Beendigung des großen Krieges seine Entlassung aus dem Kriegsdienst erhalten würde. Aber das Jahr 1814 verging, und Fritz stand immer noch

bei seinem Regimente. Da ergriff Göschen die Furcht, Fritz könne ganz und gar von den Militärbehörden zurückbehalten werden, und als der Regimentsoberst auf ein Gesuch der Familie um die Entlassung des Sohnes nur einen zeitweiligen Urlaub bewilligte, ließ sich der Verleger zu einem jener Heftigkeitsausbrüche verleiten, die an die Stürme des Zornes und des Unwillens erinnerten, denen sein Gemüt in früheren Jahren gelegentlich unterworfen war.

In einem Briefe an Böttiger vom 12. Januar 1815 ruft er die Hülfe aller seiner Freunde an und setzt Böttiger auseinander, daß sein Sohn, der Leutnant, sich in seiner militärischen Pflichterfüllung so ausgezeichnet habe, daß der Oberst ihn nach beendigtem Feldzuge zurückzubehalten wünschte, und so müsse „der arme Mensch jetzt Bauernlümmel in Haynichen bei Waldheim exerciren, statt seinem Geschäfte vorzustehen".

Dann erklärte er grimmig und mit einem bei ihm ungewöhnlichen Ton des Stolzes:

„Diesen Sohn muß ich los haben oder bleibt mir mit eurem Patriotismus vom Halse! Ich habe bis 1806, da unser Handel gestöhrt wurde, jährlich durch meine Arbeit 30 000 Thaler ins Land gezogen. Ich habe sie nicht verschwelgt, sondern Königliche Unterthamen damit gefüttert, und dem Könige Abgaben, nicht geringe, davon gegeben, und einen solchen Menschen weiset man von einem zu andern, und keiner greift durch! Nach den Weisungen, die ich in Dresden erhielt, mußte ich mich an den Leipziger Central-Ausschuß wenden, dann wollte man in Dresden darüber günstig entscheiden . . . Ich kann nicht erfahren, an wen der Ausschuß berichtet. Aber es muß doch eine obere Behörde in Dresden geben und diese obere Behörde muß einen Chef haben, an diesen Chef muß doch ein Hohenthal*), ein Nostitz**), ein

*) Peter Karl Wilhelm, Graf von Hohenthal-Königsbrück (1754 bis 1825), sächsischer Minister.

**) Graf von Nostitz, Gottlob Adolf Ernst, sächsischer Minister, der eine sehr segensreiche Tätigkeit entfaltete. In der deutschen Lyrik ist er unter dem Namen Arthur vom Nordstern bekannt (1765—1836).

Racknitz*) kommen können, und es muß doch einem solchen Chef begreiflich gemacht werden können, daß ein Leutnant bei der Landwehr leicht zu ersetzen ist, aber daß ein Mensch, der seine Familie und die Familien einer Fabrik ernähren soll, nicht so leicht zu ersetzen ist. Zumal wenn der Sohn ebenso gemeinnützig denkt als sein Vater. Ein solcher Chef muß doch sagen können: der Leutnant Carl Friedrich Göschen beim 1ten Bataillon Leipziger Landwehr hat den Abschied!

Eben sagt man mir die Kriegsverwaltungskammer habe zu entscheiden. Nun denn, meine Freunde, so arbeitet auf diese Kammer los oder setzt die in Bewegung, die darauf losarbeiten können! Ich habe manchen sauren Weg für Andere gemacht. Schnell antworten ist leicht. Handelt und wirkt erst, dann antwortet. Ich compromittire Euch wahrlich alle öffentlich, wenn Ihr euch nicht rührt, denn ich bin wild. Wild bleibt meine Natur nicht lange, aber ich fürchte, sie und mein Werk und mein Sohn, wir gehen alle zugleich zugrunde! . . ."

Göschens Freunde „rührten sich" wirklich! Noch vor Ablauf eines Monates hörte er, daß sein Sohn in Bälde seinen Abschied erhalten werde. Es war sein höchst liebenswürdiger Freund Graf Racknitz, dem er dies hauptsächlich verdankte, aber er war noch immer aufgebracht über die endlosen amtlichen Formalitäten und rief Böttiger ins Gedächtnis zurück, daß er früher einmal, als Wurmb, der sächsische Kriegsminister und General, noch am Leben war, diesen um die Entlassung eines Tischlers gebeten habe, die dann auch in drei Tagen erfolgt sei „ohngeachtet der Oberst nicht wollte". Er könne sich daher die Schwierigkeiten mit seinem Sohne nicht so „weitschichtig" vorstellen.

Es ist eine traurige Tatsache, daß dieser Sohn, für den Göschen mit solcher Heftigkeit eintrat, durch seinen Mangel

*) Racknitz, Jos. Friedr. Freiherr von, (1744—1818), Hofmarschall. Ein um das Musik- und Theaterwesen Dresdens hochverdienter Mann und Freund Göschens.

an Geschäftstalent seinen Vater schließlich an den Rand des Abgrundes brachte.

Welche Motive Göschen beeinflußten, als er das Zirkular mit der Ankündigung der Handlungsübertragung an Fritz und Susemihl zurückzog, weiß ich nicht. Wahrscheinlich spielten finanzielle Schwierigkeiten eine Rolle dabei. Wenn schon Göschens eigenes Vermögen nur gering war, wie konnte sein Sohn ohne alles Kapital fertig werden, und ohne des Vaters unbezweifelten Kredit und achtunggebietenden Namen? Möglicherweise hatte auch Göschen wieder etwas mehr Kraft gesammelt und neuen Mut gefaßt, nachdem ihn der Krieg auf eine so harte Probe gestellt hatte. Sein Horizont hatte sich in jeder Beziehung aufgehellt: Fritz war frei, und die Nachrichten von Heinrich aus London erfreuten des Vaters Herz. Der junge Kaufmann, so schrieb er, sei mit großem Erfolge tätig und komme entschieden vorwärts. In heiterem Tone schrieb er im Juli an seinen Dresdener Freund. Er schickte ihm Lieder, die er und seine Freunde gesungen hatten. „Ich habe Ihnen gesagt, daß wir alten Knaben in unserem Neste singen. Wie wir singen, wissen unsere Nachbarn; was wir singen, können Sie aus den zwei Liedern sehen, die ich beilege." Es waren schlichte von ihm selbst gedichtete Verse, die bei festlichen Gelegenheiten im vertrauten Freundeskreise gesungen wurden. Unter den „alten Knaben" in Grimma war also trotz alledem die Heiterkeit nicht ausgestorben. Noch einmal hatte eine gewisse Zufriedenheit in Göschens liebevollem Herzen Platz gegriffen. Sein kleiner Besitz genügte zur Befriedigung seiner bescheidenen Bedürfnisse. Die Kriegsspuren, meinte er, würden bald verschwinden, unter der milden Regierung eines gerechten Königs, und wenn sich auch seine Firma durch keine großen Unternehmungen auszeichnete, so würde ihm desto mehr Muße bleiben, sich der Beschäftigung zu widmen, die ihm in den Tagen der Prüfung so großen Trost gebracht hatte, nämlich der Tätigkeit seiner didaktischen, humoristischen und poetischen Feder.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die letzten Jahre.

1815—1828.

Belletristische Schriftsteller genießen das Vorrecht, ihre Romane mit einem crescendo des Interesses ganz nach Belieben abschließen zu können. Die Biographen erfreuen sich eines solchen Vorteils nicht. In den Fällen, wo ihre Helden ein hohes Alter erreichen, kommt es selten vor, daß man die Endjahre mit demselben Wechsel des Geschickes, derselben strebsamen Rührigkeit erfüllt und gleichsam aufgehellt findet, wie sie während der Periode ihres Kampfes und ihrer fortschreitenden Errungenschaften unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen berechtigt waren. In fast jedem Lebenslauf pflegt das Interesse des Lesers an der Erzählung gegen das Ende abzunehmen. Zwar wußte Göschen auch die vorgerückten Jahre seines Lebens höchst nutzbringend zu gestalten. Die Pflichten, die sein Beruf, die Literatur oder seine Mitbürger ihm auferlegten, erfüllte er mit Fleiß und Ernst; aber an seinem Vermögen schwer geschädigt und verpflichtet, wie er war, bei herannahendem Alter und schwankender Gesundheit für seine Familie Vorsorge zu treffen, konnte er Ehre und Ruhm nicht länger als den hauptsächlichsten Lohn für seine schwere Arbeit betrachten. Manuskripte flossen ihm unterdessen in unverminderter Anzahl zu, und man liest mit Freuden in vielen an ihn gerichteten Briefen von dem Vertrauen, das die Schriftsteller dem greisen Verleger entgegenbrachten, und von der Nachgiebigkeit und der Achtung, mit der sie seine Ansichten und seine Autorität behandelten. Die

zarte Frage des Honorars wurde z. B. oft ganz seinem Ermessen überlassen. Aber der Grundsatz seiner früheren Jahre, „jeden Taler, den er bar besaß, wieder ins Geschäft zu stecken" und auf Kosten endloser Sorgen in der Gegenwart für die Zukunft zu arbeiten, eignete sich nicht mehr für sein vorgeschrittenes Alter. Seit den Tagen, wo er als Angestellter der Dessauer Verlags-Kasse mit einer unfähigen Geschäftsleitung zu kämpfen hatte, und während der ganzen Zeit, wo er sich „durch einfache Kraft" und durch unermüdliche Energie seinen Weg aufwärts zum unabhängigen Verleger gebahnt hatte, war sein Leben eine ununterbrochene Anstrengung, ein fortwährender Kampf gewesen. Und als er am Anfang des Jahrhunderts endlich den Höhepunkt erreicht hatte, zu dem sein Pfad von Anfang an hinaufführte, da brachten ihn die unruhigen Zeiten und eine Reihe von mörderischen Kriegen nicht nur um die behagliche Ruhe, die er so reichlich verdient hatte, sondern machten auch seine Hoffnung, jemals ein wohlhabender Mann zu werden, zuschanden. Jetzt mußte sein Geschäft in einem Sinne weitergeführt werden, der sich von der kühnen Laune, die ihn zu dem riesigen Wielandunternehmen und den typographischen Glanzleistungen seiner Prachtausgaben veranlaßt hatte, durchaus unterschied.

Auch waren die in der Periode nach dem Frieden auftretenden Schriftsteller keineswegs so bedeutend, daß sie in der Brust der Verleger einen so intensiven Wetteifer hätten wachrufen können wie in den glorreichen Weimartagen. Die ruhmreichste Periode der deutschen Literatur hatte ihren Abschluß gefunden, um einer Ära der Mittelmäßigkeit und der Trivialität Platz zu machen. Die verderblichen Folgen der Napoleonischen Kriege auf die Literatur waren durch keine kraftvolle und gesunde Reaktion beseitigt worden; der Geschmack des Publikums wurde durch keine Meisterwerke eines neuerstandenen Genies gereinigt und umgebildet. Göschen verbrachte den Abend seines Lebens in

einer verschiedenen geistigen Atmosphäre und unter gänzlich veränderten Lebensbedingungen.

Der den Gegenstand dieses Kapitels bildende Zeitabschnitt liegt zwischen dem endgültigen Sturz Napoleons im Juni 1815 und dem April 1828, dem Todesmonat Göschens. Es würde den Leser ermüden, wollte ich die Geschichte dieser letzten Jahre ausführlich erzählen; es genüge — insbesondere mit Rücksicht auf die weniger interessanten Persönlichkeiten, die darin auftreten —, einfach die allgemeinen Umrisse seiner Tätigkeit zu zeichnen, nachdem der Friede ihm die ruhige Ausübung seines Berufes wieder ermöglicht hatte.

Sein Unternehmungsgeist hätte vielleicht länger gedauert, und seine Zukunft wäre vielleicht eine gedeihlichere gewesen, wenn er an seinen Teilhabern und Söhnen einen genügenden und tatkräftigen Beistand gefunden hätte. Aber in dieser Beziehung wurde er vom Unglück verfolgt. Susemihl, seine rechte Hand und die Stütze des Geschäftes, heiratete im Jahre 1816 seine älteste Tochter Jette, aber noch ehe das Jahr um war, erkrankte der junge Gatte und starb am 30. Dezember. Es war für alle ein furchtbarer Schlag. Mit ihm, schrieb er in pathetischen Worten an Böttiger, sei der Hauptpfeiler, der das Gebäude seines Geschäftes stützte, gefallen; und er habe zugleich den treuesten und unerschütterlichsten Freund verloren; aber Gott halte ihn sichtbarlich aufrecht. Um diese Zeit fühlte Göschen sein Alter schmerzlich. Obschon erst 65 Jahre alt, kam er sich doch selbst sehr alt vor, und es war ihm peinlich, in diesem Stadium seiner Laufbahn wiederum unangenehme Details des Geschäftes besorgen zu müssen. Niedergeschlagen und leidend vermochte er nicht länger von 4 Uhr morgens an bei seinen Pressen zu stehen oder jene Wunder ausdauernder Arbeit zu verrichten, die es ihm während seiner kräftigen Mannesjahre ermöglichten, größtenteils auf Hilfsarbeiter zu verzichten.

Aber er faßte immer wieder Mut. „Noch einmal", schrieb er, „muß ich in den Sattel und ich denke, der Ritt

in das Land, das ich so gut kenne, wird gut ablaufen. In meinem Sohne Fritz habe ich einen kräftigen Gefährten."

Die Parteilichkeit eines Vaters machte ihn eine Zeitlang blind gegen die Tatsache, daß sein ältester Sohn als Geschäftsmann niemals Erfolg haben oder auch nur fähig sein werde, seinem Vater die praktische Hilfe angedeihen zu lassen, die notwendig war, wenn der Greis einer Periode verhältnismäßiger Rast entgegensehen sollte.

Drei Jahre nach Susemihls Tod, am Ende des Jahres 1819, änderte Göschen noch einmal die Zusammensetzung der Firma. Mit bezug hierauf schrieb er am 7. Januar 1820 an Böttiger:

„. . . In Rücksicht meines Alters und der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens habe ich mir einen festen Plan meines Berufslebens gemacht. Ich habe noch unversorgte Kinder, ich habe keine baaren Kapitalien, sondern bloß meine Handlung. Sterbe ich, so bekommen die noch Unmündigen Vormünder und es entstehen fürchterliche Hudeleien wegen der Auseinandersetzung. Ich habe also meinen Unternehmungen sehr enge Grenzen gesetzt und ziehe künftig aus der Handlung mehr heraus, als ich hineinstecke. Ihre ‚Amalthea', einige Sachen von Freund Kind und Müllner, nebst einigen sogenannten Ziehern und Läufern, woraus die Kosten schnell zurückkommen, verlege ich nichts mehr. Mein Sohn Friedrich dessen eigenes Vermögen er für sich selbst benutzen soll, wird unter meinem Namen für seine eigne Rechnung Verleger. Die Druckerei hab ich ihm schon als sein Erbtheil übertragen. Ich bin so eitel zu glauben, daß mein Name dem Friedrich noch von einigen Nutzen sein kann."

Aus Gründen, die mir nicht ganz klar geworden sind, wurde diese Abmachung später modifiziert. Im Jahre 1822 beschloß Göschen, daß Fritz, der inzwischen ein Fräulein Beyer geheiratet hatte, sein Geschäft unabhängig unter der Firma Göschen-Beyer führen solle, während der alte Verleger seine eigenen Verbindungen und Verlagsrechte behalten und zum

Vorteil seines jüngsten Sohnes Hermann und der übrigen Familie benutzen wollte. Aber sein Versuch, dem ältesten Sohne eine unabhängige Stellung zu verschaffen, schlug wieder fehl. Dieser war einer selbständigen Tätigkeit nicht gewachsen, konnte seine Schulden nicht decken, und der Vater sah sich gezwungen, mitten in eigenen finanziellen Schwierigkeiten ihm zu helfen. Schließlich wurde die Druckerei wieder abgegeben, und die Göschen-Beyerschen Verlagsartikel wurden mit denen der väterlichen Firma vereinigt.

Beim Überblick über seine Geschäftslage nach dem Frieden verfiel Göschen auf den Gedanken, Neudrucke seiner alten Freunde und andere Werke, die wegen der Kriege hatten beiseite gelegt werden müssen, zu veröffentlichen. Zwei Namen drängten sich ihm dabei auf: Goethe und Wieland. Mit dem ersteren hatte er seit der Übersetzung des Rameau keinerlei Verbindungen gehabt. Eine Anspielung auf Goethe in einem Briefe von seinem intimen Freunde Knebel rief in dem Verleger den Wunsch wach, eine Verbindung mit dem Dichter wieder anzubahnen. Folgender Auszug einer Antwort*) Göschens an Knebel spricht für sich selbst:

„. . . Durch die Erwähnung Göthes in Ihrem Briefe haben Sie einen lange genährten Wunsch wieder angeregt, den ich so frey bin, Ihnen mitzutheilen und die Bitte hinzuzufügen, mir zu dessen Ausführung behülflich zu seyn, wenn dies ohne Ihre Unbequemlichkeit geschehen kann.

Göthes lyrische Gedichte und Romanzen sind, besonders bey den Frauen, so beliebt, daß es wirklich zu beklagen ist, daß man, außer einigen unrechtmäßigen Nachdrucken, keine besondere Sammlung davon hat und durchaus keine, deren äußere Gestalt mit dem innern Werthe nur einigermaßen im Verhältniß wäre. Frauen schaffen sich Göthes Werke nicht an; aber diesen Theil seiner Gedichte wünscht sich manche seiner stillen Verehrerinnen, und wenn Göthe zu bewegen

*) Vom 13. November 1815. Handschriftlich.

wäre eine solche Sammlung etwa unter dem unmaßgeblichen Titel: Vermächtniß an meine Freundinnen oder dgl. zu veranstalten, so würde er sich, besonders von dem schönen Geschlecht, manchen Dank verdienen. Ich würde durch schönen Druck und durch Kupfer von unsern besten Meistern für ein schönes Äußeres sorgen, und so würden wir eine Weihnachtsgabe für nächstes Jahr bereiten, die gewiß willkommen seyn würde. Der größte Theil der lyrischen Gedichte ist in der Sammlung der Schriften enthalten, die bey mir erschienen ist, und da ich davon leider! noch einen sehr großen Vorrath habe, so hätt ich die Gedichte wohl ohne Ungerechtigkeit oder Indiscretion da herausnehmen können, wenn dadurch nicht mein Hauptzweck, ein schönes Äußere, und überdieß die Vollständigkeit verfehlt würde. Zur Vollständigkeit würde dann auch gehören, daß die lyrischen Dichtungen, die in seinen Theaterstücken verstreut sind, und die ein für sich bestehendes Ganze bilden, mit aufgenommen wurden. Als Beyspiel führe ich nur aus dem ‚Egmont' das durch die herrliche Composition so allgemein verbreitete ‚Freudvoll und leidvoll' an.

Vielleicht ließe Göthe sich um unsrer alten Verhältnisse willen, geneigt finden, mir eine solche Sammlung zu übergeben, besonders wenn ich mich Ihrer gütigen Fürsprache erfreuen dürfte . . ."

Knebels Versuch, Goethe einem solchen Plane günstig zu stimmen, war jedoch erfolglos. Dieser berief sich auf seine Verbindung mit Cotta, die einem solchen Unternehmen hindernd im Wege stünde. Der nächste Brief Göschens an Knebel beweist, daß die vielumstrittene Frage, inwieweit dem Verfasser das Recht zustehe, Werke, die von einer Firma veröffentlicht worden waren, in eine große und revidierte, aber von einer andern Firma verlegte Sammlung aufzunehmen, noch immer seine Gedanken beunruhigte.

„. . . Sehr herzlich danke ich Ihnen", schreibt er am 9. Dezember, „für die Güte mit welcher Sie sogleich meine Bitte wegen Göthe aufgenommen und erfüllt haben. Ich

kann aber nicht leugnen, daß ich mich nicht ganz in ihn finden kann; denn ich sehe gar nicht ein, wie ihn jetzt sein Verhältniß zu Herrn Cotta in Verlegenheit setzen kann, da er sich früher so leicht über die Verhältnisse mit mir wegsetzte. Auch verlange ich ja nur erstaunlich wenig, und noch dazu etwas, was ich größtentheils ohne Erlaubniß des Verfassers thun dürfte; denn er kann mir durchaus nicht wehren, die Gedichte, die ich früher gedruckt habe (und das ist der größte Theil) zu drucken so oft ich will. Aber ich möchte gern etwas Gutes, etwas Vollständiges liefern, und dies mit vollkommner Zustimmung des Verfassers. Ich wiederhole, daß ich keine Sorgfalt sparen würde, ein recht geschmackvolles Äußere zu geben, und so dasjenige zu erreichen, was mir vorschwebt . . ."

Vermutlich blieb Goethe hartnäckig, denn eine solche Separatausgabe seiner lyrischen Gedichte wurde nicht veranstaltet.

Was Wieland betrifft, so befand sich Göschen in einer eigentümlichen Lage. Fast zwanzig Jahre waren verflossen, seit er seinem Freunde 3000 Taler vorgeschossen hatte als Abschlagszahlung für die beabsichtigte zweite Auflage, die aber bis zum Jahre 1817 nicht in Angriff genommen war. Bis 1800 hatte Wieland 4% Zinsen gezahlt; seit der Zeit jedoch hatte Göschen keinerlei Gewinn aus dem Gelde gezogen, und während der furchtbaren Kriegsjahre war auch das Kapital selbst ihm unerreichbar. Endlich im Jahre 1817 traf der Verleger Vereinbarungen zu einer zweiten Auflage mit Wielands Söhnen. Er zahlte ihnen noch 2000 Taler dazu und beanspruchte keine rückständigen Zinsen. Auch diese neue Summe wurde ausbezahlt lange Jahre, ehe das große Werk vollständig in den Händen des Publikums war.

Jetzt wurden Wielands Werke auf 49 Bände verteilt. Professor Gruber*), Wielands intimer Freund, war der Herausgeber, und fügte als solcher eine sehr interessante Biographie

*) Johann Gottfried Gruber, namhafter deutscher Schriftsteller und Gelehrter, Professor in Halle (1774—1851).

des Dichters hinzu, so daß die ganze Sammlung jetzt aus 53 Bänden bestand. Das deutsche Publikum hatte Wieland nicht vergessen; sein Name hatte noch nicht seine Zauberkraft verloren; und als die verschiedenen Lieferungen einander folgten, fanden sie eine warme Aufnahme. In seiner Freude schrieb Göschen an Böttiger: „Wieland geht immer."

Aber die Nachdrucker übten wieder ihr unerträgliches Gewerbe aus. Einer dieser Herren hatte Herders und Lessings Schriften veröffentlicht und einen Neudruck Wielands angekündigt. Göschen beschloß nun, sofort diesen Plan zu durchkreuzen, indem er den Wieland zu einem so niedrigen Preise herstellte, wie ihn nur das „Diebsgesindel" ermöglichen konnte. Unter ähnlichen Umständen hatte auch Cotta eine Taschenausgabe der Schillerschen Werke gedruckt. Demgemäß bereitete er eine außerordentlich billige Ausgabe in 53 Bänden vor zu dem Preise von sechzehn Talern, d. h. von ungefähr einer Mark pro Band. „Sie wissen," schreibt er darüber an Böttiger, „daß ich an dieses Unternehmen mit Zagen ging . . . Aber freuen Sie sich mit mir, ich bin schon außer Gefahr . . . Wohlfeilheit und Schönheit der Ausgabe haben dies bewerkstelligt und die Liebe der Deutschen für Wieland" (23. Okt. 1818).

Ein zweiter alter Freund und berühmter Dichter nahm Göschens Aufmerksamkeit im Jahre 1822 in Anspruch. Seine schöne Ausgabe der Klopstockschen Werke hatte keinen finanziellen Erfolg gehabt. Als der Verleger die große Masse unverkaufter Exemplare und den außerordentlich langsamen Absatz bemerkte, rief er verzweifelnd aus: „Wann wird dieser Mann wieder am Horizonte auftauchen?" Und dennoch schenkten die Nachdrucker dem Dichter ihre Beachtung, wodurch dann wieder Göschen, in hellem Zorn über ihre Machinationen, und Feuer und Flamme in seiner Begeisterung für den großen Dichter, angestachelt wurde, wie bei Wieland eine Taschenausgabe herzustellen. Zu dem Zweck wies er andere Arbeiten von der Hand. Das neue Unternehmen er-

forderte nach seiner Meinung in erster Linie seine Aufmerksamkeit, ja es mußte, wenn notwendig, seine Zeit und seine Mittel ganz allein in Anspruch nehmen. In einer unglaublich kurzen Frist erschien eine zwölfbändige Ausgabe zum Preise von $3^1/_3$ Taler. Göschen war bei dieser Gelegenheit so voller Eifer, daß er ein eigenes Zirkular an die Buchhändler erließ, worin er die Überzeugung aussprach, die „Herren Collegen" würden sich ebensosehr für diese interessieren, wie sie es bei Schillers Werken getan hätten; „denn Deutschland ehre seinen Klopstock wie seinen Schiller".

Das kühne Unternehmen gelang vollständig. Es trug dazu bei, Klopstock volkstümlich zu machen, und Göschen sandte in der kurzen Zeit von fünf Jahren 12000 Exemplare in die Welt.

Für mich hat das Bild des Verlegers, der in seinem hohen Alter noch einmal einem jugendlichen Unternehmungsgeist huldigt, seine alten Lieblingsdichter neu herausgibt, die Nachdrucker durch die außerordentliche Billigkeit seiner Bücher mit ihren eigenen Waffen schlägt, dadurch das System billiger aber echter Ausgaben fördert und die besten Bücher dem größten Leserkreise zugänglich macht, etwas überaus Rührendes. Aber die Kritiker des Tages und, wie es scheint, auch die Schriftsteller fanden an diesen Taschenausgaben vieles auszusetzen. Göschen hielt diese Angriffe für durchaus töricht und gab seinem Unwillen an Böttiger Worte. Wie lächerlich müßten diese Einwendungen den Fremden erscheinen! Denn die Elzevirausgaben der Klassiker wären doch auch als Taschenausgaben gedruckt. Italien, England und Frankreich hätten ihre besten Dichter in Taschenform herausgegeben, während die guten und schönen Ausgaben unserer Dichter auf die unverschämteste Weise in allen südlichen Provinzen nachgedruckt worden seien. In den ersten zehn Jahren habe er nur 1500 Exemplare von Schillers „Carlos" verkauft, die Nachdrucker 20000. Daher könne ihm niemand einen Vorwurf daraus machen, daß er billige Ausgaben herstelle und sich

selber nachdrucke. Statt dessen sollten sich alle Schriftsteller Deutschlands vereinigen und ihre Beschwerden beim Bundesrat vorbringen, denn auf die Verleger höre man nicht. Auch habe die Sache noch eine andre Seite. Ein paar Dutzend Exemplare der guten Ausgabe des Klopstockschen „Messias" würden im Jahre abgesetzt, nicht mehr. Von den billigen Ausgaben aber seien 12000 Exemplare in ein paar Jahren verkauft. Und warum? Weil es 12000 Leute in Deutschland gebe, die für die gute Ausgabe Klopstocks zwar keine zwölf Taler bezahlen könnten, aber imstande seien, für eine billige Ausgabe eine kleine Summe zu erübrigen. Diese Leute würden, hätte er keine solche billige Ausgabe veranstaltet, zu den Nachdruckern gelaufen sein.

Noch zwei Neudrucke der Werke berühmter Autoren, die vor ihm aus dem Leben geschieden waren, fallen in diese Periode der Verlagstätigkeit Göschens. Iffland und Thümmel waren in den Jahren 1814 und 1817 gestorben. Mit Lust und Liebe unternahm er es, seine Pressen für diese Freunde aus vergangenen Zeiten noch einmal in Bewegung zu setzen. Eine zweite und billige Auflage der lebendigen und witzigen Reisen Thümmels erschien und von Ifflands Werken eine neue Auswahl. In beiden Fällen erfüllten sich Göschens Erwartungen; die Beliebtheit der neugedruckten Bücher bewährte sich auf lange hinaus, und so wurde das Andenken an Männer, die wir trotz ihrer damaligen Berühmtheit nur für Schriftsteller zweiten Ranges gelten lassen können, durch mehrere Generationen wach erhalten.

Aber Göschen gemahnt uns an seinem Lebensabend nicht nur durch die Neudrucke dahingeschiedener Autoren an die ruhmreichen Tage Weimars. Es fand sich noch ein anderes Verbindungsglied. Knebel, dessen deutsche Properzübersetzung von Göschen im Jahre 1798 veröffentlicht worden war, klopfte als einer der ersten nach der Wiederherstellung des Friedens bei dem Verleger an (1815). Er hatte seinerzeit verschiedene Gedichte für Zeitschriften geschrieben, die seit-

dem zu existieren aufgehört hatten, wie den „Merkur“ und den „Musenalmanach“, und diese Klänge aus vergangener Zeit bot er nun Göschen an, der sie bereitwillig annahm und in schöner Ausstattung druckte. Knebel schickte ein Exemplar davon an Goethe und schrieb dabei:

„Du wirst die kleine Sammlung meiner Gedichte freundschaftlich und gütig aufnehmen, ob es gleich nur Schaupfennige sind, die ich an der Schwelle eines königlichen Schatzes niederlege. Unser deutscher Didot in Leipzig hat sich ganz reinlich dabei verhalten, nur scheint es mir, daß die Lettern zum Verhältnis des Formats etwas zu klein sind.“ *)

Hierauf antwortete Goethe:

„Gar freundlich blicken die zarten Gedichte aus den schönen Räumen und wenn auch die Lettern anfangs etwas zu klein scheinen dürften, so befreundet man sich doch bald damit, da sie dem Inhalt angemessen sind.“ **)

Im Jahre 1820 nahm Göschen auch die Übersetzung des „Lucrez“ von Knebel, die er vor 15 Jahren abgelehnt hatte, zur Veröffentlichung an. Er schrieb darüber an Heeren, es sei eine prachtvolle Übersetzung, an welcher Knebel in Gemeinschaft mit Goethe, Wieland, Böttiger und Herder über zwanzig Jahre lang gearbeitet habe; Deutschland hätte bisher noch keine so schönen und dem Original so treu nachgebildeten Hexameter besessen. Sie ließen sich nicht wie eine Übersetzung, sondern wie die von einem großen deutschen Dichter inspirierten Verse lesen.

Die Probebogen gelangen ausgezeichnet, und Knebel, der sie an Goethe gesandt hatte, erhielt vom Dichter eine Antwort, in die eine schöne und höchst freundliche Anerkennung meines Großvaters eingeflochten ist.

„Endlich, theuerster Freund,“ schrieb der Dichter, „wird mir ein dringendes Anliegen erfüllt, welches ich oft seit vielen

*) Jena, den 31. Oktober 1815. Siehe „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel“ (1851), Bd. II, S. 176.

**) Weimar, den 4. November 1815. Ebendas. S. 176.

Jahren ausgesprochen habe, Deine Übersetzung nämlich des Lucrez zu sehen. Herrn Göschen will ich den schönsten Dank sagen, daß er sich hierin, wie in so manchem Andern, bereitwillig erwiesen, unsere Muse zu begünstigen. . . ." *)

Absatz fand der „Lucrez" übrigens nicht. Aber der Verleger hatte ihn ja auch nicht um des Nutzens willen erworben; denn einen solchen erwartete er nicht, sondern um alter Zeiten willen, aus Anhänglichkeit an den Mann, der ein Kamerad seiner Weimarer Freunde, ein Schützling Karl Augusts und Schüler und Freund des größten Dichters seiner Zeit gewesen war.

Wichtiger als die Veröffentlichung der Knebelschen Gedichte und Übersetzungen waren für Göschen die mit zwei neuen Autoren, den Dramatikern Müllner und Houwald**), in den Jahren 1815—1822 angeknüpften Verbindungen.

Müllner war Advokat, und ein streit- und habsüchtiger Geist machte sich in allen seinen literarischen Beziehungen geltend. Bei aller seiner Erfindungsgabe in der Anlage seiner Dramen, bei allem Witz und Sarkasmus und aller Eleganz in der Ausführung, bei aller seiner Menschenkenntnis fehlte ihm doch die Wärme und die Empfindung. Er selbst, ein boshafter und unnachsichtiger Kritiker, fand, daß man seine Schriften mit der gleichen Brutalität behandelte. Sie hatten aber nichtsdestoweniger einen guten Absatz.

Göschen erwarb zunächst sein Hauptwerk: „Die Schuld" im Sommer 1815, und zwar für die Summe von 200 Talern. Die erste Auflage von 2000 Exemplaren war rasch vergriffen. Göschen schloß dann einen Vertrag mit dem Verfasser wegen einer zweiten Auflage von abermals 2000 Exemplaren, und diesmal trieb ihn Müllner in die Höhe, bis er ein Honorar von 26 Talern für den Bogen hatte. Ferner schlug der Verleger, von dem Erfolg der Tragödie und dem steigenden

*) Weimar, den 14. Februar 1821. Siehe l. c., S. 280.

**) Müllner, Adolf (1774—1829). Houwald, Ernst Christoph, Freiherr von (1778—1845).

Ruhm seines neuen Autors angefeuert, Müllner vor, eine Sammlung von Stücken in jährlichen Bänden zu unternehmen unter dem Titel „Almanach für die Privatbühne", und zwar zum Preise von 26 Talern pro Bogen für die eigenen Stücke und 16 für die seiner Mitarbeiter, abgesehen von einem beträchtlichen Honorar als Herausgeber. Eine Auflage von 3000 Exemplaren wurde veranstaltet und fand reißenden Absatz.

Unterdessen hatte Müllner fleißig an einem andern Stücke: „König Yngurd", gearbeitet, für das er eine Art Konkurrenz unter den Verlegern herauszufordern bestrebt war. Zuerst schloß er einen vorläufigen Kontrakt mit einer Berliner Firma ab und schickte diesen dann an Göschen, um zu sehen, ob dieser bessere Bedingungen zugestehen wolle als der Berliner. Aber der alte Verleger geriet darüber, wie sich denken läßt, in Wut. Warum sollte er Kontrakte lesen, die ihn nichts angingen? „Wenn Dr. Müllner uns Yngurd giebt, so weiß er aus unseren Briefen, was er will und was wir wollen. Nicht ein Jota mehr oder weniger als was in diesen Briefen bestimmt ist; mag er uns den Yngurd überlassen oder nicht", schrieb er an Susemihl.

Schließlich erwarb Göschen das Stück trotzdem, und zwar um den Preis von 1250 Talern bei einer Auflage von 4000 Exemplaren. Müllner selbst erzählt diese Geschichte in einem sonderbaren kleinen Buch, das er einige Jahre später verfaßte und „Meine Lämmer und ihre Hirten" betitelte. Er berichtet darin in seiner amüsanten, aber brutalen und bissigen Weise von seinen Verhandlungen mit Härtel in Berlin, Cotta, Vieweg und Göschen in Leipzig. Nur der letztere entging der Geißel seines Spottes. Der schlaue Advokat gab zu, daß er mit Göschens Handlungsweise stets sehr zufrieden gewesen sei. Statt für die neuen Auflagen der „Schuld" weniger zu bezahlen — nach dem Geist des preußischen Gesetzes —, habe dieser das Honorar bei jeder Auflage erhöht.

„Göschen hatte sich nicht nur im Briefwechsel den bereitwilligen Pächter meiner Grundstücke genannt," fährt Müllner

fort*), „sondern er war es auch, und er war ein getreuer Pächter, den ich, wenn ich ein reicher Grundeigenthümer gewesen wäre, nie mit einem andern vertauscht haben würde. Während der Dauer dieser ruhigen und angenehmen Beziehungen, so wünschenswerth für jeden Schriftsteller, aber von ganz unschätzbarem Werthe für einen Dichter, weil alle kaufmännischen Scherereien so leicht den Genius verscheuchen, hatte mir die tragische Muse ein neues Eigenthum in Yngurd beschert. Göschen hatte Konkurrenten."

Dann erzählt Müllner ganz naiv, wie ein angesehener und wohlhabender „Berliner" ihm mehr angeboten hätte, als „er dem bejahrten Göschen, der seinem Herzen theuer geworden sei, auf das Spiel zu setzen hätte anmuthen dürfen". Dadurch sei er in eine ganz außergewöhnliche Lage gebracht worden und hätte nicht gewußt, wie er die Anhänglichkeit an seinen Freund mit seinen Pflichten als Familienvater in Einklang bringen sollte. Endlich siegte die Familie, und Yngurd sollte dem neuen Pächter zufallen.

„Aber noch war im Rathe der Götter die Störung des Verhältnisses zwischen mir und Göschen nicht beschlossen", fährt Müllner fort**). Er hatte die Tragödie dem König von Sachsen gewidmet. Dies gefiel dem Berliner Verleger nicht. Er fürchtete, daß seine Berliner Kunden mit Rücksicht auf die immer noch bestehende Spannung zwischen Preußen und Sachsen wegen des Königs Friedrich August, durch diesen Beweis sächsischer Königstreue beleidigt werden würden, und verlangte die Weglassung der Widmung. Müllner lehnte dies Ansinnen kurz ab und bat um eine bedingungslose Aufhebung des Kontraktes. Der „Berliner" stimmte zu, und so trat Göschen an seine Stelle.

Was den Absatz betraf, so erwies sich Yngurd sehr erfolgreich. Die große Auflage von 4000 Exemplaren wurde

*) „Meine Lämmer und ihre Hirten" (1828), S. 36.

**) Ebendas. S. 41.

innerhalb eines Jahres verkauft, und eine zweite folgte alsbald. Bald jedoch hatte der durch seine großen und dauernden Erfolge geblendete Dichter den Punkt erreicht, wo ein Bruch mit dem Freunde, „der seinem Herzen theuer geworden war", sich als unvermeidlich herausstellte. Er hatte eine neue Tragödie, „Die Albaneserin", vollendet und zur Durchsicht an Göschen übersandt. Bald aber ließ er ihn wissen, daß eine konkurrierende Firma ihm 2500 Taler bar für eine Auflage von 8000 Exemplaren angeboten habe. Dies wollte der bejahrte Verleger nicht riskieren und er wurde noch einmal von Cotta, denn dieser war der Konkurrent, verdrängt*).

Trotzdem bewahrte dieser streitsüchtige Schriftsteller Göschen das freundlichste Andenken. Dem Kapitel in dem genannten Büchlein, das über seine Verhältnisse zu Göschen berichtet, und das im Jahre 1828 geschrieben wurde, fügt er folgende Anmerkung hinzu:

„Ehe die vorliegende Schrift unter die Presse kommt, lese ich, daß Göschen, 78 Jahre alt, am fünften April dieses Jahres gestorben ist. Doppelt lieb ist es mir nun, daß ich nur Gutes von ihm zu sagen hatte. Leicht sei ihm die Erde!" **)

Göschen hatte sich seinerseits durch die Gier des Dichteradvokaten tief verletzt gefühlt. Er schrieb darüber an Böttiger: „Mit Müllnern bin ich mercantilisch auseinander ohne Streit. Ich kann keinen Mäcen spielen; sondern muß rechnen." Dann schildert er des Dichters habgieriges Vorgehen, das allen Nutzen des Verlegers ausschlösse, und endet mit den zornigen Worten: „Ich war sein Pächter und Colporteur. Wenig werden die Wissenschaften dabei gewinnen, wenn die

*) Cottas Beziehungen zu Müllner wurden fortwährend durch des letzteren Streitsucht und Rechthaberei gestört. Schließlich mußte man sogar, wie der Dichter sich ausdrückt, zur „Themis und ihrer Wage" seine Zuflucht nehmen.

**) Ebendas. S. 47.

Buchhändler dazu herabgewürdigt werden, und wenn alle eigentliche Speculation aufhört . . . Leute, die Vermögen haben, werden lieber mit Stockfisch handeln, als Colporteur des Herrn Müllner in Weißenfels an der Saale sein.“*)

Ein von Müllner an Charakter sehr verschiedener Mann war der liebenswürdige, bescheidene und wohlwollende Houwald. Als Grund für die Übertragung seiner Verlagsgeschäfte von Berlin an Göschen in Grimma im Jahre 1817 führte er an, er sei ein Sachse von Geburt, die Provinz aber, die er bewohne und worin er als Gutsherr und Abgeordneter eine Rolle spiele, sei von Sachsen losgetrennt und von Preußen annektiert. Es sei schlimm genug, daß die Kinder seines Leibes in Preußen Militärdienste tun müßten; die Kinder seines Geistes sollten auf jeden Fall im Lande ihrer Geburt bleiben.

Unter diesen „geistigen Kindern“ befand sich eine kleine Sammlung von Erzählungen für die Jugend. Houwald einigte sich leicht mit Göschen über die Bedingungen, und das im Jahre 1819 veröffentlichte Buch hatte großen Erfolg.

Auf dieses Buch folgte ein wichtigeres Werk: die Tragödie „Das Bild“. Sie hatte bei ihren Aufführungen den ungeteiltesten Beifall gefunden und den Verfasser mit einem Schlage zu einem berühmten Manne gemacht.

Nun sandte Houwald das Manuskript des Trauerspiels an Göschen, der ebenfalls ganz entzückt davon war. Die Unterhandlungen, die folgten, boten einen entschiedenen Gegensatz zu denen mit Müllner und offenbarten das größte Zartgefühl auf beiden Seiten. Weder der Verleger noch der Dichter wollte der erste sein, der Honorarbedingungen erwähnte. Auch existieren über das Endresultat keine schriftlichen Dokumente. Nur die Tatsache bleibt bestehen, daß die Tragödie von Göschen veröffentlicht wurde, daß sie in Buch-

*) Neuerdings hat Geiger im sechsten Jahrgang der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ einige interessante Briefe Müllners an Göschen mitgeteilt.

form gleichen Erfolg errang wie auf der Bühne, und daß nach und nach noch mehrere Schauspiele Houwalds dem Göschenschen Verlage übergeben wurden.

Natürlich fehlte es nicht an Kritikern. Müllner selbst war auf Houwald eifersüchtig geworden. Mein Großvater war äußerst besorgt, daß die Erzeugnisse des letzteren ihren eigentümlichen Charakter einbüßen könnten, und daß ihr Verfasser sich dem Stil oder Beispiel von Nebenbuhlern anbequeme*).

Übrigens beweist die für die „Seeräuber" allein bezahlte Summe von 2000 Talern, welche Höhe die Honorare schließlich erreicht hatten. Die Summe ist die gleiche, die Goethe für 8 Bände seiner gesammelten Werke erhielt!

Houwald wurde vom König von Preußen mit Ehren überhäuft. Er war eine Berühmtheit, man drängte sich, seine Stücke zu sehen, konkurrierende Verleger bewarben sich um seine Gunst. Jetzt sind Müllner und er fast vergessen. Trotzdem ist es von Interesse zu wissen, nicht nur wer die wirklich großen Männer in vergangenen Tagen waren, sondern auch wer berühmt, wer volkstümlich und beliebt bei seinen Zeitgenossen war. Daß die Schicksalstragödien Müllners und Houwalds jahrelang das Feld behaupten konnten, ist ein charakteristisches Kennzeichen dieser Kulturperiode. Erst durch die Anstrengungen Platens im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurden sie aus der öffentlichen Gunst verdrängt; im Göschenschen Kataloge aber nehmen sie noch heute eine hervorragende Stellung unter den Werken ein, welche in den zehn Jahren von 1817—1827 dem Geschmack des Publikums am meisten zusagten.

Platen selbst bot im Jahre 1823 meinem Großvater eine Sammlung von Gedichten an. Er wünschte besonders, sie geschmackvoll gedruckt zu sehen, und schrieb, er wisse nicht, an wen er sich besser wenden könne als an Göschen, dessen

*) In einem Briefe an Böttiger vom 28. Februar 1822 spricht er sich dahin aus.

Liebe zur Dichtkunst und zu schönen Ausgaben deutscher Dichter allgemein bekannt sei. Als literarischer Aristokrat forderte er kein Honorar, sondern nur 53 Freiexemplare und ein schönes Gewand für sein kleines Werk.

Sein Name kommt aber im Katalog der Göschenschen Verlagsschriften nicht vor. Göschen muß also das Buch abgelehnt haben, obschon der Name des Verfassers der Firma Ehre gemacht haben würde. Wahrscheinlich hatte er zu viel auf Händen.

Ein zweiter einflußreicher und wirksamer Kritiker Houwalds und Müllners war Tieck. Er lieferte Göschen nur eine einzige Schrift, nämlich einen Beitrag zur „Thalia" im Jahre 1794; aber die Eigentümlichkeit seines kraftvollen und zweifellosen Talentes erregte des Verlegers lebhaftestes Interesse und zum Teil auch seine Bewunderung. Ich kann mich nicht enthalten, hier des letzteren treffende Beurteilung eines seiner besten Stücke anzuführen, obwohl sie einer früheren Zeit angehört.

„Ich habe Tiecks heilige Genoveva gelesen," schreibt er an Böttiger im Jahre 1800; „des Menschen ganzes Wesen scheint Wohllaut und Poesie zu seyn. Aber die Kunst hat ihm ihre Gunst total versagt. Da ist auch nicht für einen Pfennig Haltung, Anordnung, Plan und Wahl, mithin auch keine dauerhafte Wirkung des Ganzen, statt dessen sind Crudităten, welche die reine und erquickende Quelle oft ganz ungenießbar machen."

Und einige Tage später, am 15. Februar, kommt er auf dasselbe Thema zurück:

„. . . Das Geschmacklose, Alberne muß allerdings so gerügt werden; sonst schafft die Kritik keinen Nutzen. Tieck als eine Erscheinung in der poetischen Welt ist mir ebenso interessant als Jean Paul. Sie gehören beyde unter die Außerordentlichen. Wenn aber das Musenlamm Tieck ein ungezogener kritischer Stehr oder Schaafbock wird und andern würdigen Menschen auf den Leib springt, wenn er andern Menschen

Theorieen, Manieren, Meinungen, Träumereien aufhängen und sie zu Wesen seiner Art machen will, dann muß man ihn hauen, was das Zeug halten will, damit er zahm wird. Sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen bin ich denn für alles Verständniß von Gott so gänzlich vernachläßigt, daß es meine Schuld ist, bis dato aus Tiecks poetischem Journal noch nicht herauskriegen zu können, was der Mensch eigentlich unter Kunst und unter dem Höchsten der Poesie versteht? daß ich nicht wegkriegen kann, ob Shakespeare für ihn blos das ist was wir andern ehrlichen Leute unter einem vorzüglichen Geist und großem Genie verstehen, oder ob er ihm ein bequemes Handlexicon über alle Dinge im Himmel und auf Erden, eine Rumfordische*) Suppe . . . kurz der Schlüssel zu allen sichtbaren und unsichtbaren Schätzen der Natur ist? Ach Tieck, Tieck wie könnte man dich hudeln wenn man Zeit hätte dich dramatisch zu behandeln! Aus seinen Briefen über Shakespeare kann eine der drolligsten Comödien entstehen, welche die Welt gesehen hat."

Von weit geringerer Bedeutung als Tieck war eine Gruppe von Romantikern, die man zuweilen mit dem Namen „Trivialromantiker" bezeichnet, und die in dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts blühte. Ihre Erzeugnisse waren meistenteils ein sonderbares Gemisch von Sentimentalität inmitten von tagtäglichen Ereignissen. Sehr Gewöhnliches wird hier zuzeiten mit romantischem Schmuck überladen und mit Vorliebe theatralisch ausstaffiert mit Figuren von Schäfern, Jägern, Förstern, Malern und andern interessanten Persönlichkeiten. Friedrich Kind war eine Hauptleuchte dieser Schule. Gelegentlich jedoch gelang ihm innerhalb der ihr eigen-

*) Der aus dem Amerikanischen Unabhängigkeitskriege bekannte W. Thompson. Er zeichnete sich später in München durch seine sozial-politische Tätigkeit aus, gründete Arbeitshäuser und verbesserte das Polizeiwesen. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er zum bayrischen Grafen Rumford gemacht. Die nach ihm benannte Suppe war eine besonders nahrhafte von ihm erfundene Armensuppe. Siehe I, 329, A.

tümlichen Grenzen ein höherer Wurf. Vermutlich verleitete ihn seine Verbindung mit Apel und Laun*) bei der Herausgabe des Geister- und Wunderbuches in das Gebiet der Schauerromantik, des Grauens und der geheimnisvollen Erscheinungen. Hier hat er einen großen Erfolg, der seinen Namen mit einem unsterblichen Werk verknüpft hat, zu verzeichnen. Er verfaßte die Geschichte und schrieb das Libretto für Webers „Freischütz".

Weber hatte sich, wie bekannt, im Jahre 1816 in Dresden niedergelassen**). Im Jahre 1817 wurde er dort zum Kapellmeister ernannt, und in demselben Jahre begann er seine erste romantische Oper, den „Freischütz". Erst vier Jahre später erlebte diese ihre erste, von ungeteiltem, enthusiastischem Beifall begleitete Aufführung in Berlin. Kind soll überzeugt gewesen sein, daß ein großer Teil des Erfolges auf Rechnung des Librettos zu schreiben sei. Es soll ihn gekränkt haben, daß ihm kein größerer Anteil an den Ehrenbezeigungen beschieden war. Folgender Auszug jedoch aus einem Briefe Göschens an Böttiger hinterläßt den Eindruck, daß Kinds Verdienste als Librettist des „Freischütz" gar wohl von den Kritikern anerkannt wurden.

„Den Freischützen hat Ihnen mein Sohn geschickt, der solchen in Verlag hat. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß Webers Verdienste überall in ganz Deutschland so laut und so allgemein anerkannt werden, da sie bisher nur im Stillen und von Unparteiischen anerkannt wurden. Ebenso sehr freut es mich, daß Kinds Verdienste um die Oper anerkannt werden; er hat sicherlich das heillose Zeug, was man Oper nannte, unter die Füße getreten,

*) Apel, Joh. Aug., als Dichter unbedeutend, als Gelehrter und Forscher auf dem Gebiete der Metrik hoch bedeutend. (1771—1816.)

**) Weber war mit meinem Großvater wie mit meinem Vater befreundet. Der letztere besuchte den großen Komponisten in London oft, als er im Hause des Musikers Sir George Smart auf dem Kranken- und Sterbelager lag. (1826.) G.

indem er gezeigt hat, daß man etwas beſſeres für die Oper ſchaffen kann." (28. Febr. 1822.)

Nach und nach wurde Kind der Mittelpunkt der beaux esprits in Dresden und ein tonangebendes Mitglied einer kleinen Geſellſchaft, die ſich der „Dichterthee" nannte! Welch ein Zeichen der Zeit! Wenn die Überlieferung recht hat, ſo bildete er ſich ein, einen ſehr hohen Platz in der Literatur jener Epoche einzunehmen.

Eine Folge ſeiner Bekanntſchaft mit Göſchen war die, daß er dieſem einen ganzen Schwarm von Romantikern zuführte. Aber der alte Verleger hatte nur einen ſehr begrenzten Reſpekt vor ihnen und zeigte kein Verlangen, von den einzelnen Mitgliedern dieſer Gruppe Anerbieten anzunehmen. Brentano bot ihm vergebens ein Manuſkript an; Graf von Loeben*), der unter dem Namen Iſidorus Orientalis ſchrieb, und den einige ſeiner Zeitgenoſſen zum Haupt der romantiſchen Schule ſtempeln wollten, wandte ſich dagegen mit mehr Erfolg an ihn. Er bot ihm einen Band Gedichte unter dem ſchwachen Titel: „Der Schwan. Poeſieen aus dichteriſcher Jugend" an, die im Jahre 1816 erſchienen. Wie Stolberg ſeinerzeit war der ariſtokratiſche Verfaſſer mit einer Anzahl Freiexemplare als Honorar zufrieden. Gedichtſammlungen bildeten eben keine ſehr gut verkäufliche Ware. Später verlegte er bei Göſchen eine Art Almanach unter dem ebenſo überſchwenglichen Titel: „Die Heſperiden, Blüthen und Früchte aus der Heimath der Poeſie und des Gemüths". Für dies Werk bezahlte ihm der Verleger ein geringes Honorar; das kleine Bändchen aber deckte die Koſten nicht, und nur ein Band kam zuſtande.

So hatte Göſchen von den Romantikern wenig Ruhm oder Nutzen geerntet, und als ein ferneres Angebot von einem Mitglied dieſer Schule, noch dazu von einer Frau, nämlich von Fouqués Gattin, an ihn gelangte, ließ er ſeinen

*) Otto Heinrich, Graf von Loeben (1786—1825); ein edler Menſch und nicht unintereſſanter Dichter und Schriftſteller.

Gefühlen in einem Briefe an einen Freund freien Lauf. Mit ſtarken Worten redet er gegen den Andrang der Frauen zum literariſchen Beruf. Frauen ſollten in der Literatur ebenſowenig glänzen wie auf dem Schlachtfelde*). Die Zahl der Frauen, die jetzt zu ſchreiben anfinge, wachſe ins Rieſengroße. Sie und Studenten, Schulknaben und andre Jünglinge wünſchten das Publikum zu amüſieren, und daraus würde nur eine lächerliche Sündflut entſtehen. Ein erfahrener Verleger könne im Hinblick auf die zahlloſen täglichen Zeitungen, Journale, Almanache uſw. in der Belletriſtik nur das gebrauchen, was ausnahmsweiſe gut ſei. Dies müſſe auch das Prinzip ſeiner Firma bleiben. Sein Freund würde vielleicht lachen und ſagen: Irgend ein Buch, das guten Abſatz finde, ſei ein gutes Buch für den Verleger. Das ſei allerdings ganz wahr, dennoch habe es ihm in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſchadet, wenn er ſich unabänderlich die Frage vorgelegt habe, ob dieſe Bücher länger als die zwölf Monate des Jahres eine Exiſtenzberechtigung hätten.

Mit Ausnahme der Herausgabe einer neuen Zeitſchrift, des „Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen", das von Kind herausgegeben wurde und die Stelle der „Harfe" einnahm, finden ſich in Göſchens Büchern keine weiteren Beziehungen zu den Spätromantikern verzeichnet. Für ihn, den Verleger, der den Höhepunkt literariſcher Blütezeit mit erlebt hatte, mußten ſie in der Tat einen ſonderbaren Gegenſatz darſtellen.

Im Jahre 1826 wagte es Göſchen, das Werk eines Dichters zu verlegen, der einer andern und ältern Schule angehörte, nämlich Baggeſens, des enthuſiaſtiſchen Schillerverehrers, humoriſtiſches Epos „Adam und Eva". Es war dies ein ſonderbares Produkt, und die Behandlung der Schöpfung und des Sündenfalls in einem humoriſtiſchen Stile dürfte in irgend einer Zeit als ein waglicheſ Unter-

*) Göſchen ſcheint das „Frauenjournal" gänzlich vergeſſen zu haben.

nehmen erschienen sein. Göschen verteidigte das Gedicht; es sei im Grunde nicht unehrerbietig. Wirklich scheint es einer Gesellschaft junger Damen in Dresden vorgelesen worden zu sein, wie aus einer neuen, jüngst veröffentlichten Ausgabe des Buches hervorgeht, die eine Zuschrift an den Dichter von seinen weiblichen Bewunderern enthält, in der diese Tatsache ausdrücklich erwähnt wird. Daß die religiösen Kreise trotzdem Anstoß daran nahmen, erhellt aus einem Briefe Göschens vom 13. Januar 1827 an Böttiger, in dem er schreibt:

„. . . Der fromme Minister, Herr von Einsiedel ist ein liebenswürdiger und einsichtsvoller Mann. Er sieht gewiß ein, daß ein humoristisches Gedicht kein Gesangbuch, kein Katechismus und kein Andachtsbuch ist; auch weiß er ebenso gut als wir beide, daß, wenn der ‚Sündenfall' von Baggesen schädlich seyn könne, der Rezensent in dem Leipziger Repertorium der Welt keinen Dienst mit der Anzeige gethan hat. Verbote und Alles was Aufhebens machen kann, zieht Leser herbei, die sonst das Ding gar nicht betrachtet hätten. Wieland, Thümmel, Göthe, ja die Hälfte aller humoristischen Schriftsteller wäre ebenso verdammlich wie der arme Baggesen. Beim Licht besehen ist der ‚Sündenfall' wirklich religiös und Baggesen war religiös, nur mit der Genesis ist er etwas frei herumgesprungen. Ich dächte es sei nicht wohlgethan, den sächsischen Buchhandel mit harten Censuren zu drücken, da von andern Ländern scheele Blicke auf die Leipziger Buchhändlermesse geworfen worden . . ."

Gegen Angriffe auf seinen eigenen Anteil an der Sache protestierte er mit der Heftigkeit der Sprache, die sehr empfindliche Menschen bei solchen Gelegenheiten an den Tag zu legen pflegen. Er werde solche Kritiken nicht lesen, und man müsse die deutschen Skribilifaxen machen lassen.

Aber abgesehen davon, ob das humoristische Epos die Ehrerbietung verletzte oder nicht, jedenfalls war es das Erzeugnis eines hochverdienten Mannes, dessen Werke nicht nur damals berühmt waren, sondern zum Teil noch jetzt neu auf-

gelegt werden. Es zeigte mehr Gesundheit und Kraft als die ungesunde Sentimentalität vieler Spätromantiker.

Auf andern literarischen Gebieten folgte Göschen seinen alten Neigungen; sein Steckenpferd, die Kunstgeschichte, wurde auch jetzt nicht außer acht gelassen. Er verabredete einen Plan mit Böttiger, der sich ihm als Ratgeber und Führer in Fragen, wo Stiche, Bilder, Maler oder Bildhauer in Frage kamen, angeboten hatte, und der unterdessen zum Oberaufseher der Antikenmuseen in Dresden ernannt worden war, nämlich die Herausgabe eines Buches, dessen weitläufiger Titel auf den Inhalt schließen läßt: „Amalthea oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde." Schon im Jahre 1802 hatte Göschen ein gelehrtes und erfolgreiches Buch Böttigers: „Sabina oder Morgenszenen im Putzzimmer einer reichen Römerin*)" veröffentlicht. „Amalthea" war die Verwirklichung einer Idee, welche Göschen damals, angeregt durch den Erfolg jenes Buches, gefaßt hatte, nämlich die Herausgabe eines „Journals aus der alten Welt", worin hervorstechende Züge und Ereignisse des griechischen und römischen Gesellschafts- und Kunstlebens durch Augenzeugen berichtet werden sollten, — also in gewissem Sinne ein klassisches Gegenstück zur „Pandora", das die Moden der Jetztzeit und Ereignisse in der modernen Gesellschaft behandelte, — verbunden mit ästhetischen und moralischen Betrachtungen, die für meinen Großvater so charakteristisch waren. Böttigers archäologische Kenntnisse konnten sich in der „Amalthea" nach allen Seiten hin betätigen, doch sollten auch noch andere Schriftsteller zur Mitarbeiterschaft herangezogen werden. Der erste Band dieses kunsthistorischen Buches wurde denn auch sehr gut aufgenommen; doch besaß es die Elemente

*) Auf dem Titel wird das Buch ferner beschrieben als: „Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung des Privatlebens der Römer und zum bessern Verständniß der römischen Schriftsteller. Mit 13 Kupfern." Eine zweite Auflage erschien im Jahre 1806, eine dritte im Jahre 1878.

einer dauernden Popularität nicht. Ein zweiter Band erschien und ein dritter. Von dem letzteren wurden nur 60 Exemplare verkauft. So ging es ihm wie vielen andern Unternehmungen Göschens, für die sich zuerst ein lebhaftes Interesse kundgab, die sich aber nach den ersten wenigen Proben die Gunst der Leser nicht zu erhalten wußten.

Ein weiteres Beispiel von Göschens Anhänglichkeit an seine früheren Interessen und Neigungen war die fortgesetzte Aufmerksamkeit, die er der englischen Literatur schenkte. Immer noch war er entzückt von Sterne, als aber die Waverley-Romane in Deutschland bekannt wurden, trat Scott an dessen Stelle. Zehn Jahre lang, so schrieb er an Böttiger, war Scott sein Lieblingsschriftsteller unter den Briten gewesen, obwohl er seinem „Tristram Shandy“ *) nicht ganz untreu geworden sei. Besonders interessierte Göschen eine poetische Übersetzung des „Giaur“ von Byron, die ihm sein alter Freund, der Hofmarschall von Nostitz, der unter dem Namen Arthur vom Nordstern schrieb, zuschickte. Der Empfänger schilderte ihren Eindruck folgendermaßen:

„Das ist eine wunderbar schöne, unübertreffbare Übersetzung, die Übersetzung des ‚Giaur‘. Ich las sie erst als ein deutsches Dichterwerk . . . Ich kann mir vorstellen wie Byron sich freuen wird, wie Engländer, die Deutsch verstehen, sich wundern werden, daß die Pflanze ihres genialen Dichters so glücklich auf deutschem Boden gediehen ist.“

Von dem Wunsche beseelt, durch seine technischen Kenntnisse und seine literarische Erfahrung den Verfasser vor mitleidslosen Angriffen auf formelle Unvollkommenheiten zu schützen, hatte er das Gedicht Zeile für Zeile durchgenommen, es genau mit dem Originale verglichen und Anmerkungen und Verbesserungen dazu gemacht. In diesem wie in vielen andern Fällen zögerte er nicht, den Kritiker zu spielen, vorausgesetzt, daß er es mit unerfahrenen Autoren zu tun hatte,

*) Der Hauptroman des Humoristen Sterne.

deren literarische Eitelkeit es ihnen noch nicht verbot, die immerhin wertvolle Einmischung eines erfahrenen Verlegers anzunehmen.

Göschen begnügte sich aber nicht damit, seine Veröffentlichungen der Schriften englischer Autoren auf kleinere Werke oder einzelne Gedichte zu beschränken. Ein größeres Unternehmen reizte ihn, und bald machte er sich mit allem Eifer und mit jugendlicher Energie daran. Er beschloß nämlich, die Bendaische*) Übersetzung sämtlicher Dramen Shakespeares zu verlegen. Es wäre in der Tat sonderbar, wenn er dabei bloß seinen Nutzen im Auge gehabt hätte, und dies um so mehr, als bereits drei andere Versionen ihm den Rang streitig machten, darunter die berühmte Schlegelsche, die er sich, wie wir sahen, entgehen ließ. Er wurde aber durch die dreifache Konkurrenz nicht abgeschreckt; sie trug vielmehr nur dazu bei, das alte Feuer der Begeisterung zu entzünden. Nachdem er Benda die verschiedenen Übersetzungen aufgezählt, setzt er ihm energisch auseinander, daß ihn alle diese Umstände durchaus nicht niederschlügen, vielmehr hätten sie ihn angespannt, seinem Shakespeare eine „für einen Alten fast unbegreifliche, anhaltende Aufmerksamkeit" zu widmen . . . „Nicht wie ein Phoenix aus der Asche," fährt er fort, „sondern wie ein armer Korrektor erhebe ich mich aus den Korrekturen, und mich umsehend entdecke ich, wie viel andere Arbeiten ich habe liegen lassen müssen, um Ostern Wort zu halten und die ersten acht Bände liefern zu können."

Es mußten augenscheinlich andere als bloße Berufsinteressen im Spiele sein, die ihn zu einem so großen Unternehmen veranlaßten. — Vor allem bot ihm dasselbe für seine geistigen und literarischen Neigungen eine willkommene Beschäftigung. Die Übersetzung erschien in zwei getrennten

*) Benda, Joh. Wilh. Otto (1775—1832); Jurist und Schriftsteller. Seine Shakespeareübersetzung ist jetzt wertlos. Die drei konkurrierenden Übersetzungen waren die von Schlegel, Voß und Meyer.

Ausgaben, jede 19 Bände umfassend. Die erste Ankündigung erwähnte nur eine Taschenausgabe. Das Publikum wurde benachrichtigt, daß es jetzt einen mit fast wörtlicher Treue und in schöner Sprache übersetzten „Shakespeare" erwerben könne, der den Deutschen ebenso verständlich sei wie das Original den Engländern. Alle metrischen und gereimten Stellen seien auch in der deutschen Ausgabe metrisch und gereimt wiedergegeben worden, und die Richtigkeit dieses Urteils werde von Männern wie Böttiger, Nordstern und Contessa*), die des Englischen kundig und selbst Dichter seien, bestätigt.

Was das Resultat dieses mutigen und mühevollen Unternehmens war, darüber fehlen uns die Belege, auch über die Aufnahme seitens der Kritik liegen mir keine Berichte vor. Sicher ist nur, daß die Finanzen des Verlegers im Jahre 1827 keinen Schluß auf irgend welche finanziellen Erfolge erlauben.

Göschens kluger Entschluß, lieber Geld aus dem Geschäft herauszuziehen als hineinzustecken, und seine Unternehmungen um seiner Kinder willen zu vereinfachen, wurde in auffälliger Weise zuschanden in einem zweiten sehr kostspieligen Wagnis, auf das er sich gerade in den Jahren, wo er fortwährend von seinem baldigen Ende sprach, einließ. Er veröffentlichte einen „Atlas von Europa nebst den Kolonien" mit ungefähr 300 Karten und tabellarisch-alphabetisch eingerichtetem Text. Es war dies die Arbeit des Kammerrats von Schlieben**), der sie nicht bloß für das allgemeine Publikum, sondern ganz besonders für Geschäftsmänner bestimmte. Wie bei fast allen Werken, die aus des Verlegers Offizin hervorgingen, wurde auch hier auf historische, stati-

*) Contessa, Wilhelm Salice, Lustspieldichter und Erzähler; ein Freund Houwalds (1777—1825).

**) Schlieben, W. E. A. von, war ein hervorragender Geograph. Verschiedene seiner Atlaswerke sowie ein „Lehrgebäude der Geographie" erschienen in den Jahren 1825—1830 im Göschenschen Verlage.

stische und topographische Kleinigkeiten die größte Sorgfalt verwandt. Der Aufwand war beträchtlich, der Absatz nur gering, und so stellte es sich bald heraus, daß der alte Herr einen schweren Fehler gemacht hatte. Einige Monate nach Göschens Tode empfing Schlieben die Mitteilung, daß zwischen 14 000 bis 16 000 Taler auf den Atlas verwandt worden seien, während der Erlös aus den verkauften Exemplaren kaum die Druckkosten decke.

Es war in demselben Jahre, in welchem die Auslagen für dies unergiebige Unternehmen ihren Höhepunkt erreicht hatten, daß die getrennten Verbindlichkeiten des unfähigen Fritz vom Vater, der bereits genug mit eigenen Sorgen zu kämpfen hatte, übernommen werden mußten. Seine Liebe zu diesem unglücklichen Sohn veranlaßte ihn, einen Schleier über die schlechte Verwaltung und die Fehler zu decken, welche die Göschen-Beyersche Firma zwangen, den Schutz und die Hilfe des elterlichen Hauses in Anspruch zu nehmen. Nach außenhin trug der alte Mann eine tapfere Miene zur Schau und bat seine Handlungskollegen, Fritz ihr Vertrauen ferner zu schenken; aber unter der Hand mußte er seine Schulden bezahlen und, wo er augenblicklich nicht dazu imstande war, um ein paar Monate Geduld bitten. So hatte sich die Sachlage in pathetischer Weise geändert. Es gab einmal eine Zeit, wo sich die Papierfabrikanten die Bestellungen des berühmten Verlegers für seine Prachtausgaben zur Ehre anrechneten. Jetzt befindet derselbe Verleger sich in der traurigen Lage, einen dieser Herren bitten zu müssen, seine Zahlung in Raten annehmen zu wollen, indem er zugleich sein Bedauern darüber ausdrückt, fernerhin keine neuen Papierlieferungen bei ihm bestellen zu können. Die großen Auflagen einiger von ihm veröffentlichter Werke seien noch unverkauft, und jeder verfügbare Raum in seiner Offizin sei ausgefüllt.

Kein Wunder, daß Göschen in seinem letzten Lebensjahre mit etwas bänglichem Gefühl an seinen Freund Franz

Horn*) schrieb, es sei bei seinen 76 Jahren seine Pflicht, sein Haus zu bestellen, denn in solchem Alter könne er nicht, wie sein Freund Tristram Shandy, dem Tode durch eine Reise entfliehen. Er habe viele Erben und wenig Nachlaß, es sei denn, die Welt taxiere viele Bogen bedruckten Papiers als Reichtum. Er müsse daher seinen Veröffentlichungen ein Halt gebieten, wenigstens so lange, bis er das Angefangene vollendet.

Als er diese Zeilen schrieb, war der Tod, mit dem sich seine Gedanken seit einigen Jahren so häufig und doch so friedlich beschäftigt hatten, nicht mehr ferne. Seine Verlagstätigkeit schloß, finanziell betrachtet, mitten unter schwierigen Verhältnissen ab. Sechzig Jahre lang war er in einer oder der andern Eigenschaft im Buchhandel tätig gewesen und hatte sich doch nur ein bescheidenes Auskommen sichern können. Die Ungunst der Zeiten war für vieles verantwortlich, aber ich kann mich dem Eindruck nicht verschließen, daß sein Urteil ihn, soweit er als ein Verleger auf seinen Gewinn bedacht sein mußte, manchmal irregeleitet hat.

Sein Gefühl für das, was sich bezahlt macht, scheint nicht besonders korrekt gewesen zu sein; ebensowenig wie seine Ansicht über den Wert der verschiedenen Autoren allemal die richtige war. In seinem Geschäftsleben besaß er die große Kunst, entgegenstehende Hindernisse rücksichtslos zu überwinden; er war ein fähiger Verwalter und ein in mancher Beziehung schlauer Geschäftsmann; er war imstande, die kompliziertesten Einzelheiten zu bemeistern, und er erfreute sich in außergewöhnlichem Grade der Gabe, sich die Herzen der Menschen zu erobern; aber ihm fehlte der untrügliche Instinkt, der in erster Linie erforderlich ist, um Verlegern zu finanziellen Erfolgen zu verhelfen. Auch drängt sich mir die Überzeugung auf, daß die Freundschaft und die Gemeinsamkeit der Ideen sein Urteil in höherem Maße beeinflußte, als es in seinem eigenen Interesse nützlich war.

*) Horn, Franz Christoph, Schriftsteller und Literarhistoriker (1781—1837).

Unter die größeren Fehler, die er beging, rechne ich seine Ablehnung der Goetheschen „Metamorphose der Pflanzen" und die versäumte Gelegenheit, sich Schlegels Shakespeare-übersetzung zu sichern.

Was den Bruch mit Schiller betrifft, so halte ich Göschen für unschuldig. Damals benahm er sich, wie es die meisten stolzen Männer getan haben würden, obschon er sich zu übertrieben heftigen Zornesausbrüchen hinreißen ließ. Die riesigen Summen, die er an seine Prachtausgaben wandte, und im allgemeinen seine Anstrengungen, typographisch Großes zu leisten, darf man ihm nicht als tadelnswert vorwerfen. Er wußte sehr wohl, was er wollte. Ohne blind zu sein gegen Risiko und Verlust, arbeitete er zur Ehre Deutschlands, und es erfüllte ihn mit stolzer Freude, mit den berühmten Druckern des In- und Auslandes konkurrieren zu können. Dagegen ist es schwer zu verstehen, wie er bei Gelegenheit des Schliebenschen Atlasses eine so bedeutende Auslage rechtfertigen und mit den Grundsätzen der Vorsicht, die er selber für sein Geschäft aufgestellt hatte, in Einklang bringen konnte. Aber trotz aller dieser gelegentlichen Fehler nimmt er zugestandenermaßen den Rang eines der ersten Verleger und des zeitweilig berühmtesten Druckers im damaligen Deutschland ein.

Einiges von dem, was er als Mensch und Bürger geredet und gewirkt, soll in einem Schlußkapitel dem Leser dargeboten werden.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Göschen als Mann und Bürger.

Göschen starb am Schlagfluß in der frühen Morgenstunde des 5. Aprils 1828, wenige Wochen vor dem vollendeten sechsundsiebzigsten Lebensjahre. Er hatte im vorhergehenden Winter an einer recht schweren Krankheit gelitten, hatte sich aber erholt, und genoß bis zum Vorabend seines Todes leidlich gute Gesundheit. An demselben Tage, an dem er entschlummerte, enthält das Grimmaische Wochenblatt, das noch immer seine Ansichten über die sozialen Pflichten des Menschen seinen Mitbürgern übermittelte, eine kleine Erzählung aus seiner Feder, betitelt: „Über die Würde des Menschen". Die Überzeugung Göschens, daß in dieser Würde nicht nur der wahre Wert des Menschen, sondern auch seine Liebenswürdigkeit bestehe, gehörte mit unter seine hervorragendsten Charakterzüge, und dies Gefühl hauchte er seinen letzten veröffentlichten Worten ein.

Die kleine Geschichte endigt folgendermaßen:

„Solche Menschen, als ich in dem Obersten und seinem Hans mit wenigen Zügen geschildert habe, findet man in allen Ständen; in den höchsten und niedrigsten. Wo die innere Würde des Menschen erscheint, sei es auch in der ärmsten Hütte, allenthalben flößt sie uns Achtung ein. Ist sie mit äußerer Ausbildung von Fähigkeiten, mit einem feinen anständigen Betragen verbunden, so ist sie dadurch um so viel wohlgefälliger und liebenswürdiger. Aber ihr eigentliches Wesen besteht in der Hoheit des Geistes, in dem tiefen Gefühl, das für Wahrheit, Recht und Pflicht erglüht, in der

Denkungsart, welche die heiligsten Güter der Menschheit mit Aufopferung befördert, welche stets nach eigener Veredelung und nach dem Wohl der Menschheit strebt. Die höchste Würde erschien uns in dem Leben des Göttlichen, dessen Ende und Leiden unsere ganze Seele in dieser Woche durchdrungen, mit Bewunderung erfüllt und zur Nachfolge erweckt hat." *)

Wahrheit, Gerechtigkeit und Wohlwollen: das war das Lebensideal und die Auffassung der christlichen Lehre, die der Verleger, der seine Jahre mitten unter heftigen Glaubensumwälzungen und in den sturmbewegten Tagen der Aufklärung zugebracht, seinen Mitmenschen gepredigt und sich bis zu seinem Ende bewahrt hatte. Für die Würde des Christentums war er ganz besonders empfänglich, und er glaubte, um die bereits zitierten Worte noch einmal zu wiederholen, an „die Würde, die Heiligkeit, den veredelnden Einfluß und den unaussprechlichen Segen des wahren Gebetes".

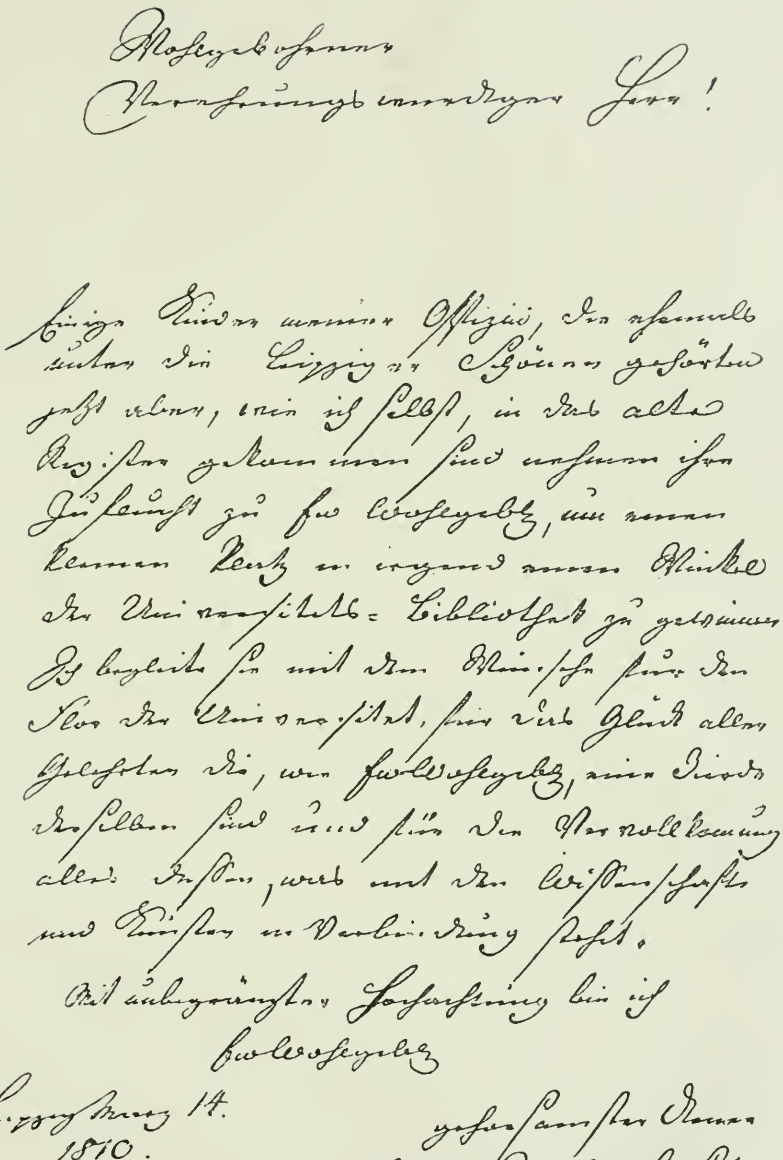
Wenn ich des Lesers Aufmerksamkeit auf Göschens Stellung zu den religiösen Fragen richte, so geschieht es, weil diese uns einen auffallenden Gegensatz zu der gewagten Skepsis seiner Tage, die jedes theologische Dogma verwarf, darbietet, ebenso wie gegen die überschwengliche Mystik der Stolbergs und der Romantiker, die schon von Schiller und Goethe wegen ihrer Hinneigung zum Aberglauben denunziert worden waren. Gerade so wie Göschen in der Beurteilung sozialer und politischer Fragen gesunden Verstand bewies, so sah er auch die religiösen Dinge von einem aufgeklärten, aber zugleich maßvollen Standpunkt an. Während er auf den festen Grundlagen der Religion fußte, war er doch auch dankbar für das Gute, das die Aufklärung nach so vielen Richtungen hin bewirkt hatte. Was diese Bewegung ihm bedeutete, das erhellt aus einer kleinen Rede, die er bei einer

*) Dies wurde augenscheinlich in der Passionswoche geschrieben.

Abendversammlung eines von ihm und seinen Freunden in Grimma gegründeten geselligen Vereines, genannt „Die Heiterkeit", hielt. Als sein Thema hatte er sich die Frage gewählt: „Wie können wir am besten unsere letzten Lebenstage erheitern?" „Drei Schwestern" sollten ihn bei dieser Betrachtung leiten: die Aufklärung, die angenehme Vorstellung und das frohe Gefühl. „Wie?" ruft er aus, „die Aufklärung, welche unser neunzehntes Jahrhundert in so bösen Ruf bringt, willst Du zur Stütze Deines Alters machen? Ja! Sie soll neben meinem Lehnstuhl ruhen, wie bei dem alten Krieger das Schwert. Denn ohne sie erschrecken Dich die unzähligen Gespenster der Furcht, ohne sie erscheint Dir der Tod als ein scheußlicher Bote des größten aller Übel." Was aber verstand Göschen unter „Aufklärung"? „Die Stimme des Stifters unserer Religion, die Stimme der ganzen Natur und die Stimme in unsern eigenen Herzen, Stimmen, die keiner recht versteht, der nicht aufgeklärt ist . . . Und was sagen diese Stimmen? Sie rufen uns zu: Vertraue der Führung des himmlischen Vaters; alles übrige ist Grübelei oder Betrug."

Ich bezweifele sehr, ob die orthodoxen Illuminati Göschens Resümee dessen, was diese große geistige Umsturzbewegung bedeutete, unterzeichnet haben würden!

Der Redner fühlte ohne Zweifel, daß er auf die Sympathie seiner Zuhörer rechnen konnte, wenn er die Mitglieder eines geselligen Vereines so anredete. Mochten die leitenden Geister im Gebiete des Gedankens immerhin aufständische Zweifler gewesen sein, die irgend welchen positiven Glauben als Heuchelei oder Schwäche verwarfen; mochten andere Schriftsteller immerhin einer poetischen Mondscheinreligion huldigen: nüchterne Städter, wie Göschens Freunde in Grimma, wußten, was schlichte Frömmigkeit bedeutete. Die Verschlossenheit mit Bezug auf das eigene religiöse Leben, die die Mehrheit der Gebildeten heutzutage davon abhält, ihre inneren Herzensüberzeugungen den heiligen Wahrheiten gegenüber laut werden zu lassen, besaß Göschen nicht. Er schrieb



AUTOGRAPH. BRIEF VON GEORG JOACHIM GÖSCHEN, 1810.

ausführlich an Böttiger über alles, was sein Innerstes bewegte, und setzte bei seinem Freunde einen ähnlichen Gemütszustand voraus, obschon er ihn als Mann der Welt kannte. Im allgemeinen äußerte er sich ohne Zögern und klar dahin, daß er unmöglich eine hohe Meinung von einem Manne haben könne, der nicht die Religion zu seinem „eigensten Eigenthum gemacht habe. Ein solcher sei sicherlich kein ganzer Mann".

Eine Predigt Ammons über eine damals verbreitete Kontroverse betreffs der Einigung der Kirchen bot ihm Gelegenheit, sein Herz über religiöse Aufrichtigkeit, angebliche Gleichgültigkeit und die Torheit der Prediger auszuschütten.

„Ich erhalte Ihren lieben, freundlichen Brief," schrieb er am 13ten Nov. 1817 an Böttiger, „eben da ich Ammons Landtagspredigt gelesen habe, und von dem gehaltreichen Inhalt, der religiösen Stärke und der edlen Sprache begeistert bin . . . Ich Alter bin gewohnt, Gottes Hand in allen wichtigen Dingen des Weltlaufs zu bemerken. Ist es für unser Heil gut, so wird eine Herde aus der christlichen Gemeinde werden, aber kein dummes Vieh, sondern ein vernünftiges, hell sehendes, herzlich fühlendes, Gott anbetendes Volk, durchdrungen von dem Geiste Christi, wenn gleich nicht nach dem Leisten der einmal gegeben ist. Ist es nicht heilsam für die Menschheit, so wird nichts aus einer Union werden. Menschlichem Anschein nach wird eine solche Union nie zu Stande kommen. Denn Gott hat die Menschen im Innern wie im Äußern gar verschieden geschaffen. Jeder hat Glauben, Liebe, Hoffnung, Verstand, Phantasie und Vernunft, aber wie unendlich sind solche in den Individuen verschieden an Stärke, Verbindung u. s. w. Wenn nun gleich die Kirchen in eins verschmelzen würden, die Menschen werden nie eins in Religion werden, und dann ist mit der Einigkeit der Kirche nicht viel erreicht . . ."

Die Gleichheit der menschlichen Natur ohne Rücksicht auf die Klassenunterschiede gehörte mit zu Göschens unumstöß-

lichsten Glaubensartikeln. Daher fährt er in seinem nächsten Briefe an denselben Freund, anknüpfend an sein früheres Thema, fort:

„. . . Ich werde nur noch kurze Zeit unter den Menschen herumlaufen. Ich scheide von ihnen mit der Überzeugung: daß so lange der große, gute, geliebte Vater der Menschen die menschliche Natur nicht total abändert, diese menschliche Natur bleiben wird, und daß alles Streben, Wirken, Künsteln, Bearbeitung der Spitzköpfe an Höfen, in den Kirchen und in der Studierstube nichts helfen wird; die menschliche Natur wird sich immer wieder heben, und das dumme Bilden nach eigennützigen Zwecken zu Schanden machen. Die Regierung, welche fragt, was diese Natur für Kräfte hat, was sie zu ihrem Glück bedarf im Hindern oder Befördern? und die überzeugt ist, daß es der Regierung Schuldigkeit ist, für diese Natur zu sorgen: eine solche Regierung ist eine gute, und die steht fest wie Felsen, an denen die Wogen von Außen zerschellen. [Aber] nicht an die menschliche Natur denkt man, nur an Volk und Monarchie und nun geht das eigennützige Arbeiten mit Sophismen und künstlichen Manövern fort, so daß einem recht flau wird. Immer zwei Partheien, die eins sein sollten, gegen einander!

Ich denke mit Ammon im Grunde gleich. Man will in einigen Staaten mit nöthigen Reformen glänzen; weil man nun keine andre machen darf, so treiben sie die Kirchen zusammen. Ebenso wenig als ich die Union der Kirche für nöthig halte, ebenso wenig kann ich die Angst der Kirchner leiden, die in allen Journalen das Laxiren hat. Wozu das? giebt es erbärmliche Indifferentisten, so wird eine solche Angst sie nicht zum Glauben bringen, und ein ächter Christ, der Vernunft, Glauben, Tugend hat im Sinne und nach dem Willen des himmlischen Vaters, braucht wahrhaftig diese Nothschüsse nicht. Es gehört das Alles zu den Windmühlenflügeln des Don Quixote. Warum schreit man so über Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes? Habe ich denn

nicht in Dresden die Hofkirche und die Frauenkirche gerappelt voll gesehen? Fehlt es in Bremen Dräseke*) an Zuhörern? in Leipzig dem Wolf? Aber daß vernünftige Menschen sich sollen in der Kirche langweilen lassen, das kann man mit Recht doch auch nicht verlangen, so lange man in seinem Kämmerlein Gott mit Inbrunst anrufen kann. Man geht seltener zum Abendmahl; sonst ging man öfterer, aber wie? aus Gewohnheit und mit wahrer Heuchelei! Wer einmal des Jahres zum Tische des Herrn mit demüthiger und erhobener Seele kommt, sollte der nicht mehr werth sein, als die Einfalt die viermal des Jahres nicht weiß was sie thut. Freilich verliehren die Pfarrer an Einkommen. Ich kenne Prediger, denen das Heil ihrer eigenen Seele so wenig am Herzen liegt als das Heil der Heerde; die aber am Ende des Jahres ihre Einnahme übersehen, und das Manquat dann durch Schrein über Kälte in der Religion wieder gut machen wollen. Ein solches Schreien hilft nichts; es stiftet nur mehr Verwirrung. Ist die Religion ein Bedürfniß des Herzens — und wer zweifelt daran? — wie kann sie dann untergehen? Es kommt mir so vor, als wenn die Victualienhändler schreien wollten: Die Leute essen jetzt viel weniger als sonst! Bald werden sie gar nichts mehr essen! Sie kennen die erbärmlichen Kerle in der englischen Kirche. Sie leben wie Schweine — versteht sich mit Ausnahmen — und diese Burschen klagen über Kälte in der Religion! Die Methodisten haben das gefühlt; aber was sind diese Methodisten nach dem Willen Gottes? Musterhafte Geistliche, gute Prediger! ich meine gerade nicht lauter Redner; und ich stehe der christlichen Kirche dafür: es hat mit der Religion keine Noth. Aber das Lärmen muß sie lassen. Bald stößt einer in die Trompete und läßt sich dann aus gegen den Aberglauben, dann kommt der andere und verlangt: Ihr Leute trinkt lauter trüben Wein, denn Aufklärung soll nicht mehr

*) Dräseke, Joh. Heinr. Bernhard, berühmter Kanzelredner und gemäßigter Theologe (1774—1849).

sein. Des Himmels Schande ist das Licht! vergeßt das ja bei Tage nicht! Was sollen Männer, wie Sie und ich, die eine Weile in der Welt gelebt, gedacht, geglaubt, beobachtet und an Gott gehangen haben, denen Wahrheit, Tugend, Vernunft, tiefes Gefühl gleich heilig sind, was sollen wir darüber denken, wenn die Kirchner [Theologen] so salbadern?... Ich kenne Prediger, denen die Kanzel eine unerträgliche Last ist. Die Zuhörer, die noch aus Gewohnheit zur Kirche kommen, schlafen bald ein, viele bleiben weg. Nun donnert der Mann gegen Kaltsein in der Religion. Gott schickt einen braven Kandidaten als Hauslehrer in die Gegend, er predigt zuweilen, herzlich, fromm, biblisch und verständlich und siehe da! immer ist die Kirche voll von Vornehmen und Geringen der Gegend. Ich könnte hier den Kirchenräthen in Deutschland über Prüfung und Anstellung sehr nützliche Dinge sagen ..."

Fragt man nun: Hat Göschen gestrebt, seine Glaubensansichten, in denen Wohlwollen, die gleiche Höflichkeit Armen und Reichen gegenüber und das stete Gedenken an die Einheit der menschlichen Natur eine so hervorragende Rolle spielten, im Leben zu verwirklichen? so beweisen uns die Berichte über sein Verhalten gegen seine Nächsten, sein Leben als Bürger, als Arbeitgeber und als Freund der Armen, in wie hohem Maße dies der Fall war. Als bei seinem Tode der Wortführer der Gruppe von Trauernden, die ihn zu seiner letzten Ruhestatt begleitet hatten, der Gewohnheit gemäß eine Rede am Grabe hielt, verweilte er hauptsächlich bei den Tugenden des Entschlafenen als Bürger, bei seiner Treue gegen Freunde und seinem unermüdeten Wohltätigkeitssinn. Es war keine hergebrachte Redensart, wenn er ausrief: „Von wie vielen Armen unserer Gemeinde wird Dein Name mit Dank und Liebe genannt! Wie manches Verlassenen Not und Unglück hast Du auf die edelste Weise vermindert!" Der Redner gedachte dann noch der reichlichen Unterstützungen, die der Verstorbene in vielen Fällen ärmeren Schülern der Landesschule hatte zufließen lassen. Einmal

hatte er den verwaisten Sohn eines Mädchenschullehrers bei sich aufgenommen und sechs Jahre lang studieren lassen*); ein anderes Mal verdankte ihm der Sohn eines seiner Arbeiter, der es später bis zum Komponisten brachte, seine Erziehung und Ausbildung vom dritten Jahre an. Die in der Erinnerung an die eigene verwaiste Jugend entspringende Quelle des Mitleids versiegte bei ihm niemals.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Charakter auch ein guter Lehrmeister und Arbeitgeber war. Damals, als er mit fieberischer Begierde künstlerischen Verbesserungen im Druck nachjagte, verweilte er bei keiner Erfindung mit größerer Freude, als bei der, die einen für seine Leute besonders nachteiligen Vorgang beseitigte, und die Wohlfahrt seiner Setzer beschäftigte ihn, wie wir gesehen haben, auch in den trübsten Zeiten. Von seinen Arbeitern wurde er denn auch als Vater betrachtet. Niemals während seiner vierzigjährigen Geschäftsleitung wurden seine endlosen Sorgen durch Unannehmlichkeiten mit seinen Leuten gesteigert. Ein schönes Beispiel von der Begierde seiner Arbeiter, ihm einen Beweis ihrer treuen Anhänglichkeit zu geben, ist uns aufbehalten. Die Messe stand vor der Tür, und es schien keine Aussicht vorhanden, ein gewisses Buch rechtzeitig fertigzustellen, zu dessen Herausgabe sich der Verleger verpflichtet hatte. Da beschlossen sie, heimlich drei Nächte nacheinander durchzuarbeiten, damit ihr geliebter Herr sein Wort halten könne. Als das Buch fertig war, wurde es Göschen von seinen Arbeitern übergeben, und allen standen die Tränen in den Augen, als sie seine freudige Bewegung sahen. Solche Momente müssen meines Großvaters liebevollem Herzen innig wohlgetan haben.

Aber Göschen war auch auf die geistige und moralische Hebung seiner Untergebenen bedacht. Bei Gelegenheit ge-

*) Siehe Lorenz, Programm der Kgl. Landesschule zu Grimma (1861), S. 14. Vgl. auch „Grimmaisches Wochenblatt" vom Jahre 1828, Nr. 15, wo die Grabrede gedruckt ist.

wisser jährlicher Zeremonien*) in seiner Druckerei pflegte er seine Arbeiter anzureden. Aus einer dieser kleinen Reden sei es mir vergönnt, folgende charakteristische Stellen zu zitieren:

„. . . Stehen Sie nie stille; diese unsere Kunst hat keine Gränzen. Schwächen Sie nie die Kräfte Ihres Körpers und Ihres Geistes durch irgend eine Ausschweifung, widmen Sie solche ganz der Ausbildung Ihres Verstandes und der Erweiterung Ihrer Kenntnisse mit Anwendung auf die Kunst; sie ist der Anstrengung aller Ihrer Kräfte werth, denn sie gehört zu den nützlichsten, welche der menschliche Geist hervorgebracht hat. Aber dieses verleite Sie nie zum Dünkel, dem Schlagbaum aller Fortschritte."

Der Schluß der Rede lautet:

„Wer in unserm Berufe mit Vergnügen arbeiten will, der bilde sein Gefühl für das Schöne, er bilde seinen Geschmack. Das beste Mittel dazu ist die Ausübung des Anständigen und Schönen im gesellschaftlichen Leben. Geschmack

*) Diese Zeremonien bezogen sich auf das sogenannte „Postulat". Es war dies ein von dem Pennalismus unserer Universitäten entlehnter und in den damaligen Buchdruckereien noch herrschender Mißbrauch, „wodurch ein Teil der älteren Gehilfen, die sogenannten Postulati, den übrigen, die Cornuti hießen, so lange manche Rechte verkümmerte und sie von seiner Gemeinschaft ausschloß, bis sie postulierten, d. h. durch Erlegung von 30—40 Talern sich bei ihnen einkauften, worauf sie durch eine geistlose Zeremonie in die Gesellschaft der Postulierten aufgenommen wurden". Göschen wurde aufgefordert, seinen Einfluß zur Abschaffung dieses Mißbrauchs in die Wage zu legen. Aber hier zeigte sich wiederum die gemäßigte Natur seines Fortschrittes. Er zog den Umbau dem Umsturz vor und liebte es, das Alte mit neuem Leben zu erfüllen; den Mißbrauch in einem edlen Gebrauch umzuwandeln. Er erklärte, das Postulat in seiner Druckerei nicht abschaffen, sondern zu einer feierlichen Handlung veredeln zu wollen. Den Lehrlingen, die sich gut aufgeführt hatten, bezahlte er die Postulatskosten aus seiner eigenen Tasche. Siehe hierüber Lorenz, a. a. O., S. 19 und die dort angeführten Quellen.

In Sachsen wurde das Postulat durch Mandat vom 7. Dezember 1810 abgeschafft; in Preußen schon 1803.

und reine Sitte gehen verschwistert Hand in Hand und beglücken die Menschen. Aber wie weit sind wir noch von der Schönheit entfernt, welche andere Nationen in ihren Werken schon erreicht haben! Statt beschämt zurückzutreten, lassen Sie uns Einer den Andern aufmuntern, gemeinschaftlich mit unermüdetem Eifer einem Bodoni, Didot und den neuern Engländern nacheilen. Wenn jeder von uns alle seine Kräfte aufbietet, so werden wir sie gewiß erreichen und die Lorbern behaupten, welche unsere Vorfahren dem Vaterlande durch Erfindung unserer Kunst erworben haben. Deutsche Männer, Söhne des nämlichen Landes, welches einen Guttenberg und einen Schöffer hervorgebracht hat, das ist unsere heilige Pflicht!"*)

Derselbe Geist der Anregung, der von Göschen im Verkehr mit seinen Arbeitern ausging, charakterisierte auch die Erziehung seiner Kinder. Er war ein Freund strenger Zucht, aber seine Strenge wurde durch sein außerordentlich liebevolles Gemüt gemildert. Wir haben gesehen, wie er mitten in den schwersten Sorgen Trost in der liebevollen Umgebung einer glücklichen Häuslichkeit suchte und fand. Auch hinderten ihn Geschäftsunannehmlichkeiten oder dringende Obliegenheiten niemals an der tätigsten Erfüllung seiner Pflichten als Vater. Unermüdlich und mit der größten Teilnahme wachte er über die Erziehung und moralische Entwickelung seiner Söhne und Töchter. Er selbst schrieb die Art ihrer Studien vor, berücksichtigte die geringsten Einzelheiten und suchte sie vor allem mit seinen eigenen Lebensidealen zu erfüllen. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. Je genauer ich mit dem Charakter meines Großvaters bekannt wurde, um so mehr fielen mir die vielen Züge auf, in denen mein Vater ihm glich. Obgleich der letztere sein väterliches Dach noch als Knabe verlassen und sich nach seinen Lehrjahren in Bremen dauernd in England niedergelassen hatte, hatte er doch viel

*) Siehe „Reichs-Anzeiger" von 1805, Nr. 13, S. 157. Lorenz, a. a. O., S. 20.

von seines Vaters Gemüt und viele von seinen Eigenschaften geerbt. Beide teilten die Liebe zu einer genügsamen aber heiteren Wirtschaftlichkeit, dieselbe Abneigung gegen alles Gepränge, dieselbe Vereinigung von Geschäftstüchtigkeit und geistigen Interessen. Beide waren strenge gegen das Mittelmäßige und Gewöhnliche, beide besaßen eine unbegrenzte Verachtung hohler Selbstgefälligkeit. In beiden findet sich die Gabe zwecksicherer Konzentration und die gleiche Ehrung angestrengter Arbeit. Die Würde ehrlicher Arbeit, die Achtung, die ein Mann vor einem von ihm einmal ergriffenen, ehrenhaften, wenn auch monotonen Beruf empfinden müsse, waren unausgesetzt Losungsworte im Hause des Verlegers. Als sein Sohn Georg, damals noch kein Lützower, sondern als Kommis eines Wiener Handlungshauses an sein Pult gebunden, zwanzig Jahre alt wurde, hielt ihm der Vater in einem sehr langen Briefe eine Vorlesung, in der er gewisse ideale, sehr ideale Lebensregeln mit Bezug auf Kopf, Herz und Körper für ihn niederlegte. Einige dieser Vorschriften waren klar genug das Resultat der schweren und trüben Erfahrungen seines eigenen Jugendlebens. Möglicherweise jedoch wird der Leser geneigt sein zu glauben, daß ein gewisses Gefühl für das Dramatische, das Göschens Briefen oft Nachdruck und lebhafte Färbung verlieh, ihn auch verleitete, die Rolle des klugen Vaters und Ratgebers ein wenig zu übertreiben.

In diesem originellen Ermahnungsschreiben wird angestrengte Arbeit in einem bestimmten Berufe als ein Vorrecht und ein großes Glück dargestellt; unermüdeter Fleiß als das Mittel, sich Achtung, Gunst und Kredit zu erwerben, und saure Jahre in der Jugend als die alleinige Bürgschaft leichterer und freundlicherer Tage im spätern Leben. „Denn nur nach großer Anstrengung schmeckt die Ruhe süß.“ Nach dieser Apotheose der Arbeit erklärt Göschen, zweierlei sei nötig, um die Wahrheit dieser Behauptungen zu beweisen.

„Erstlich benutze jede Erholungsstunde zu einer, nicht übertriebenen Bewegung und gehe lieber von Deinem Pult

in die Assemblée von Bäumen und Gesträuchen, als der Weiber und Männer; lieber in das Schauspiel der freyen Natur als in das Schauspiel bei Oehllampen, wo Du in den Ausdünstungen vernünftiger und unvernünftiger Thiere stehen mußt. Zweitens mußt Du Dich beständig erinnern, daß es äußerst nöthig ist, bei dem vielen Sitzen und den Anstrengungen Deines Kopfs in allem übrigen Deine körperlichen und geistigen Kräfte zu schonen. Ich erinnere Dich daran, weil ich leider nur zu oft sehe, daß junge Leute, um sich von den Arbeiten einer sitzenden Lebensart zu erholen, tüchtig tafeln, trinken, wie Rasende tanzen oder noch schlimmere Übungen vornehmen, und dann wie erschöpfte Geister bei jedem Buchstaben krächzen, den sie dann im Komptoir über das gewöhnliche Pensum schreiben sollen. Ich weiß daß Du nicht zu diesen Thoren gehörst, deshalb bitte ich Dich um eine andre Vorsichtsmaßregel. Suche Dir ein heiteres Gemüth dadurch zu erhalten, daß Du Deinen Beruf immer von der hellsten und würdigsten Seite ansiehst."

Nachdem dann der Schreiber mit kraftvollen Worten die Pflicht eines Mannes betont hat, sich ein möglichst hohes Ideal seines Gewerbes oder Berufes zu bilden, stellt er für den Sohn einige recht wunderliche Regeln auf, nach denen er sich in Herzensangelegenheiten richten soll.

„. . . Du trittst jetzt, lieber Georg, in ein Alter," schreibt er, „wo eine Seite des menschlichen Herzens lauter zu schlagen beginnt, und der Trieb des Geschlechtes in verschiedenen Formen Kraft gewinnt. Eine Form ist die platonische Zärtlichkeit, welche, wenn man nicht auf seiner Huth ist, eine ganz andere Gestalt annimmt, als man ihr geben wollte. Mancher ehrliche Bursche hat in seiner Einfalt geglaubt, weil es ihm die Dichter so vorsagen, durch den Anblick zweier hübschen Augen sey er erst ein Mensch geworden, und die empfindsamen Tändeleien seyen die Bestimmung des Lebens, bis er nach dem Verlust seiner Unschuld gefunden habe, daß ihn diese Platonik zu nichts anderem geführt habe,

als wohin jedes Thier kommt; oder wenn er angeführt ist, wohl gar Gesundheit und Leben darüber verliert.

Du wirst mich fragen: Hältst du, lieber Vater, die Liebe für eine entbehrliche Kraft des menschlichen Herzens, und hast Du, lieber Vater, nicht selbst geliebt. Ich antworte darauf: ich halte die Liebe für unentbehrlich zum Glück des Menschen, welche Antwort Deiner ganzen Frage Genüge leisten wird. Aber ich halte auch die Vernunft für eine unentbehrliche Kraft zum Glück des Menschen, und diese wird ihm sagen, daß er gegen die Liebe kämpfe bis er lieben darf, d. h. bis sie das Glück seines ganzen zukünftigen Lebens ausmacht, oder welches gleichviel ist, bis er den Gegenstand seiner Liebe zu seiner Gattin machen kann. Du wirst hierauf erwiedern, so etwas läßt sich schön im 60sten Jahre sagen, aber im 21sten Jahre ist der Kampf zwischen Vernunft und Liebe etwas riskant. Darauf entgegne ich, daß noch eine Seelenkraft, die Klugheit, der Vernunft den gehörigen Succurs giebt. Erlaube mir, daß ich Dich mit einigen Hülfsmitteln bekannt mache, womit die Klugheit die Vernunft unterstützt. Meide die Gesellschaft aller Frauenzimmer, die unter Deinem Stande oder von Dir abhängig sind; haben diese Leute gute Sitten und Grundsätze, welches doch etwas seltenes ist, so werden sie doch gewöhnlich Opfer der Eitelkeit oder der Begierde zum Gewinn. Bist Du aber mit Frauen oder Mädchen von Erziehung in Gesellschaft, so hüte Dich für die Empfindsamkeit. Sey lustig, heiter, unbefangen mit ihnen, ohne Zwang und Ängstlichkeit, gieb keiner einzigen den sichtbaren Vorzug, sondern scherze vergnügt mit allen. Merkst Du aber, daß eine Gestalt, ein paar schöne Augen, ein paar witzige Lippen Dich anziehen, so fürchte Gefahr und ziehe Dich bei Zeiten zurück, sonst zappelst Du Dich zu Tode, und wenn es so arg nicht wird, so sinkst Du doch in Träumereien und schwermüthige Stimmung. Mit einem Worte: der kräftige Jüngling wird zum Theekessel oder zur Milchsuppe, wozu die zärtlichen Dichter, die man in solchen Stun-

den als Tröster ergreift, das ihrige mit beitragen. Kommt es mit Dir dahin, lieber Georg, dann schreibst Du Liebesbriefe statt Kaufmannsbriefe, und suchst statt den besten Kurs Reime zu einem verliebten Sonnett. Wär' ich wie Du, lieber Georg, so suchte ich in dem Umgange mit dem andern Geschlecht, so oft er mir verstattet wäre, nichts als frohen Genuß durch Scherz, Munterkeit und Freudigkeit, wäre gegen jedes Mädchen artig und höflich, zeigte, wenn es die Gelegenheit giebt, Verstand, Witz und Gefühl auf eine ungezwungene Weise, hütete mich aber außerordentlich und mit aller Kraft für Vertraulichkeit und den Ausdruck meiner heiligsten Empfindung. Dieser Ausdruck meiner heiligsten Empfindung gehört der Liebe, die mich einst auf immer beglücken soll. Dieser Ausdruck ist der Funke, welcher immer in die Pulverkammer des weiblichen Herzens fällt; es geziemt dem edlen Jüngling nicht, daß er eine schöne Seele durch einen gefährlichen Brand sich verzehren läßt. Hüte Dich also, lieber Georg, für jede empfindsame Vertraulichkeit, und sobald Du merkst, daß sie aufkommen will, so verdoppele Deine Höflichkeit, denn diese ist kaltes Wasser für ein feuriges Mädchenherz. Von den wollüstigen Weibern, die ihr Wesen verstecken hinter der Maske von Empfindsamkeit und tiefem Gefühl, brauche ich Dir, lieber Georg, nicht zu schreiben; nur dies eine bemerke ich Dir, daß der Kunstgriff dieser Weiber gewöhnlich Religiösität ist, wohl wissend, daß dies das zarte, jugendliche Herz am ersten fesselt . . .

Bleibe mir ja gesund, damit der gehoffte Stern uns allen an einem schönen Himmel aufgehe."

Die vorsichtige und hausbackene Weisheit des „Alten", wie Göschen sich beständig nannte, seit er die 60er Jahre erreicht hatte, dürfte ein Lächeln hervorrufen, wenn man der rückhaltlosen Sentimentalität gedenkt, mit der er 25 Jahre früher sein Herz vor seiner Jette ausschüttete. So gefühlsselig er aber auch war, so war doch weder seine Theorie noch seine Praxis, was die Liebe, die Leidenschaft, die Ehe

und die „Wahlverwandtschaften" angeht, von den Satzungen und dem Beispiel emanzipierter Männer und Frauen angesteckt worden, die dem Studium des Naturgesetzes vor dem des Moralgesetzes den Vorzug gaben und eine so große Rolle zur Zeit meines Großvaters spielten. Er war ein gesunder „Bourgeois" in diesen Stücken wie in so vielen andern.

Göschens geselligen Tugenden wird in allen biographischen Notizen die wärmste Anerkennung gezollt. Seine strenge Moral war nicht duckmäuserig. Niemand konnte sich bei festlichen Gelegenheiten eifriger der Freude hingeben, niemandem gewährte ein lustiges Lied und ein „Glas reinen Weines", das er in seinen Schilderungen gemütlicher Zusammenkünfte mit seinen Freunden nie vergaß, ein größeres Vergnügen. Die große und heitere Zufriedenheit seines Sinnes wurde an seinem Lebensabend selten durch die Schatten der Bitterkeit und der Hypochondrie getrübt, die nach seinen eigenen Berichten seine jüngeren Jahre so oft verdunkelt hatten. Dazu war er in seiner schlichten Weise stets gastfrei gewesen. Für Prahlerei und Luxus hatte er nur harte Worte: sie widerstrebten seiner ganzen Natur, und zwar gleichermaßen zur Zeit seines höchsten Gedeihens wie später, als er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „auf ein paar Hufen reduziert" war. Schriftsteller aus allen Teilen Deutschlands neben guten Nachbarn aus Grimma und Freunden aus Leipzig versammelten sich, besonders an Sonntagen, um ihn in seinem Hohenstädt, wo er offenes Haus hielt. Da finden sich berühmte Namen unter seinen Gästen, und viele von ihnen haben Schillers Worte nach seinem denkwürdigen Besuch bei Göschen wiederholt, daß sie „nie einen vergnügteren Tag zugebracht".

Aber auch in Grimma, wo der Verleger mit seiner Familie die Wintermonate zubrachte, suchte er sich den Genuß heiterer Geselligkeit zu ermöglichen. Zu dem Zwecke gründete er mit noch etwa 20 anderen, meist wissenschaftlich gebildeten Männern, den Verein: „Die Heiterkeit", dessen

wir bereits oben gedacht haben. Sein Zweck war, Heiterkeit ohne Aufwand zu fördern. Er versammelte sich den Winter über einen Abend zu gemütlicher Unterhaltung bei einem Abendbrot im sogenannten Ratskeller. Göschen benutzte diese Gelegenheit, um selbstverfaßte Vorträge über religiöse oder philosophische Fragen zu halten, oder „wenigstens literarische Neuigkeiten mitzuteilen oder etwas daraus vorzulesen" *). Auch andere Mitglieder trugen zu diesen wissenschaftlichen Unterhaltungen bei. Aber die im Ratskeller gepflegte Geselligkeit beschränkte sich nicht auf die ihr gewidmeten Räume. Wohltätigkeit und Liebe zu den Armen füllte das Herz Göschens und seiner Freunde. „Damit die ‚Heiterkeit' auch außerhalb der Gesellschaft bekümmerten Herzen einige frohe Stunden bereiten möchte, veranstaltete er bei der alljährlichen Feier des Stiftungsfestes der Gesellschaft, wozu jeder der 20 Mitglieder Gäste mitbringen konnte, eine Lotterie, deren Ertrag (gewöhnlich zu jedem Stiftungsfeste 60—80 Taler) hiesigen verschämten Armen zufloß."

Keine Klasse der Bevölkerung nahm Göschens Sympathie stärker in Anspruch als eben diese verschämten Armen. Er hatte seine eigene Jugend nicht vergessen. Aber auch ein umfassenderes philanthropisches Unternehmen verdankte auf Anregung Göschens seine Entstehung der „Heiterkeit". Er hatte in der berühmten Schottischen Zeitschrift „The Edinburgh Review" einen Artikel über Sparkassen gelesen, der ihn fesselte und in ihm den Plan erweckte, ein ähnliches Institut in seinem eigenen Städtchen zu gründen. Diese Idee legte er dem Vereine vor, und ein regelrechter Plan wurde ausgearbeitet. (1824.) Grimma setzte denselben mit Eifer ins Werk, und ein günstiger Erfolg ließ nicht auf sich warten, nachdem einmal der nötige Anstoß gegeben war. Die Geschäfte der Sparkasse erweiterten sich mit großer Schnelligkeit, und bereits im Jahre 1851 verfügte sie über ein Kapital

*) Lorenz, a. a. O., S. 15.

von 188000 Talern. Der Vorsteher Füllkruß erzählt in einer im genannten Jahre erschienenen Schrift: „Unter den Beförderern der ins Leben gerufenen Anstalt war ein Mann, der sich für dieselbe sowie überhaupt für das allgemeine Beste sehr interessierte: der allgemein geachtete Buchhändler G. J. Göschen . . ."

Die Dienste eines so klugen und energischen Mannes wurden sein ganzes Leben hindurch häufig für das öffentliche Wohl in Anspruch genommen. Es ist erstaunlich, wie früh Göschen in Nachdrucksangelegenheiten zum offiziellen Vertreter ernannt wurde. Die Kunde von seinen Feldzügen gegen diese Diebe hatte ohne Zweifel genügt, ihn als den rechten Mann für eine solche Aufgabe hinzustellen. Später, nachdem seine Autorität als einer der ersten Verleger allgemein anerkannt worden war, wurde er bei einer denkwürdigen Gelegenheit zum Vertreter des Buchhandels erwählt. Als im Jahre 1802 auf der Leipziger Ostermesse eine Anzahl Verleger und Buchhändler aus allen Teilen Deutschlands über die vielen Mißbräuche im Buchhandel und die Hindernisse, die seiner gesunden Entwickelung im Wege standen, berieten, kam man zu dem Entschluß, daß ein Versuch gemacht werden solle, sich über gewisse Grundsätze im Betrieb des Buchhandels zu vereinigen. Zu diesem Zwecke wurde eine Deputation von 15 Buchhändlern ernannt, unter ihnen Göschen, um schriftliche Vorschläge, zu deren Einsendung alle, die an der Sache ein Interesse nahmen, aufgefordert wurden, anzunehmen, zu prüfen und schließlich ein Gutachten darüber abzufassen. Göschen und sein alter Freund Kummer*) wurden zu Sekretären erwählt, welche die nach Leipzig eingesandten Vorschläge auszuziehen und übersichtlich zusammenzustellen hatten. Das Gutachten der Deputation, zusammen mit diesem Auszug, wurde im folgenden Jahre gedruckt; der wohlgemeinte Bes-

*) Paul Gotthelf Kummer, Buchhändler in Leipzig, starb daselbst den 25. Februar 1835. Siehe Lorenz, a. a. O., S. 17.

serungsversuch führte aber, wie zu erwarten stand, zunächst zu keinen durchgreifenden Maßregeln.

Göschen und sein Kollege hatten dies Resultat ihrer Arbeit von vornherein geahnt, erklärten aber unter dem tiefen Eindruck der beklagenswerten Lage des Buchhandels, daß schon viel gewonnen sein würde, wenn man die Gesinnungen und Grundsätze ehrenhafter Männer, welche in dem Gutachten ihren Ausdruck fanden, den „Unbilligkeiten, den Ungerechtigkeiten, den Schleudereien, kurz den Mißbräuchen aller Art" entgegensetzen könne*).

Göschen selbst glaubte ein Universalheilmittel zur Abstellung der Mißbräuche gefunden zu haben. Er reichte im August des Jahres 1802 eine Schrift ein unter dem Titel: „Meine Gedanken über den Buchhandel und über dessen Mängel, meine wenigen Erfahrungen und meine unmaßgeblichen Vorschläge, dieselben zu verbessern. Bloß abgedruckt für die Herren Vorsteher und meine übrigen Herrn Collegen zur Prüfung, Verbesserung und Ergänzung." Diese Schrift enthielt zugegebenermaßen viel Beachtenswertes**) und wurde durch einen epochemachenden Vorschlag charakterisiert. Der Verfasser legte nämlich in ihr seinen Kollegen einen kurzen Entwurf zur Gründung eines Börsenvereins vor, dem beizu-

*) Siehe Lorenz, a. a. O., S. 17.

**) Siehe O. A. Schulze, Allgem. Adreßbuch für den deutschen Buchhandel vom Jahre 1840, S. 53. Zur Charakterisierung der Göschenschen Schrift mögen folgende Sätze dienen: „Die Handelstreibenden stehen unter positiven Gesetzen, und wo diese nicht hinreichen, unter dem Gesetze der Moralität." — „Sind Bücher die Geistesprodukte der vorzüglichsten Männer ihres Zeitalters . . ., so ist der Buchhändler ein Kaufmann, der mit den edelsten Waren handelt." — „Sein Beruf erfordert Vermögen, Kenntnisse, Bildung und edle Gesinnungen." — „Der Mangel an Vermögen ist eine Hauptursache des Schleuderns. Schleuderei ist der Rabatt den man Leuten gibt, die nicht mit Büchern handeln . . .; er befördert die Erniedrigung der deutschen Literatur, denn um Verlag zum Heben zu bekommen, werden viel elende Dinge gedruckt." — „Schleuderei ist es auch, wenn der Sortimentshändler seinen Kunden über ein Jahr Kredit gibt." — Siehe Lorenz, a. a. O, S. 18.

treten alle Verleger, Drucker und Buchhändler Deutschlands aufgefordert werden sollten. Die Zeit war jedoch noch nicht reif für eine solche nationale Vereinigung. Zehn Jahre lang hinderte das Napoleonische Regime ein einheitliches Vorgehen, und weitere zehn Jahre verflossen, ehe die zerstreuten Vertreter des Buchhandels zu einer zentralen Körperschaft vereinigt werden konnten. Aber Göschen erlebte die Verwirklichung seiner Idee, wenn auch durch die Anstrengungen anderer, da er selbst durch sein Alter und seine lange Abwesenheit von dem geschäftigen buchhändlerischen Treiben Leipzigs verhindert wurde, sich tätig an der Aufrichtung des im Jahre 1825 erfolgten, bekannten „Börsenvereins der deutschen Buchhändler", um den es sich hier handelt, zu beteiligen.

Noch sehr vieles ließe sich sagen über Göschens Bemühungen um die Hebung seines Gewerbes und seinen rastlosen Fleiß, die Interessen desselben zu befördern. Als zum Beispiel im Jahre 1807 die französische Regierung im Begriffe stand, einen Einfuhrzoll von 50% von den deutschen Büchern zu erheben, die nach französischen Ländern ausgeführt wurden — und damals gehörte ein beträchtliches Stück deutschen Landes zu französischem Gebiet —, stand er in den vordersten Reihen der Kämpfer und focht mit Wort und Schrift gegen diese verhaßte Maßnahme; und als nach der Wiederherstellung des Friedens wiederum eine, wenn auch fruchtlose Agitation gegen das Unwesen des Nachdrucks ins Werk gesetzt wurde, beteiligte er sich abermals daran, obschon er für seine Person längst zu dem Schluß gekommen war, daß nur dadurch günstige Resultate erzielt werden könnten, daß man den Nachdruck zu einem Verbrechen machte. „Und warum nicht?", rief er aus. „Ist nicht Nachdruck Diebstahl, klarer Diebstahl, der öffentlich als solcher gebrandmarkt und bestraft werden sollte?" Auch der 60jährige konnte sich noch erhitzen, wenn von diesem Gegenstande die Rede war. Aber genug ist gesagt worden, um zu beweisen, daß Göschens ehrgeiziger Enthusiasmus für das Schöne und seine unermüdliche

Tatkraft im eigenen Geschäft ihn nicht hinderten, wenn sich die Gelegenheit zeigte, auch in das öffentliche Leben mit aller Energie einzugreifen.

Daß Göschen eine energische und witzige Feder führte, müssen meine Leser aus den vielen mitgeteilten Briefen, sowie aus den Auszügen aus verschiedenen seiner Schriften erkannt haben. Daß er ernsthafte Dinge mit Klarheit und Würde behandeln konnte, geht aus dem zitierten Rapport über den Buchhandel hervor. In der Tat war seine literarische Tätigkeit eine mannigfaltige. Von seinem halb sentimentalen, halb humoristischen Büchlein „Johanns Reise", von seinen Beiträgen zum „Frauenjournal" und von seinem Wagnis, in einem kritischen Augenblick zur Vervollständigung der nötigen Bogenzahl selbst einen erklärenden Artikel zu den Abbildungen zum 30jährigen Kriege im historischen Kalender zu schreiben, ist bereits die Rede gewesen. Ein Lustspiel: „Zweymal sterben macht Unfug" wurde von ihm im Jahre 1800 verfaßt und herausgegeben. Er selbst hat dasselbe aber mehr für das unschuldige Spiel seines Humores als für ein dichterisches Bühnenerzeugnis gehalten. In seinen zahlreichen, zum Teil gedruckten Gelegenheitsgedichten spricht sich eine edle, humane Gesinnung aus, während man Vollendung in der Form von ihnen nicht erwarten darf.

Größer und nachhaltiger war Göschens Wirkung in seinen Aufsätzen für verschiedene andere Journale, namentlich in der durch mehrere Jahre fortgesetzten Zeitschrift: „Amerika, dargestellt durch sich selbst", für die er teils aus Reisebeschreibungen, teils aus mündlichen Berichten von Zeitgenossen schöpfte. Die Zeitschrift enthält ein treues und zuverlässiges Bild der politischen und sozialen Zustände des Landes; eine Schilderung seiner Städte, Naturwunder und natürlichen Hilfsquellen. Sie erschien wöchentlich in zwei Nummern vom Juni 1818 bis zum Dezember 1820 und wurde allein von ihm verfaßt.

Außerdem redigierte er die in seinem Verlage erscheinende Zeitschrift, „Die Sonntagsstunde", eine Wochenschrift

zur Erbauung und Erheiterung, die aber schon nach Jahresfrist einging. Dagegen hat sich das von ihm begründete „Grimmaische Wochenblatt" bis zum Jahre 1829 erhalten. Anfänglich waren sämtliche Artikel darin von Göschen selbst; später beschränkte er sich auf Mitteilungen aus Büchern und schrieb nur gelegentliche Originalbeiträge.

Aus allem, was wir aus seinen Schriften und Reden zitiert haben, dürfte die Richtigkeit meiner Darstellung Göschens als eines Freundes des gemäßigten Fortschrittes klar hervorgehen.

Obgleich seinem Temperament nach ein Idealist, war er doch kein Träumer; seine Ansichten waren zugleich weitherzig und praktisch. Daneben findet sich aber ein stark konservativer Zug in seinem Charakter. Seine Neigungen veranlaßten ihn, alte Sitten und Gebräuche aufrecht zu halten, besonders wenn sie irgend ein traditionelles Gefühl symbolisierten. Ich kann mir denken, daß er im allgemeinen als altmodisch galt. Man hat von ihm im Alter gesagt, daß er, wenngleich für alles Neue empfänglich, sofern es ihm gut und passend erschien, doch im großen und ganzen zu der Klasse einer früheren und im Aussterben begriffenen Generation deutscher Verleger gehörte, die voller Ehrenfestigkeit an den guten alten Überlieferungen festhielten, im Gegensatze zu der jüngeren Generation, die dem Buchhandel einen ganz neuen Geist und neue Bahnen anzuweisen bestrebt war.

Derselbe Freund*) erzählt, daß er sich Göschens erinnere, wenn derselbe, damals über sechzig Jahre alt, in einem sauberen Sonntagsrock von altmodischem Schnitt zu unvermeidlichen Familienfesten zu gehen pflegte, und sich dabei vergebens nach den Menuettänzerinnen seiner Jugend umsah, um ein ehrenwertes Tänzchen wagen zu können.

Wo auch immer der alte Verleger in den Aufzeichnungen derjenigen, die ihn gut kannten, erwähnt wird, finden wir eine liebevolle Verehrung für die Persönlichkeit des Mannes neben den freundlichsten Erinnerungen an den Umgang mit ihm.

*) Siehe Memoiren von Friedr. Laun, II, S. 183ff.

Dieselbe magnetische Anziehungskraft, die eine so große Wirkung auf Wieland hervorbrachte, blieb ihm bis zuletzt und wurde noch durch die Würde des Alters erhöht.

Es muß einer anderen Feder überlassen bleiben, seine Eigenschaften zusammenzufassen.

„Aus dem, was wir über die Jugendjahre Göschens gesagt haben," schreibt Lorenz*), „läßt sich deutlich erkennen, daß jene Zeit mit ihrer Noth und Hülfe in seiner Seele festes Gottvertrauen und einen frommen Sinn begründet hatte. Diese Gesinnung offenbart sich durch sein ganzes Leben in voller Wahrheit. Es war ihm Herzensbedürfniß, dieselbe in Wort und Schrift auszusprechen, um auch die Herzen anderer dafür zu gewinnen. Seine Erzählungen, die er für das Grimmaische Wochenblatt verfaßt hat, sind dafür sprechende Zeugen. Die Durchsicht einiger Jahrgänge des genannten Blattes kann Jedem die Belege dazu an die Hand geben.

Ferner tritt uns in Schrift und Leben bei ihm überall ein sittlicher Ernst entgegen und ein tiefer Abscheu vor aller Gemeinheit in Gesinnung und Handlung, ein feines Gefühl und ein gesunder Blick, ein gemeinnütziger für alles Edle und Schöne begeisterter Sinn, eine durchaus noble und liberale Gesinnung sowohl im Geschäftsleben als in Privatverhältnissen, eine hohe Achtung vor der Wissenschaft und ihren Trägern."

Das war mein Großvater. Einst in einem sehr sorgenvollen Jahre hatte er für sich selbst folgende markige Grabschrift vorgeschlagen: „Der arme Teufel hatte die besten Absichten, aber er hatte kein Glück."

Als er im hohen Alter von 76 Jahren starb, waren ihm seine größten Autoren fast alle schon im Tode vorausgegangen. Dreiundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Schillers kurze

*) Siehe Lorenz, a. a. O., S. 14. Wieland schreibt an Göschen am 23. Mai 1794: „Ihre Zufriedenheit ... ist mir um so angenehmer, je größer meine Meinung von der Feinheit und Richtigkeit Ihres Gefühls in allen Dingen ist, die vor den Richterstuhl des moralischen Takts gehören" (Werke, Bd. 53, S. 65).

und glänzende Laufbahn durch einen zu frühen Tod abgeschnitten wurde. Der bis zuletzt rührige Wieland wurde seinem Freunde im Jahre 1813 entrissen. Der strahlende Dichterhimmel in Weimar hatte sich verdunkelt. Eine neue Literatur in einem neuen Deutschland war zur Herrschaft gelangt. Die kleinen Männer des ersten und zweiten Jahrzehnts hatten die Riesenmaße der genialen, der Welt in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts geschenkten Werke nicht annähernd erreichen können. Goethe allein blieb übrig, eine monumentale Gestalt, ein Zeuge des Erwachens der neuen Ära und ihres verhältnismäßigen Erstarrens gegen das Ende zu.

Der alte Verleger aber, dessen Ehrgeiz zum großen Teile befriedigt worden war, und der die Achtung der literarischen Welt genoß, war darum nicht in unedle Untätigkeit versunken. Ein eifriger Menschenfreund und ein Idealist bis zu seinem Tode, hatte er mit der wärmsten väterlichen Besorgnis sich um alle bekümmert, die sein Einfluß und seine Hülfe erreichen konnten. Als Verleger und Mensch durfte er auf ein ehrenwertes und nützliches Leben zurückblicken. Keine verderbliche Literatur war aus seinen Pressen hervorgegangen*). Kein Schriftsteller wurde jemals von ihm ausgebeutet. Keine Bestrebungen hatten bei ihm eine kräftigere Unterstützung gefunden als die, welche sich auf die Hebung der Massen oder die höhere Erziehung der Frauen richteten. Niemals hatte er die beredte Aufforderung des jungen Schiller an seine Gohliser Freunde vergessen, daß sie alle sich so benehmen sollten, jeder in seinem eigenen Beruf, daß die Welt sie vermissen würde, wenn sie stürben.

Das literarische Deutschland hat sein Andenken hoch gehalten; sein Name wurde mit Ehren genannt, als man im

*) Als der Verkauf der „Memoiren Casanovas" vom Konsistorium in Leipzig verboten wurde, schrieb Göschen am 18. März 1828: „Ich zeige hiermit an, daß ich Casanovas Memoiren niemals bezogen und verkauft habe, und dieses Buch auch ohne Verbot nicht verkauft haben würde." Lorenz, a. a. O., S. 17.

Jahre 1844 das große Fest der vierhundertjährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst beging; eine Leipziger Straße trägt seinen Namen; seine typographischen Erfolge werden noch jetzt in dem Lande mit Stolz genannt, für dessen Ruhm im Gebiete seiner eigenen Kunst er mit so selbstloser Ausdauer gestrebt hatte.

Einige Jahre nach seinem Tode ging sein Geschäft mit unbeflecktem Namen, aber vermindertem Ansehen durch eine eigentümliche Ironie des Schicksals kaufweise in die Hände der großen Konkurrenzfirma des Hauses Cotta über, mit dem einst Göschen in so heftigem Streit gelegen. Aber viele von den Verlagsrechten blieben vermöge besonderer Bestimmungen getrenntes Eigentum. Diese gelangten dann im Laufe der Jahre wieder in verschiedenen, getrennten Besitz, und es besteht noch heute eine Firma in Leipzig, die das Recht hat, den alten Namen Georg Joachim Göschen zu führen.

Von dem innigen Wunsche beseelt, dem energischen Begründer jenes ehrenfesten Hauses, dem einstigen Waisenknaben, der in die Welt hinausgestoßen wurde, um sich selber einen Weg zu bahnen, der sich dann durch die Stärke seines Charakters einen großen Ruf erkämpfte und unter den Ersten seines Berufes genannt wurde, in diesen Bänden ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten, bin ich, sein Enkel, für den Augenblick zum Schriftsteller geworden, und biete sie nun dem Publikum in aller Bescheidenheit als die Chronik eines Lebens dar, das für diejenigen Leser von einigem Interesse sein mag, die sich gerne auf eine Weile in die großen, ereignisreichen Tage versetzen lassen, als Weimar sich in seinem höchsten Glanze sonnte und Leipzig die schönsten Erzeugnisse des deutschen Geistes über die ganze Welt hin verbreitete.

Anhang.

Urteil des Leipziger Schöppengerichtes im Weidmann-Göschenschen Prozesse.

Die Entscheidungsgründe, die für das Leipziger Schöppengericht maßgebend waren, sind dem Urteil beigegeben und lauten in einer für moderne Leser verständlichen Fassung folgendermaßen:

Kläger behaupte nicht, daß Beklagter die von der Weidmannschen Buchhandlung seit vielen Jahren einzeln verlegten Wielandschen Schriften ebenfalls einzeln drucke und verlege. Vielmehr habe Beklagter erklärt, nie ein Wielandsches Werk einzeln, sondern alle Werke dieses Schriftstellers zusammen, in einer unzertrennlichen Sammlung verkaufen zu wollen. Sonach stehe der Weidmannschen Buchhandlung kein Recht zu, dem Beklagten den Druck und Verlag der ganzen Sammlung aller Wielandschen Schriften zu verbieten; ebensowenig als sie dem Verfasser selbst die Veranstaltnng einer vollständigen Ausgabe aller seiner schon gedruckten und noch ungedruckten Werke zu untersagen und ihn wegen des zu diesem Behuf mit dem Beklagten errichteten Vertrags in Anspruch zu nehmen sich anmaßen dürfte. Denn einem Schriftsteller stehe an den Werken, die er durch seine Geisteskräfte hervorgebracht, das Recht des Eigentums ganz unstreitig zu; auch sei vermöge dieses Rechts nur er allein den Abdruck davon zu veranstalten und durch den Verkauf der Abdrücke Gewinn und Vorteil sich zu verschaffen befugt; und,

wenn einem andern diese Befugnis oder der Verlag, das heißt die Freiheit, die Werke auf seine Kosten drucken zu lassen und die Abdrücke für seine Rechnung zu verkaufen, also eigentlich die Benutzung dieser Werke, für eine gewisse Summe von dem Verfasser zugestanden und überlassen werde, so gebe dieser dadurch keineswegs auch das natürliche und unwidersprechliche Recht des Eigentums an seinen Werken überhaupt auf; vielmehr sei eine solche Überlassung, nach der Natur des Geschäfts, bloß von dem Gewinn durch die Auflage, die unmittelbar nach dem eingegangenen Vertrag gefertigt werde, anzunehmen und, nach dem Vertrieb dieser Auflage für einen verhältnismäßigen Preis, stehe dem Verfasser, als dem Eigentümer der Werke, wenn auch der Verleger ein vor dem Nachdruck eines dritten ihn sicherndes Privilegium erlanget hätte, wieder völlig frei, entweder selbst, für seine eigene Rechnung, dieselben mit Verbesserungen und Zusätzen drucken zu lassen und zu verkaufen, oder diese Benutzung seines ihm verbliebenen rechtmäßigen Eigentums für eine anderweite Summe einem andern zu überlassen, wofern nicht mit dem ersten Verleger der Vertrag ausdrücklich dergestalt abgeschlossen worden, daß ihm das Verlagsrecht der Schriften des Verfassers, auch in jeder veränderten und neuen Gestalt auf immer und in alle Zukunft zustehen solle. Im vorliegenden Falle aber werde von dem Kläger eine so uneingeschränkte Übereignung an die Weidmannsche Buchhandlung und insonderheit eine verbindliche Verzichtleistung des Verfassers auf die Einverleibung der vorhin ihr überlassenen einzelnen Schriften in eine Sammlung aller seiner Werke nicht behauptet. Überdies erscheine aus den Akten nicht, daß der Weidmannschen Buchhandlung das Verlagsrecht einzelner Wielandscher Schriften, wie sie solches bereits vor zwanzig Jahren erworben, und in diesem langen Zeitraum nicht nur zu ihrer völligen Entschädigung für ihren Aufwand, sondern auch wahrscheinlich zu ihrem großen Gewinn ausgeübt habe, hierfür genommen werden solle. Solchergestalt

fehle so viel, daß sie über Einbuße und Schaden sich zu beschweren Ursache hätte, daß ihr nicht einmal Anlaß gegeben werde, die nach den Gesetzen ohnehin unzulässige Klage über den Wegfall noch mehreren Gewinns zu führen."

Zum Seume-Kapitel (XXI.).

I.

Knüttelverse Seumes.

Der Finger juckt, / die Feder zuckt; / es klirrt die Pritsche. / Drum setz ich mich / denn feierlich / auf meine Hitsche, / Dreyfuß genannt. / Apoll, gieb mir, / ich flehe Dir, / so viel Verstand, / als ich am Rand / von deinem Hauche / so eben brauche. / Die Versewuth / rollt durch das Blut: / Drum faßt nur Muth / und hört mich an, / mein lieber Mann! /

Wenn ich nun so / in otio / nach den Geschäften / mit matten Kräften / recht wurmig froh / ganz einsam sitze, / und über die / Philosophie / mit halbem Witze / nach meiner Art / zur neuen Fahrt / mich wieder sitze, / so ist mein Kopf, / der arme Tropf, / ein altes wahres / ganz extrarares / Hausmagazin, / wo schnell im Stillen / viel tausend Grillen, / roth, blau und grün, / wie Eggenfurch / buntkrausig durch / einander ziehn. / Da kann ich stracks / Euch πὺξ καὶ λάξ / als wär ich weiser, / als alle Kaiser / aus Morgenland mit Urverstand / und kluger Hand / die Welt regieren, / vom Indusstrand / zum Feuerland / flugs reformieren; / daß alle Welt, / so wie ich weise, / im besten Gleise / zusammen hält. / Da ist die Vernunft, / wie ich bestelle, / mir klar und helle, / auf alle Fälle / die einzge Zunft; / und alles geht / gleich einem Ührchen, / als wie gedreht / am besten Schnürchen / in Glück und Nöthen / auf dem Planeten. / Im Lande ist / zu jeder Frist / für Herrn und Knechte / und Jud' und Christ / mit gleichem Rechte / Gerechtigkeit, / daß jedermann / mit Sicherheit / hantiren kann / und

ohne Klause / in seinem Hause, / was er gewann, / in aller Ehre / und Ruh verzehre; / daß ihr kein Frohn / mit Spott und Hohn, / kein grober Büttel / mit knotgem Knüttel / entsetzlich schlecht / vom Bürgerrecht / nur Unsinn lehre, / als ob der Geck / von Menschenschreck / die Kreuz und Quere / des Teufels Kanter / und Abgesandter / des Moloch wäre. /

Ich setze dann / mit weisem Blicke / zum Völkerglücke / den Ehrenmann / nur ans Gerichte, / damit er frey / mit hellem Lichte / die Wahrheit sieht / und redlich schlichte, / und streng und treu / der Schurken Ruthe / und Trost für Gute / im Lande sey. / Die Richter werden / in großen Heerden / nach Pergament / dann nicht ernennt / zum Regiment; / nicht zu dem Amt / mit langen Ohren / sogleich geboren, / wo angestammt, / groß, dumm und hohl / das Dunstidol / die Backen bläht / und nebelreich / herunterweht, / wo Zwergen gleich / der Erdwurm geht. / Die Bonzen sind / mit ihrem Wind / aus dickem Bauche / in Aeols Schlauche, / damit sie nicht / mit faulem Hauche / das Angesicht / uns mit Mirakeln / aus Tabernakeln, / als gäben sie / Theognosie, / blindlings bemakeln, / und wenn der Magen / das Kraftragout / von dem Joujou / nicht kann vertragen, / nicht Uebelkeiten / uns dann bereiten. /

Dann häng' ich stracks / mit allen Lurken / ein Rudel Schurken, / daß Hanf und Flachs / ob dem Erhöhn / auf diese Weise / in gutem Preise / beständig stehn. / Dadurch wird fein / der Boden rein / von den Insekten, / die rund mit Gift, / wie in der Schrift, / das Land bedeckten, / und nach dem Fraß / zum Uebermaß / noch Junge heckten, / um ohne Ziel / nach Stumpf und Stiel / mit gierigen Augen / die letzte Kraft / von Lebenssaft / heraus zu saugen. / Die Erde war / wohl immerdar / an Schurken reich, / und wenn man gleich / von Zeit zu Zeit / mit Billigkeit / uns dezimieret, / so bleibet doch / des Unkrauts noch / viel aufgethürmt, / und nie verlieret / der Überrest / von dieser Heerde / zu unsrer Pest / sich von der Erde.

II.

Zwei ungedruckte Reisebriefe Seumes aus dem Jahre 1802/3.

1.

Prosit das neue Jahr von Wien aus! Ich bin eben wieder so marschfertig als da ich Ihnen aus Prag schrieb: aber nunmehr pilgere ich allein meinen Weg weiter; denn Schnorr bleibt hier in Wien und kehrt mit den Lerchen zu Ihnen zurück. Ich darf ihn nicht tadeln. Man hat uns unterwegs und hier so viel Schreckbares erzählt, daß es auf den Grenzen und dort nicht ganz geheuer seye, daß es wohl die Pflicht eines Hausvaters ist, an seinen kleinen Bienenschwarm zu denken. Mit mir losgekettetem Menschen ist es eine andere Sache. Mir würde man billig Muthlosigkeit vorwerfen können und müssen, wenn ich mich siebzig Meilen zurück schicken ließe, da ich nirgends viel zu gewinnen oder zu verlieren habe. Ich werde also unter des Himmels Geleite in einigen Tagen weiter stelzen.

Man hat uns hier überall sehr freundschaftlich aufgenommen und Retzer und Ratchky gingen in ihrer Humanität so weit, daß sie uns nächtlicher Weise in Orientierung des Ortes zu Fuße begleiteten. Es gefällt mir hier alles recht wohl, außer das verdammt häßliche Wetter, das hier an der Donau herrscht. Den Grafen Harrach habe ich noch nicht gesehen, werde ihn auch wohl nicht sehen, ob er gleich der höflichste artigste Mann von der Welt ist. Er lebt jetzt mit und in der großen Welt, steht erst nach zehn Uhr auf, geht gleich aus, speist um fünf Uhr Abends zu Mittag und, da er kein eigenes Haus macht, selten zu Hause. Die übrige Zeit wird in Gesellschaften verbracht; den Stil kenne ich schon. Das erste Mal trafen wir ihn nicht zu Hause, als wir den Brief abgaben, und nicht das zweyte Mahl. Dann kam er in Person zu uns und fand uns nicht. Das sind nun solche

contre tems. Ich werde sehen, ihn noch zu treffen. Fries war sehr freundlich und erinnerte sich mit vieler Güte, mich mit dem Prinzen von Darmstadt in Leipzig zusammen gesehen zu haben. Ihr Freund, der Hofrath Müller*), der Geschichtsschreiber, ist an Denis Stelle hier Bibliothekar, und Retzer sagte mit excessiver Artigkeit: Er würde sich die Ehre nicht nehmen lassen, mich zu einem Freunde zu führen, dem ich nicht fremd sey. Es wäre schon geschehen, wenn Müller nicht verreist wäre; aber ich hoffe ihn noch zu sprechen. Sie begreifen leicht, daß ich nicht lange genug hier bleiben kann, um nur das Merkwürdigste zu sehen. Auch bin ich zu dergleichen Dingen nicht gemacht. Sie werden sagen, das ist sehr übel. Sehr wahr; aber das ist nun einmahl nicht anders.

Die Herren Guy Müller waren so freundschaftlich, wie nur wahre Humanität seyn kann. Sie wollen mich hinlänglich mit Empfehlungen versehen. Ihre Verbindungen gehen durch ganz Italien. Die Berge! die Berge! Wenn ich noch neunzig Meilen durch den Schnee bin, dann wird es gar herrlich gehen. Sie haben auf meinen Kopf etwas mehr gegeben, als im Buche steht; und wenn ich umkäme verlören Sie auch Pfennige. Aber das kann uns nichts helfen; Sie sehen wohl, daß ich außer dem guten Willen auch vorwärts muß. Da Schnorr nicht mit mir geht, werde ich meinen Spaziergang in Ansehung der Zeit wohl etwas abkürzen können; in Ansehung des Raumes gebe ich keine Liliputer Elle nach; sondern setze vielleicht zu. Die Leute hier im Wirthshause haben nicht gewußt, was sie aus meiner grämlichen Personalität machen sollten: aber durch den Besuch des Grafen Harrach und einen anderen barocken Auftritt, wo mir viel Höflichkeit gesagt wurde, hat der Kellner einen gar gewaltigen Respekt bekommen und gesagt: Er habe gleich gemerkt, ich müsse ein Kerl seyn, hinter dem etwas stecke. Nach meinem Versprechen habe ich hier Böttiger geschrieben.

*) Siehe I, 349; II, 117.

Vielleicht läßt er von dem Wesen etwas abdrucken, und Sie lesen es. Wenn nicht, will ich Ihnen schon erzählen, wenn ich zurück komme. Ihre große und kleine Jette befinden sich doch wohl? und das ganze Jungengetümmel dazu. Ich bitte mich gehörig in gut Andenken bey allen zu erhalten, und mein Versprechen wegen der Kastanien zu wiederholen. Wenn Sie dieses lesen, werde ich mich wahrscheinlich durch die Straßen der Schneeberge arbeiten. Meine Mutter, wenn sie Nachfrage hält, werden Sie sagen, daß ich mich extra wohl befinde; und daran werden Sie keine Unwahrheit sagen. Füger ist mit der Zeichnung für Sie fertig und hat sie daher in die Arbeit gegeben. Vielleicht hat er Ihnen schon selbst deßwegen geschrieben. Wenn wir wieder durch den kalten Grund gehen oder in Ihrem Pavillon sitzen, wollen wir eins weidlich plaudern: denn ich habe mir vorgenommen unter andern auf meiner Reise auch ordentlich reden zu lernen. Ich bitte mir Ihren Segen aus, er wird schon über Berge und See wirken: und ich gebe Ihnen den meinigen als Ihr ewig inniger wahrer

Freund Seume.

Schnorr grüßt Sie!

Ich muß wohl noch einige Tage zugeben. Harrach ist meines Erachtens des Enthusiasmus werth, den Sie für ihn haben. Wir waren heute bei ihm zu Tische und haben mit der freundschaftlichsten Lebhaftigkeit Ihre Gesundheit getrunken. Das war das Mittel mir das Glas Malaga zu geben. Er bot mir Geld an, wann ich es brauchte, mit einer Miene, die sich vom Kompliment sehr unterschied. Er will mir durch einen Freund Empfehlung an einen Mann von Kenntnissen und Humanität verschaffen.

Guy Müller hat mir auch eine sehr gute Empfehlung nach Venedig, Ankona, Palermo, Neapel, und Rom gegeben, so daß ich nicht nöthig habe Geld zu tragen, welches mir aus mehr als einer Rücksicht lieb ist.

Schnorr wird Ihnen hoffentlich einmal schreiben, wie ich hier weiter über die Berge hinüber geschaut habe.

Füger ist als Künstler gewiß sehr groß, und als Mensch sehr liebenswürdig. Sie finden es gewiß nicht fremd, wenn ich das letzte noch etwas höher schätze als das erste.

So wohl es mir hier geht und so freundlich man mir von mancher Seite entgegen kommt, so ist meine Seele doch schon mehr an der Tiber als an der Donau. Es ist Schade, daß ich nicht mehr Vorbereitung mit auf die Reise nahm. Aber vielleicht gewinne ich durch Gelehrsamkeit nur sehr wenig. Sonderbar, wie schnell sich viele Menschen zusammenfinden. Es ist als ob ich mit Harrach schon zehn Jahre bekannt wäre; und das hat auch nicht der Wein gethan. Ich wiederhohle Ihnen meine besten Wünsche für Sie und Ihr ganzes Haus.

[Wien, o. D. 1802.]

2.

Mein voriger Brief war von Rom und dieser ist es wieder. Ich habe seitdem in den Pontinen geschlafen, habe das schöne Neapel so gut als möglich genossen, habe auf den Trümmern von Akragas junge Mandeln gefrühstückt, bin die Steinbrüche von Syrakus durchkrochen, habe aus dem Anapus Aale gegessen und bin fast in dem Simäthos ersoffen; habe dem Vater Aetna nun wirklich, so hoch und tief man kann, in sein ungeheures Maul gesehen und habe überall die Hesperidenäpfel Trinakriens mit dem Andenken an meine vaterländischen Freunde gepflückt, bin bey der kumischen Sibylle und in dem Becher des furchtbaren bösen und guten Nachbars von Parthenope gewesen, habe in Salerno viel Unsinn und in Pästum — keine Rosen gefunden; und nun sitze ich wieder bey Freund Fernow an dem spanischen Platze in Rom. Sie begreifen leicht, daß das alles sehr schnell gegangen ist, weit schneller als einem gelehrten Manne geziemt. Aber meine Zeit und meine Börse wollten und wollen es nun so;

ein anderer macht es anders und besser. Daß der Spaziergang etwas expedit gewesen sein muß, zeigt mir das Schicksal Ihres letzten Briefes, der mich wahrscheinlich noch in Wien treffen sollte, und den ich erst in Neapel erhielt und zwar als ich schon von der Runde aus Sicilien zurückgekommen war. Es geht gesund und gut; wenigstens glaube ich das, und mich däucht, ich bin bey der Sache eine Hauptperson. Versteht sich, daß ich weder antiquarische Entdeckungen mache noch antiquarische Werke schreibe; das mögen andere thun, die mehr Zeit und Lust und Gelehrsamkeit haben. Gestern hätten mich die Banditen in dem Walde von Aricia bald mit Dolchen in eine bessere Welt befördert: — aber dieses und meine andern Fährlichkeiten will ich Ihnen erzählen, wenn wir in Hohenstädt wieder einmal bey unserm deutschen Braunkohl sitzen, wo ich meinen guten Appetit schon so manchmahl mit irgend einer Schnurre aus meiner Jugend geschlossen habe. Ich bin nicht lange weg, und sehne mich schon wieder in den Kreis meiner Bekannten im Vaterlande. Jetzt werde ich nach Florenz und Mailand wandeln, dann durch die Schweiz höchst wahrscheinlich einen Abstecher nach Paris machen und zu Ende des Herbstes wieder bey Ihnen in Leipzig seyn. Die große Hälfte meiner kleinen Wanderung ist nun ziemlich glücklich gemacht; es war die gefährlichste, und ich hoffe die andere kleinere soll noch besser und angenehmer seyn. Wenn ich gehörige Vorbereitung gemacht und mit einigen unserer vaterländischen Philologen gehörige Rücksprache genommen hätte, könnte ich in literarischer Rücksicht auch Ihnen vielleicht nützlich werden und mir einigen Dank verdienen; aber so wie ich bin und gehe, fehlen mir alle Mittel auf meiner Durchflucht irgend etwas zu leisten: denn ob ich gleich meinen Theokrit am Anapus mit viel Genuß las, so wissen Sie doch, daß ich in der Philologie als Schulwissenschaft viel zu schwach und überhaupt viel zu sorglos bin, als daß sich von mir Autoschediasten etwas Gutes aus dem Stegreif erwarten ließe. So viel habe ich gesehen, daß

in Sicilien und Unteritalien die alten schönen Ausgaben ziemlich selten sind, und noch seltener die Männer, die sie benutzen könnten. Sterzinger in Palermo und Bandolina in Syrakus sind die einzigen, die ich jenseits der Pontinen als geschmackvolle Kenner der alten schönen Literatur gefunden habe. Der erste ist, wie Sie schon aus dem Nahmen sehen, unser Landsmann, und einer der humansten und rechtschaffensten. Für die Schulweisheit bin ich leider ein verdorbener Kerl, und für die Weltweisheit und die Welt selbst ist es, so wie die Welt ist und ich bin, nicht viel besser. Ich schließe, sonst bin ich in Gefahr ins lamentable Räsonnieren zu fallen.

Grüßen Sie Ihr ganzes Haus, Fritz und George und Heinrich und Albert und Jette, und die kleine Lotte, deren Bekanntschaft ich noch erst machen muß. Ich habe meinen Tornister mit Qvinqvalien für sie angefüllt, die gewiß dadurch einigen Werth bekommen, daß ich sie trotz dem besten Tyroler auf meinem eigenen Buckel von Syrakus nach Leipzig trage. Sie Selbst, lieber Freund, sind doch ein ganz stattlicher Mann, und für Sie bringe ich eine Pfeife von Baramit, damit Sie künftig aus einem wahren Vulkan rauchen, wenn ich mit dem Transport nicht verunglücke. Grüßen Sie unsere Freunde und zählen mich immer zu den Ihrigen.

Seume.

Muß Ihnen nur die Geschichte von Aricia in einigen Worten erzählen. Ich bin ausgeplündert worden. Zum Glück hatte ich nicht meine ganze Baarschaft, sonst wäre ich tüchtig aus den Hosen. Vier Kerle griffen mich an, zwey mit Dolchen, zwey mit Karabinern. Einer faßte mich am Kragen und setzte mir den Dolch an die Kehle, der zweite auf die Brust. Die zwey Schnapphähne hielten mit gespanntem Gewehr etwas von ferne. Das war gar pathetisch anzusehen, wie geschickt die Schurken die Kammerdiener machten.

Regiſter.

Acton, Lord I, 9.
Adelung, Joh. Chr. II, 136.
Ahlwardt, Chr. W. II, 282.
Albaneſerin, Die II, 338.
Alopaeus II, 112.
Alxinger, J. B. von I, 126 A, 152 f.; II, 95, 97.
Amalthea II, 327, 347.
Ammon, Hofprediger II, 317.
Anhalt, Graf von II, 56.
Apel II, 317, 343.
Appenzell I, 336.
Arbergen, Dorf bei Bremen I, 20.
Archenholtz, J. W. von I, 46, 238, 239, 309; II, 56, 78.
Augsburg, Göſchens Beſchreibung von I, 325 f.
Auguſtenburg, Herzog von I, 304; II, 56.
Auſterlitz, Schlacht bei II, 257.

Baedeker, Verleger I, 17.
Baggeſen, Jens I, 304; II, 345.
Bauſe, Kupferſtecher II, 83 A.
Bayern, Kunſt und Induſtrie in I, 328.
Beaumarchais I, 47, 77.
Beck, H. II, 267.
Becker, Sophie I, 236, 319 ff.
— W. G. I, 98, 171.
— Zacharias I, 40 f., 66 u. A., 74 f., 78, 224, 236, 237; II, 162; — an G. I, 100, 237; — Göſchen an II, 77; — Not- und Hilfsbüchlein I, 66 ff., 88, 89, 98, 236, 237.
Beit, Geldjude I, 247.
Benda II, 349.
Berger II, 86 A.
Bern I, 34.
Bernadotte, Marſchall II, 256.
Berthier, General II, 256.
Bertuch, Fr. J. J. I, 26, 35; II, 65; — Göſchen an I, 36, 37, 38, 58, 70, 72 f., 74, 77, 86, 94, 100, 106, 112, 124, 128, 130, 147, 149, 151, 153, 155, 167, 178, 180, 185 f., 189, 194, 207, 208 f., 230, 233, 256 f., 262 f., 264 f., 267, 269, 271, 324; II, 57, 65; — Bertuch an Göſchen II, 57.
Beſt, E. E. II, 261 A.
Bethlen Gabor II, 301.
Bibel, Herausgabe der, I, 42, 89, 243; II, 317.
Bild, Das II, 339.
Blennerhaſſett, Ladȳ I, 8.
Blücher II, 276.
Bode, Hofrat I, 77, 239, 257, 260.
Bodoni I, 146; II, 12, 174, 180, 188.
Boehmer, Caroline II, 151; — an Göſchen II, 156, 157.
Bolt, Kupferſtecher II, 86 A.
Börſenverein II, 228.
Böttiger, K. A. I, 16, 18, 20 f., 205 f.; II, 84, 122 f., 277, 350; — Göſchen an II, 96, 98, 112, 166 f., 174 f., 177 f., 180, 182, 212, 218, 245 f., 251, 254 f., 258 f., 260, 261, 263, 265, 268 f., 270, 271 f., 276, 277 f., 280, 308, 314, 318, 321, 323, 326 f., 340 A, 341, 343, 346 f., 357 f.; — Amalthea II, 317, 343; — Sabina II, 343.
Bourgoing, franzöſ. Geſandter II, 277.
Borberger I, 55 A.

Breitkopf & Härtel I, 27, 31.
Bremen II, 316.
Brentano, Sophie II, 238.
Brockhaus, Dr. I, 9.
Bülow, General II, 312 f.
Bürger II, 167.
Büsch, J. G. II, 251.
Byron, Lord II, 348.

Campo Formio, Friede zu II, 249.
Catharina, Kaiserin I, 276 A.; II, 56.
Chodowiecki I, 128.
Claudine, Goethes I, 200.
Claudius, M. II, 167.
Clavigo, Goethes I, 199.
Clodius, Prof. II, 115.
Connell, A. K. I, 9.
Contessa, W. C. II, 350.
Cotta II, 1 ff., 224 ff.
Cramer, Buchhändler I, 16.
Cromwell I, 315.
Crusius, S. L., Buchhändler I, 21, 170, 315; II, 6.

Dalberg, Fürst Primas I, 312.
Davoust, Duc II, 271, 275.
Dessau I, 36, 45, 47.
Diderot, Rameaus Neffe II, 212 ff. u. A.
Didot I, 146; II, 12, 174.
Dresden, Schlacht bei I, 306, 313; II, 301.
Dyk, Buchhändler I, 142 A.; II, 152.

Ebeling, Prof. II, 119.
Edinburgh II, 310.
Egmont, Goethes I, 195, 200, 239.
Eichstädt, H. K. II, 176 u. A.
Einsiedel II, 208; — Übersetzung der „Brüder" des Terenz II, 208.
Elisabeth, Geschichte der Königin I, 272.
Engel, Der blaue, in Leipzig I, 53.
— Joh. Jacob I, 53.
Engel, M. I, 260.
England im Kriege mit Frankreich II, 251 f.
Erfurt, Kongreß zu II, 267.
Ewald, Prof. I, 260.
Eylau, Schlacht bei II, 260.

Farbenlehre, Goethes II, 201.
Faust, Goethes I, 192.
Fichte, J. G. II, 279.
Fielding I, 77.
Flaxmann, John II, 186 A.
Florian, Ritter von St. I, 21.
Forster, Georg I, 312; II, 152.
— Therese I, 312 f.
Freicorps, Das Lützowsche I, 323; II, 293 ff.
Freimaurer, Die I, 84, 148, 260.
Freischütz, Webers II, 343.
Friedland, Schlacht bei II, 260.
Friedrich August, Kurfürst, später König von Sachsen I, 239; II, 182 f., 277, 313, 317.
Friedrich der Große I, 13, 68, 256, 330; II, 279.
Frühling, Göschens Schwiegersohn II, 309 u. A.

Gais I, 335.
Gallen, St. I, 335.
Gallish I, 151.
Gallitzin, Prinzessin I, 132.
Geißler I, 131 A.
Gellert I, 31.
Genossenschaft d. Gelehrten I, 29 ff.
Georg III., König von England II, 66.
Gespensterbuch, Das II, 282, 317.
Geßner I, 151.
Glättmaschine, Die II, 76, 192 A.
Gleim II, 66; — an Göschen II, 66 f.; — an Seume II, 67; — Tod 242.
— Betty II, 282.
Göchhausen, C. A. von I, 84 A.
Gohlis I, 57, II, 29, 376.
Göschen, August Robert I, 323.
— Charlotte I, 323; II, 287, 309 A.
— G. Joachim I, 1—350; II, 1—384.
— Georg Joachim I, 322; II, 293, 304.
— Henriette I, 323; II, 287 A.; — geb. Heun I, 207—228, 241, 253 f., 334 f.; II.
— Hermann Julius I, 323.

Göschen, Johann Georg I, 19.
— Johann Reinhard I, 13; — Vater des Verlegers 319.
— Karl Friedrich I, 322; II, 304, 311, 320f.
— Wilhelm Heinrich I, 322; II, 304, 309, 323.
Gotha II, 153, 212.
Goethe, J. Wolfgang von I, 11, 24, 26f., 30 A., 32, 105ff., 177ff., 239, 259, 276 A.; II, 70, 162f., 164ff., 168, 212ff., 225, 257, 311, 328f., 334f., 346; — an Göschen (2. Sept. 1786) I, 118f.; (20. Febr. 1787) I, 129; (15. Aug. 1787) I, 181f.; (27. Okt. 1787) I, 183f.; (9. Febr. 1788) I, 187f.; (22. Juni 1789) I, 193; (29. Juni 1789) I, 193f.; (4. Juli 1791) I, 201.
Gotter II, 153.
Gottsched I, 31.
Graff, Porträtmaler II, 69f., 114.
Gräff, Geschäftsführer Weidmanns II, 47.
Graeter, F. D. II, 82f.
Griesbach, J. J. II, 177, 180f.; — an Göschen II, 181, 190.
Grimm, Baron von II, 216 A.
Grimma I, 20; — Göschens Übersiedelung nach I, 318; — im Jahre 1813 II, 289ff.
Grimmaisches Wochenblatt II, 290f., 374.
Gruber, Wielands Biograph I, 101; II, 330 u. A.
Gustav Adolf II, 301.

Haas, druckt für Göschen II, 50.
Halifax II, 126.
Hamburg II, 259.
Hand, F. G. II, 318 A.
Harfe, Die II, 317.
Hatzfeld, Oberst II, 122, 126.
Haug, C. C. Fr. II, 3.
Heeren, Pastor I, 20.
— Hermann Ludwig I, 20; II, 276f., 312f.
Herder I, 27, 95, 127ff., 186f., 207; II, 242.
Hermann, J. G. II, 176 u. A.
Hessische Soldaten in Amerika II, 126.
Heun, Amtmann, Göschens Schwiegervater I, 222.
— Henriette, siehe Göschen, Henriette.
Heyne, Chr. Leberecht I, 45.
Himburg, Verleger I, 121; II, 52.
Historischer Calender für Damen I, 194.
Hohenlinden, Schlacht bei II, 249.
Hohenstädt I, 345f.; II, 29, 203, 289ff.
Hohenthal, Graf II, 321.
Holcroft, Road to Ruin II, 52 u. A.
Horen, Die, siehe Schiller.
Horn, Franz II, 351f.
Houwald, E. C. von II, 335, 339f.
Huber, L. Ferdinand I, 24ff., 47f., 50f., 53, 56, 60, 71, 146, 279, 312; II, 46, 52.
Hufeland, G. H. I, 69, 76, 259, 286; II, 15, 97.
Humboldt, W. von I, 310f.
Hume, History of England II, 175.

Iffland, A. W. II, 99ff., 106, 200, 333.
Igelström, Graf II, 128.
Imhoff I, 170f.
Indien, Briefe aus II, 261.

Jacobi, J. F. I, 83, 98, 259; II, 97.
— J. G. I, 259; II, 97.
Jean Paul, II, 277.
Jena, Schlacht bei II, 257f.
— I, 247.
Johann, Reise von I, 324ff.
John, Kupferstecher II, 86 u. A.
Journal für Frauen I, 53f.; II, 226.
Jünger I, 25, 53ff., 95f.; II, 29, 97.
Juniusbriefe, Die II, 97.

Kalb, Frau von I, 282.
Kamp, H. A. von I, 17,
Karlsbad, Göschen in I, 295.
Kauffmann, Angelica I, 182, 184, 186, 192; II, 86 A.
Kind, F. II, 317, 342.

Klassikerausgabe, Göschens II, 177.
Kleist, Heinrich von II, 263 A.
Klinger, M. von II, 213.
Klopstock I, 1, 32 f., 126, 156; II 78, 107 ff., 173, 195, 242, 331.
Knebel, Göthe an I, 198; II, 195; — Knebels Lucrez II, 192 ff., II, 328, 333.
König, Friedr. II, 191 f.
Kontinentalsperre, Die II, 265.
Korkor, Kupferstecher II, 86.
Körner, Joh. G. I, 22 f., 42, 47. — C. G., Vater des Dichters I 22 f., 47, 56, 60 ff., 71, 76, 87, 98 f., 133, 220, 239; II, 97, 283; — an Göschen I, 43, 52, 77, 99, 137 f., 140, 168 f., 266 f., 342; II, 283.
— Theodor I, 323; II, 283, 293, 299 f.
Kraus, G. M. I, 70 A., 146 f.
Kummer, Buchhändler, in Leipzig I, 170; II, 370.
Kunze, Joh. F. I, 23, 222.

Lafontaine, A. H. J. I, 259.
Lange, Prof., in Bayreuth II, 97.
Laun, Friedr., siehe Schulze.
Lausanne I, 34.
Leipzig, Geselligkeit in, am Ende des 18. Jahrhunderts I, 27. — I, 170, 348, 370; II, 41, 69, 153 f., 203 f., 228, 252, 258 f., 263, 271, 273, 284, 286, 292, 295, 299, 301, 370.
Lengefeld, Ch. von I, 243 f., 251 f., 283 f., 292, 295.
Leoben, Friede zu II, 95.
Leopold, Kaiser I, 171 f.
Lessing I, 78, 156.
Lips, Kupferstecher I, 184, 188; II, 86.
— Loeben, O. Graf von II, 344.
Lorenz I, 20, 337 f.
Lunéville, Friede von II, 249.
Luther in Augsburg I, 327.
Lützow II, 295, 298.

Macdonald, James II, 261 A.
Mainz, Kurfürst von I, 41, 312; — Belagerung von I, 339; — Clubbisten in I, 312, 339 ff.
Manso, J. Chr. Fr. II 166 u. A.
Marengo, Schlacht von II, 249.
Markland, J. II, 318 u. A.
Martiny-Laguna II, 177.
Matthisson, Der Dichter I, 219.
Mauvillon, J. I, 315.
Meil I, 128.
Meissner, A. G. I, 21 A., 176 A., 96, 174 f., 224.
Meister, Verfasser der „Natürlichen Moral" I, 261.
Mercur, Der I, 70 f.; II, 169 f.
Merkel, G. II, 169 u. A.
Meyer, F. L. W. II, 56 A., 154.
Müllin, Drucker in Paris II, 190 f.
Minor, Prof. I, 56 A.
Monatschrift, Berliner I, 310.
Morgenstern, K. S. II, 177 A.
Müller, F. A., an Göschen I, 349; II, 117.
Müllner, A. II, 335 f.

Nachdrucker, Die I, 158 ff., 191, 329 f.
Napoleon I, 66, 229; II, 188, 252 ff., 262 f., 267, 276, 298.
Neubeck, V. W. II, 173 u. A.
Nicolai II, 163, 166.
Nostitz, Graf von II, 262, 321 u. A.
Not- und Hilfsbüchlein I, 66.

Ossian II, 282.
Oßmanstädt, Gut II, 89 f.; — Verkauf von 242.

Palms Erschießung II, 256 f.
Paris, Belagerung von II, 313.
Paulmann, H. I, 19.
Perthes, Fr. A. I, 173.
Peschel, Hofrat Dr. I, 9.
Pestalozzi I, 307 f.; — Göschens Besuch bei I, 334.
Platen II, 340.
Pleswitz, Waffenstillstand zu II, 298.
Pope, Der englische Dichter I, 31.

Rabelais II, 142.
Racknitz, Freiherr von II, 98, 163, 322.
Ramberg, J. H. II, 86 A.
Ramdohr II, 99, 163.

Rameaus Neffe I, 204 f.
Reformation, Zeitalter der I, 307.
Reich, Buchhändler I, 27, 74.
Reiche I, 34, 39.
Reichardt, H. A. O. I, 153; II, 167.
Reinhardt, Joh. Chr. II, 274 A.
Reinhold, Wielands Schwiegerſohn I, 101, 124; II, 97.
Revolution, Die franzöſiſche I, 311 f.
Rochlitz II, 218 A.
Roſenmüller, J. G. I, 260 A.; II, 30.
Rowe, Eliſ. II, 245 A.
Rühs, C. Fr. II, 274 A.
Rulffs, Kaufmann und Wohltäter Göſchens I, 16, 338 f.; II, 152.
Rumfordiſche Suppe II, 342 A.

Sabina, Morgenſzenen im Putzzimmer einer reichen Römerin II, 347.
Sailer, Biſchof I, 328.
Schatz in Gotha II, 71.
Schill, Major II, 275.
Schiller, F. I, 48 ff., 76 ff., 87 ff., 133 f., 194, 197, 204, 219 f., 224, 230, 233, 235 f., 241 ff., 279 ff., 295; — letzter Brief II, 227; — Tod II, 227.
— Die Räuber I, 48, 141, 236.
— Fiesko I, 48, 80, 236.
— Kabale und Liebe I, 48, 236.
— Thalia I, 48, 50 f., 59, 62 f., 73, 76, 88, 91 ff., 97 f., 140, 143, 145, 233 ff., 238 f., 242 f., 244 f., 249, 252, 309, 314; II, 9.
— Don Karlos I, 48, 89, 96, 141, 143 ff., 152, 155, 235, 304; II, 8, 20, 196 f.
— An die Freude I, 87 f., 89, 95.
— Freigeiſterei der Leidenſchaft I, 90, 95.
— Reſignation I, 90, 95.
— Verbrecher aus verlorner Ehre I, 95, 143.
— Geiſterſeher I, 140, 144, 227, 234 f., 246; II, 20, 196.
— Menſchenfeind I, 141, 144, 227.
— Geſchichte des dreyßigjährigen Kriegs I, 272 ff., 279 ff., 307; II, 197 f., 208, 210.
— Horen, Die I, 308; II, 7, 159.
— Xenien, Die I, 309; II, 161 ff.
Schiller, Callias I, 320; II, 5 f.
— Anmut und Würde II, 4, 9.
— Muſenalmanach II, 19.
— Jungfrau, Die II, 203 ff., 209.
— Frauenjournal II, 218 f., 223.
— Huldigung der Künſte II, 246 A.
— an Göſchen (17. Sept. 1785) I, 87 f.; (15. Dez. 1785) I, 89 f.; (23. Dez. 1785) I, 91; (23. Febr. 1786) I, 92; (7. April 1786) I, 99 f.; (9. Okt. 1786) I, 133; (Anfang 1787) I, 142 f.; (März 1787) I, 144; (17. März 1788) I, 235; (9. Mai 1788) I, 224; (19. Juni 1788) I, 242; (21. Dez. 1788) I, 245; (10. Febr. 1789) I, 247; (8. März 1789) I, 248; (2. April 1789) I, 250; (29. Mai 1789) I, 250 f.; (30. Juli 1789) I, 252; (22. Dez. 1789) I, 267; (6. Jan. 1790) I, 280 f.; (März 1790) I, 283; (Mai 1790) I, 283; (27. Okt. 1790) I, 284 f.; (5. Nov. 1790) I, 286; (12. Jan. 1791) I, 288 f.; (28. Jan. 1791) I, 289 f.; (Mai 179) I, 290; (3. Juli 1791) I, 295; (27. Aug. 1791) I, 297; (22. Sept. 1791) I, 298; (Oktober 1791) I, 300; (28. Nov. 1791) I, 300; (16. Dez. 1791) I, 302; (15. Jan. 1792) I, 305; (10. Febr. 1792) I, 306; (14. Okt. 1792) I, 308; (16. Nov. 1792) I, 310; (Dez. 1792) I, 316; (25. Febr. 1793) I, 316; (Mai 1793) I, 317; (3. Juli 1793) I, 318; (18. Juli 1793) I, 318; (26. Juli 1793) I, 318; (Sept. 1793) I, 318 f.; (Oktober 1793) I, 320; (4. Febr. 1794) II, 4; (4. Mai 1794) II, 5; (16. Juni 1794) II, 9; (10. Nov. 1794) II, 10; (Mai 1797) II, 25 f.; (April 1798) II, 198; (15. Jan. 1801) II, 199; (26. Februar 1801) II, 201; (15. Okt. 1801) II, 205; (10. Febr. 1802) II, 206; (Febr. 1802) II, 208; (1. März 1802) II, 209; (31. Mai 1802) II, 210; (22. Nov. 1804) II, 215; (23. Dez. 1804) II, 216; (24. Jan. 1805) II, 221; (Fe-

bruar 1805) II, 222; (24. April 1805) II, 222, 227; — Göschen an S. (17. Sept. 1785) I, 87 f.; (1. Dez. 1785) I, 88; (Januar 1786) I, 92; (März 1787) I, 145; (26. April 1797) II, 24 f.; (Sept. 1797) II, 26 f.; (April 1799) II, 196; (Nov. 1799) II, 197; (April 1800) II, 198; (Jan. 1801) II, 200; (Februar 1801) II, 200; (März 1801) II, 201 f.; (6. Okt. 1801) II, 204; (Jan. 1802) II, 205; (10. Febr. 1802) II, 209; (18. April 1804) II, 213; (22. Nov. 1804) II, 215; (2. Jan. 1805) II, 216.
Schimmelmann, Graf I, 304.
Schlegel, A. W. I, 20 f., 151 ff., 171; II, 155, 160.
— Fr. II, 153, 156.
Schlieben, W. S. A. von II, 350.
Schneider, J. G. II, 178 A.
Schnellpresse, Erfinder der II, 191.
Schnorr von Carolsfeld, Hofrat Dr. I, 9.
— Maler II, 146, 186 A., 284 f.
Schnurrer in Tübingen I, 332.
Schottland, Reise durch II, 161 A., 310.
Schramm, Nachdrucker II, 11 A.
Schubart an Göschen II, 52 f., 70 f.; — Göschen an II, 51.
Schultz, Staatsrat I, 198.
Schulz, J. Chr. Fr. I, 276 A.
Schulze, Fr. A. I, 227; II, 317.
Schütz, Chr. G. I, 73; II, 191.
Schwan, Buchhändler I, 170.
Scott, Sir Walter II, 310.
Seidel, Kammerkalkulator I, 184 f., 189.
Seume I, 259; II, 121 ff.; — an Göschen II, 128, 131, 137 f., 145, 380 ff.; — „Mein Leben" II, 311.
Shakespeare, W. II, 306, 349.
Stern, Dr. Ad. I, 196.
Sterne, Lawrence I, 325 A., 337; II, 348.
Stock, Die Schwestern I, 24, 312.
Stolberg, Die Brüder I, 79 ff.
Susemihl, Göschens Schwiegersohn II, 287, 310, 326.
Talma, Schauspieler II, 267.
Tasso, Göthes I, 192.
Tauchnitz II, 288.
Tauenzien II, 305 A.
Thomson, Sir Benjamin I, 329; II, 342 A.
Thümmel, M. A. I, 131, 276, 333; II, 97, 163.
Tieck, L. II, 340 f.
Tilsit, Friede zu II, 262.
Torgau, Belagerung von II, 305.
Trattner, Baron von I, 163.
Tübingen I, 332.
Typographische Gesellschaften I, 34.

Unger, Buchhändler II, 50.

Verlagskasse, Die I, 35 f.
Vitruvius II, 273.
Vögel, Die, des Aristophanes I, 200.
Volkstädt bei Rudolstadt I, 241.
Vollmer, Dr. II, 2.
Vollsack II, 284.

Wall, Anton, siehe Heyne.
Waterloo, Schlacht bei II, 313, 317.
Weber, Carl Maria von II, 343.
Weibert, Herr I, 9.
Weidmann, Buchhandlung II, 30 ff.
Weimar im Jahre 1806 II, 257 f.
Wenck, Professor I, 91 A.
Werther, Goethes I, 199.
Wengand, C. F., Verleger I, 27.
Wieland I, 35, 69, 100, 103 f., 124 f., 161, 220, 231 ff., 256 ff., 260 f., 267, 272 ff., 293, 296, 298, 320, 322, 340 f.; II, 169, 229—248, 346; — an Göschen (22. Mai 1786) I, 103; (30. Juni 1786) I, 125; (14. Jan. 1787) I, 143 f.; (Nov. 1788) I, 261; (9. Nov. 1789) II, 33 f.; (1790) I, 277; (20. Juni 1791) I, 293; (Juli 1791) I, 296; (7. Juni 1792) II, 42; (21. März 1793) II, 48 f.; (18. April 1793) II, 49; (Juli 1793) II, 53; (Aug. 1793) I, 322; (18. Aug. 1793) I, 341 f.; (28. Nov. 1793; II, 59; (Jan. 1794) II, 64 f.; (Juni 1794) II, 65; (17. Okt. 1794) II, 72; (Dez. 1794) I, 74)

(2. Okt. 1796) II, 82; (Januar 1797) II, 83 f.; (12. Febr. 1797) II, 86; (5. Mai 1797) II, 89; (27. Okt. 1797) II, 90 f.; (Februar 1799) II, 231; (März 1799) II, 231; (15. Juli 1799) II, 232; (31. Okt. 1799) II, 170; (Dez. 1799) II, 235; (Juli 1800) II, 238; (29. Sept. 1800) II, 239; (Nov. 1801) II, 239; (30. Okt. 1804) II, 244; (6. Dez. 1804) II, 219; (10. Okt. 1805) II, 253; (1811) II, 348; — Göschen an W. (Nov. 1786) I, 125; (Okt. 1787) I, 154; (16. Jan. 1788) II, 31 f.; (4. Nov. 1788) I, 256; (Jan. 1789) I, 272 f.; (4. März 1789) I, 273; (2. Aug. 1789) I, 273; (6. März 1790) I, 267; (6. Sept. 1790) I, 274; (10. Sept. 1790) II, 34 f.; (Okt. 1790) I, 269 f.; (11. Nov. 1790) I, 275; (15. Juli 1791) I, 295 f.; (13. Nov. 1791) II, 38; (18. Dez. 1791) II, 40; (10. Juli 1792) II, 43; (15. Jan. 1793) II, 47; (28. Juli 1793) I, 340; (Dez. 1793) II, 63; (Oktober 1794) II, 72; (17. Nov. 1794) II, 73; (2. Dez. 1794) II, 74; (7. Dez. 1794) II, 75; (24. März 1795) II, 76 f.; (Dez. 1795) I, 345 f.; (16. Mai 1796) II, 80; (Sept. 1796) II, 82.

Wieland in Erfurt II, 267; — Ehrenlegion II, 268; — Tod II, 305; — Gesammelte Werke II, 30 ff.; — Goldner Spiegel II, 36; — Agathon II, 43; — Aristophanes II, 53; — Musarion II, 54; — Agathodämon II, 230; — Gespräche unter vier Augen ibid. — Aristipp II, 238 ff.; — Hexameron II, 240; — Euthanasia II, 244; — Briefe Ciceros II, 247; — Wielands Erben II, 330.

Wien, Göschen in I, 125 f.; — Vertrag von II, 279.

Wolf, Friedr. Aug. II, 184 f., 250, 273; — an Göschen (1806) II, 187 f.

Woltmann, K. L. II, 273.

Wolzogen, Schillers Schwager II, 313.

Wychgram I, 59 A.

Xenien, Die I, 309, 312, 338.

Young, Edw. II, 245 A.

Zollikofer I, 324.

Zürich I, 336 f.

Verzeichnis
der
hauptsächlichsten Druckfehler.

Band I.

Seite 43 Zeile 26 lies „der" statt „das".
„ 50 „ 13 „ „seine" statt „ihre".
„ 55 „ 17 „ „sie" statt „Sie".
„ 84 „ 5 „ „Logen" statt „Bogen".
„ 138 „ 7 „ „noch" statt „nach".
„ 147 „ 23 ist „diese Art" zu streichen.
„ 161 „ 1 lies „verderbt" statt „vererbt".
„ 244 „ 14 „ „auf des Dichters Versprechen gegründete".
„ 246 „ 26 „ „die Lösung" statt „der".
„ 344 „ 20 „ „Einfalt" statt „Einfall".

Band II.

Seite 52 Zeile 24 lies „von" statt „an".
„ 86 „ 27 „ „weniger" statt „wenigen".
„ 147 „ 34 f. „ „einen" statt „ein".
„ 225 „ 10 „ „Gesinnungen".
„ 248 Anm. Man vergleiche jedoch die Vorrede zur deutschen Ausgabe.

B